



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Digitale Sammlungen

Das Haus am Weserstrande

Felden, Emil

Leipzig, [1917]

urn:nbn:de:gbv:46:1-10447

write

colorchecker classic

Prüfung 2 3416

Das Haus am Weserstrande

Geschautes und Erlebtes

von

Emil Felden



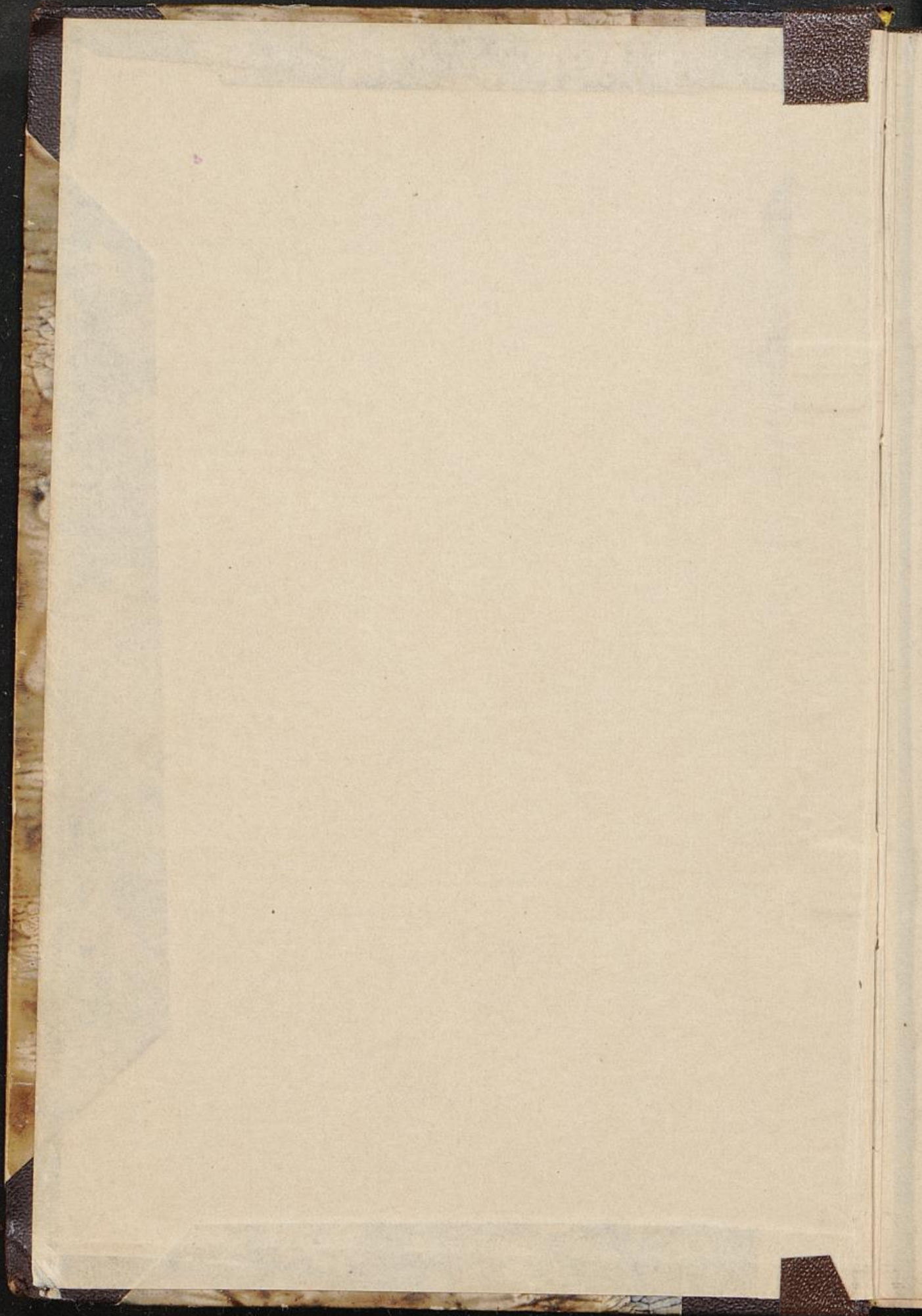
1107 : 1242
Oldenburg & Co. Verlag, Leipzig



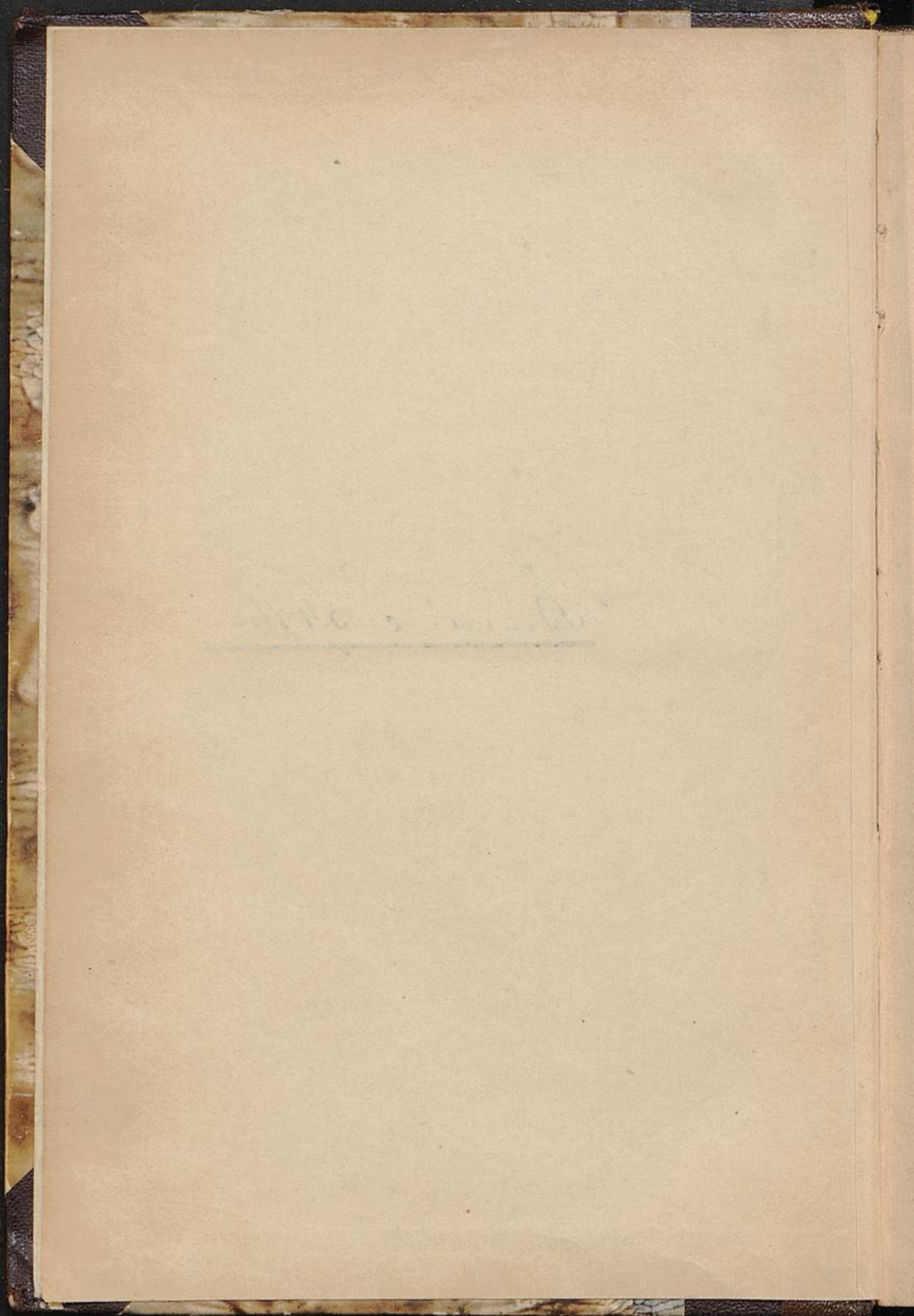
Der
Ganz
Hofe
nde

M.C.
16





Brem. c. 3416.



Brem. 2 3416

Das Haus am Weserstrande

Geschautes und Erlebtes

von

Emil Felden



1917 : 4342

Oldenburg & Co. Verlag, Leipzig



Alle Rechte vorbehalten
Nachdruck verboten

Die Federzeichnungen des Buches
und das Umschlagbild sind von
Pedro Schmiegelow, Bremen.



Meinen Kindern:
Gerda und Doris,
Andreas und Franz
gewidmet.

Inhalt

Die Umgebung des Hauses am Weserstrand . . .	7
Die Weser	8
Der Strand	19
Der Garten	49
Der Himmel	62
Das Haus	71
Die Diele	74
Der Saal	74
Die „Gradohe“ und das „Schweinestälchen“ . .	89
Das Wohnzimmer	98
Eine Treppe höher	112
Das Badezimmer	112
Das Zimmer der Hausherrin	115
Das Schlafzimmer	125
Das Schlafzimmer unserer Jungens	128
Das Studierzimmer	129
Das Zimmer der beiden Mädchen	142
Der Boden	143
Die Räucherammer	151
Die Bewohner des Hauses am Weserstrand . .	155
Ich	155
Meine Frau	157
Die Kinder	159
Unsere Tiere	202
Die Perlenkette	234
Schluß	241

Die Umgebung des Hauses am Weserstrand

Hochgebaut wie eine wehrhafte Burg steht in Bremen das Pfarrhaus von St. Martini neben der schönen, alten, gotischen Kirche, umgeben von mächtigen Packhäusern, in denen Waren im Werte von Millionen lagern und fluge Kaufleute rechnen und sinnen, wägen und wagen, und spiegelt sich in den gelb-blauen Fluten des Weserstromes, der seine starken Grundmauern bespült. So dicht ist es an den Strom angebaut, daß wir schon aus seinen Fenstern heraus Fische gefangen — oder wenigstens zu fangen versucht haben . . .

Wann das Haus gebaut ist, weiß ich nicht. Ich habe vergebens versucht, es zu erfahren. Niemand von den in Betracht kommenden Leuten kann mir sicheren Bescheid geben. Dabei gewesen ist jedenfalls von den jetzt Lebenden keiner. Es muß also schon eine ganz geraume Zeit her sein, daß sich die Bögen an der Weser zu wölben begannen, über denen sich das Haus erhebt. Als sein langjähriger Bewohner kann ich bezeugen, daß es ein „alter Rasten“ ist.

Hohe Linden umsäumen den weiten Platz, auf dem Kirche und Pfarrhaus stehen. Im Herbst und im Winter faust der Sturmwind durch die kahlen Äste hindurch, der besonders gerne um unser Haus herumfegt. Er spielt mit den starken Bäumen auf seine vertraut-plumpe Weise, daß sie ächzen und sich vor ihm beugen und ihn um Gnade bitten. Wenn im Sommer aber die Sonnenstrahlen das grüne Laubdach durchdringen und gelbe Kleecke auf den violettbeschatteten Boden zeichnen, dann hauchen die Linden süßen, berauschenden Duft aus, den wir mit Wonne

einatmen. Tausende fleißiger Biennen lockt er herbei, die mit dankendem Summen von Blüte zu Blüte fliegen, ihren süßen Nektar trinken und eifertig davontragen.

Den ganzen Tag über wird die Luft erschüttert vom Gerassel der zahllosen Wagen, die über den gepflasterten Platz hinwegrollen, der in vergangenen Zeiten der stille Kirchhof der Gemeinde gewesen ist. Beladen mit dicken Ballen Baumwolle und gelben Bündeln kostbarer Tabake, mit Fässern voll Bier und feiner Weine, mit Käse und Butter und Margarine, mit Schinken und Würsten, mit Kisten und Kisten, mit Obst und Südfrüchten und vielen, vielen anderen kostbaren Dingen, bringen sie diese Schätze in die hohen Pack- und Lagerhäuser hinein, von wo aus sie später in das Innere Deutschlands verschickt werden. So liegen Kirche und Pfarrhaus da, umtost vom gewaltigsten, rauschenden Verkehr der Handels- und Großstadt. Und sind trotzdem ein Teil für sich — eine stille Insel. Das merkt man deutlich, wenn sich die schweigende Nacht auf die Erde herabgesenkt hat und ringsum zahllose Lichter aufgeflammt sind, die das Dunkel vertreiben sollen. Wie still wird es da in der Umgebung des Hauses! Haben sich aber erst die Kontore ringsum geleert, so hört man jeden Schritt der heimwärts eilenden Menschen, jedes ihrer Worte, jeden Hufschlag der gemächlich vorbeitrabenden Droschkenpferde. Wie das verhallende Grollen eines in der Ferne ersterbenden Gewitters dringt das dumpfe Rollen der Elektrischen Wagen von den Brücken her, der schrille Pfiff einer weitab dahinsausenden Lokomotive abgedämpft nur, traumhaft gleichsam ins Haus. Wie ruhig ist es nun! Aus der Insel der Stille ist ein Hafen des Friedens geworden...

Die Weser

Werfen wir nun einen Blick auf die Weser! Tief unten rauscht sie in ihrem Bette, das der Flut des Meeres Eingang gewährt, seitdem der geniale Franzius es vertieft hat.

Wie schön ist der Fluß! Schön bei Tage und bei Nacht, zur Sommers- und zur Winterszeit, bei Sonnenschein und Sturm!

In seinen wogenden Fluten spiegelt sich die Sonne wieder, so daß wir doppelt ihres Glanzes genießen. Da gleißt's und schimmert's und flammt's, als sei das Wasser fließendes Gold. Bis in die Tiefe hinein vermögen wir zu schauen und der flinken, blinkenden Fischlein lustiges Spiel zu bewundern, die zahlreich sich darin tummeln, vielbegehrt von den zahlreichen Fischern, die ihnen, hinterlistig, wie es der Mensch allein sein kann, mit langen Stangen und spitzen Haken bewehrt, falsche Tatsachen in Gestalt von langen Regenwürmern, die lebendig aufgespießt werden, oder altem Käse und Brot vorspiegeln, um sie hinauf in Todesglut und Mutters Bratpfanne zu locken. Und abends, wenn des Tages Königin untergeht — da baut sich eine goldglitzernde Brücke auf den Wassern von uns zu der sinkenden Sonne hin, auf der die Gedanken und Träume des stillen Betrachters wandern und wandern bis in die weitesten Fernen, in ein Land hinein, da wonniger Friede zuteil uns wird, bis nach Walhall hin, das dort, fern, fern im Westen aufflammt... Wir grüßen dich, scheidende Sonne, du Mutter allen Erdenlebens! O daß wir morgen dein Licht wieder begrüßen dürfen! O daß dein Licht von Tag zu Tag leuchtender werde, uns und allen, allen Menschenkindern, den schwerbeladenen, schicksalunterworfenen...

Nun ist sie hinabgetaucht, dort hinter den Türmen, den Mauern... in der Ferne versunken. Langsam, langsam verblaßt der Wolken Glutbett, in das sie sich gelegt. Auf leisen Sohlen naht sich still die Nacht, der Betrübten und Müden traute Freundin. Da flammen auf den beiden Brücken, zwischen denen unser Haus sich befindet, und auf den Uferstraßen große Lichter auf. Grünlich leuchtende zuerst. Bald gesellen sich ihnen Lichter bei mit orangefarbiger Strahlung. Und der Weser Wasser, das eben noch dunkel und geheimnisvoll dahinrauschte, erglänzt auf einen Schlag in herrlichem, unbeschreiblich glänzend-zitterndem Scheine. Als ob es geschmolzenes rötliches Kupfer oder grünlich-flüssiger Messing wäre, soeben dem Schmelzofen ent-

flossen, so wallt und brodelte es. Tausend glühende Augen schaueten aus der Tiefe zu uns empor und lockten den Träumer. Sie verzehnfachten sich jählings, wenn die erleuchteten Wagen der Elektrischen über die Brücken rasselten.

Dann blickten auch unsere Augen neugierig hinab in die Tiefe, allwo allerhand sonderbare Gestalten sich tummeln, aus den Märchenbüchern der Kinderzeit uns wohlvertraut, Nixen und Wassermänner und andere wundersame Wesen...

Horch! Hörst du sie nicht singen und sagen? Von den wohlgefühlen Fluten lispeln sie rühmend, die weich, wie das herrlichste Flaumbett, denjenigen umhüllen, der in sie hinabtaucht, vom Frieden des Schlafs, der den Müden umfängt, wenn er sich ihnen anvertraut. Ach, manch einer, dem ein allzu heißes oder ein übervolles Herz in der Brust schlug, unverstanden von den leerbrüstigen Menschen, so daß er nach Schlaf sich sehnte und Ruhe und nach Frieden lechzte, hat sich verlocken lassen von den süßen Liedern, die leise zu uns heraufklingen in stiller Sommernacht...

Da schleicht ein Schiffseis vorüber. Eben war er noch unsichtbar im Dunkel. Nun gleitet er gleißend im glutenden Lichte durchs geschmolzene Metall. Leicht blähen sich seine Segel im linden Abendwinde, oder die Ruder plätschern leise im Wasser. Husch! Ist die ganze Märchengesellschaft weg! Doch wenn des Schiffseis Spur im Wasser zerrann — so schnell geschieht das, ach fast ebenso schnell, wie das Vergessen der Menschen Spuren auf Erden auslöscht — dann sind sie alle wieder zur Stelle, die Nixen und die Wassermänner, und tummeln sich in der Tiefe und winken und grüßen zu uns herauf, die wir zu ihnen hinabschaueten, die Kinder und die Alten, die mit Kinderherzen noch Märchen erleben... und das Locken, das Klingen und Singen beginnt aufs neue: „Komm, du kurzlebige Menschenkind, dessen Leben verrinnt, wie dieses Stromes Fluten, komm mit deinem vollen, heißen Herzen in unsere Kühle, in unsere Ruhe“. Wenn dann in sternklaren Nächten die Himmelsaugen herunterstrahlen wie feurige Demanten auf dunkelblauem Samt, oder

der Mond am Himmel herauf- und herunterklettert, dann wird das Lichterspiel im dunklen Wasser noch farbiger und reicher, werden die Nächte zu Augenfesten mit natürlicher „bengalischer“ Beleuchtung.

Ja, die Weser hat es uns angetan mit ihrem Zauber! Wir lieben sie auch dann, wenn aus ihren Wassern weißliche Dämpfe steigen, die ganz, ganz langsam, aber sicher an den Ufermauern in die Höhe flettern, daß das Lichtgefunkel in den Fluten schwindet und allem, das ringsum steht, weiße Hemdlein angetan werden, daß die alten Häuser am Ufer aus den dunklen Fenster-
augen dumm herabgloßen, als wunderten sie sich über das, was da unten vor sich geht, bis die Nebelgewänder, immer höher steigend, endlich auch die alten blöden Häuseraugen mit einer Binde umgeben... Hei, wie da im dünnen Flimmerscheine der Lichter, die in Strahlenbündeln nur schwach den Nebel zu durchdringen imstande sind, die Nixen ihre Tänze aufführen! Hei, wie sie ihre luftigen, duftigen Schleier schwingen! Dann will wohl auch der Wind mitspielen. Doch ein gar grober Gesell ist er, der toll und rücksichtslos dazwischensfährt, daß die zarten Nixenschleier zerreißen, und ganze Feten über Häuser und Brücken hinfliegen! Die Dampfer aber, die auf der Weser fahren und die großen Lastkähne schleppen, beginnen sich zu fürchten und lassen alle Augenblicke angstvoll ein dumpfes, langgezogenes, jämmerliches Tuten hören... Das klingt so geheimnisvoll, so schmerzlich, daß man meinen sollte, der Schiffsleib empfinde wirklich die Gefahr, in die der boshafte, heimtückische Nebel ihn gebracht hat, klingt wie das Stöhnen eines tiefbedrückten Herzens, das eine einzige mitfühlende Seele sucht, um nur einmal alles, alles das auszuschütten, was in ihm sich angesammelt hat an wildem Weh und tiefem Leide, eine Seele, die allem Geschehenen Verständnis entgegenbringt, auch dem, das am schwersten drückt: der erkannten Schuld...

Im Sommer, da schießen kleine langgestreckte Kähne vorüber wie Nähnadeln, die von den fleißigen Fingern der Näherin durch schimmernden Seidenstoff geführt werden. Kräftige Jüng-

lingsgestalten sitzen darin, kaum bekleidet, wettergebräunt, und führen mit muskelstarken Armen die Riemen. Besonders lustig anzusehen ist dies Vorüberschießen in der Zeit vor einer Regatta. Dann werden nämlich die Schifflein von einem Motorboot begleitet, das mit einer unheimlichen Geschwindigkeit dahintrast, daß der Borderteil in einem steilen Winkel hoch aus dem Wasser herausragt. Dabei läßt es ein fürchterliches Fauchen hören, als sei es ein wildgewordener Kater. Drinnen sitzt ein dicker Herr. Warum immer ein Dicker, entzieht sich unserem Wissen; aber, daß dem so ist, das beschwören auf Verlangen alle unsere Kinder. Dieser Dicke hält es für seine Aufgabe, seine Bierbaßstimme in das Fauchen seines Motorbootes hinein ertönen zu lassen, und damit sie auch recht laut erschalle, benutzt er ein riesengroßes Sprachrohr, in das er aus Leibeskräften hineinbrüllt. Die Wirkung ist seiner Anstrengung durchaus entsprechend! Eine schöne Musik entsteht auf diese Weise allerdings nicht. Aber schön sieht es aus, das wilde Dahintrasen des Bootes durch die wild aufgewirbelten, schäumenden, brandenden Wogen der Weser. Denn durch die mit rasender Schnelle herumsaufenden Schrauben wird das Wasser so sehr aufgewühlt, daß es noch minutenlang nach dem Vorbeisaußen des Bootes schäumend an die Ufermauern schlägt und die Böschungen und Mauern hoch hinaufklettert.

Schöner schon will den Kindern die Musik erscheinen, die bei anderen Gelegenheiten aus dem Weserbett zu uns herauftönt. In schwülen Sommernächten schleichen Rähne durch das Halbdunkel. Mit Papierlaternen sind sie manchmal geschmückt. Manchmal auch nicht! Dann nämlich nicht, wenn ein Pärchen darin sitzt, was man ohne weiteres verstehen wird. Gitarren lassen ihre zirpenden und Mandolinen ihre zart meckernden Töne die düsterdurchtränkte Nacht durchdringen, und hier und da singt jemand mit süßer — oder auch saurer — Stimme dazu: „Sti—hill ru—hu—ut de—her See“ oder, wenn die Rahnfahrer ganz fröhlich sind: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so tra—haurig bin“. Aber wenn sie an die Stelle kommen

„Die schön—hönste Ju—hungfrau sizet, dort oben wu—hun—der—bar“, dann zieht sich meine Frau regelmäßig zurück. Sie will nicht in den Verdacht kommen, daß ihr so viele Ständchen gebracht werden.

Am schönsten ist es aber zu Himmelfahrt und Pfingsten. Da liegt nämlich am Anleger der Großen Weserbrücke ein Dampfer. Die „Mathilde“ ist es, die sich zum Feste schon am vorhergehenden Tage aufs prächtigste geschmückt hat, obwohl sie „nolen Dampfer“ im wahrsten Sinne dieses Wortes ist. Birkenreiser und bunte Papierlaternen zieren ihr Verdeck wie ein mit feuerroten Blumen und dunklen Kirschen verzierter Hut ein dralles Dienstmädchen am Sonntag nachmittag. Der Unterleib ist ganz frisch blutigrot gestrichen, als habe sie ein neues Unterrocklein angezogen, um ja recht gut bei den Verehrern abzuschneiden. Die großen Plakate, die, Wochen vorher schon in allen Zigarrenläden aushängend, zu einer fröhlichen Fahrt nach den „Badener Bergen“ einluden und an Bord außer anderen Genüssen eine „ausgezeichnete Restauration“ und ein „prächtiges, vaterländisches Konzert einer vorzüglichen Kapelle“ verhiessen, haben ihre Wirkung ausgeübt... Zu Hunderten ziehen die vergnügungsfüchtigen Wasserfahrer über die Landungsbrücke, um sich selbst an Bord zu verstauen — im wahrsten Sinne dieses Wortes! Denn wenn die „vorzügliche Kapelle“ ihre ersten Weisen ertönen läßt, kribbelt's und krabbelt's auf dem Schiffe wie in einem Ameisenhaufen, und bald sieht das Verdeck aus wie eine große Heringstonne, so eng zusammengepackt sitzt und steht das „hochverehrte Publikum“, das eine so beispiellose Geduld und Sanftmut zeigt, daß man meinen könnte, es bestände aus lauter unschuldigen Lämmlein. Dann stehen unsere Kinder an den Fenstern unseres Hauses und haben ihre helle Freude an dem Schauspiel, das sich unten abspielt. Ich habe mich schon oft gefragt, wer wohl den größeren Spasß an der ganzen Sache haben dürfte: die Kinder oder das Publikum? Bei angestrengtem Nachdenken bin ich jedoch zu der Einsicht gekommen, daß es — der Unternehmer ist, falls gutes Wetter herrscht. Doch gestehen

wir der Gerechtigkeit halber gerne zu, daß auch wir unser vollgerüttelt Maß an Vergnügen abbekommen. Die „vorzügliche Kapelle“ ist es vor allem, die uns reine Freude bereitet. O, wie die Klarinette quiekt! Als ob man einem Ferkel in den Schwanz gekniffen hätte, so hört es sich an. Wie die Trompete schmettert, als ginge es nicht ins Vergnügen, sondern in die todbringende Schlacht! Wie das Oboe jammert, als solle jemand umgebracht werden, an dem es mit seiner ganzen Seele hängt. Am lautesten aber gebärdet sich der Baß. „Um—ba, um—ba, um—ba, umb—umba, um—ba, um—ba, umb“, so brummt er in einem zu dazwischen. Und uns, die wir oben an den Fenstern den „süßen“ Klängen lauschen, will es scheinen, als ob er immer gerade dann brumme, wenn es eigentlich nicht sein sollte. Aber das ist nicht wahr! Die Musiker sind insgesamt taktfeste Gesellen. Wenn es trotzdem sehr oft so klingt, als stimmten die Instrumente nicht ganz genau zueinander, oder als habe der Kapellmeister sich bei seinen equilibristischen Übungen plötzlich die Arme verrenkt, oder als sei er beim Taktieren von einer plötzlichen Wahnidee befallen worden, so ist etwas ganz anderes daran schuld! Nämlich — das Echo! Ja, wir haben bei unserem Hause ein ganz wunderherrliches Echo. Jedesmal wenn die Kinder nach dem Namen des „Bürgermeisters von Wesel“ fragen, kommt die verlangte Antwort richtig zurück! Dies Echo ist aber den Musikern gegenüber mehr als boshaft. Wirft es doch den soeben den Röhren der harmoniefreudigen Musikanten entflohenen sauberen Ton gerade dann zu uns zurück, wenn der nächste Takt bereits erklungen ist. Daß infolgedessen ein Ohrenschmaus ganz besonderer Art herauskommt, kann man sich ohne weiteres denken. So sonderbar schnurrig klingt es, daß die Kinder vor Vergnügen in der Stube herumspringen wie Heuschrecken im Juli-grase und sich vor Jubel nicht zu halten wissen. Aber die Musiker sind niemals daran schuld! Zu ihrer Ehre sei es laut und deutlich gesagt, daß sie ein sauberes Rohr blasen.

Wenigstens bei der Abfahrt der „Mathilde“ ist es so! Ob

aber auch bei der Rückkehr, die abends offiziell „gegen 10“ erfolgt? Denn wer könnte wohl die Streitfrage lösen, wieviel von den Disharmonien, die dann zu uns heraufklingen, auf die Schuldrechnung des heimtückischen Echos und wieviel auf das Konto des Bieres zu setzen ist, das sowohl in der „vorzüglichen Restauration an Bord“, wenn auch etwas warm, verzapft wird, als auch in ausgezeichnete Güte auf den „Badener Bergen“ fließt, wie das der nicht immer gesangsvereinsmäßige Gesang, der aus den rauhen und zarten Kehlen der Wasserfahrer erschallt, klipp und klar beweist? Mir will es eher scheinen, als ob dann das Echo den Mantel christlicher Liebe auf das Luten und Singen deckte. Das wollen wir denn auch tun! —

Pfingsten bringt uns alljährlich noch einen anderen Augenschmaus! Am frühen Morgen des zweiten Festtages erhebt sich ein Stimmengewirr in der Weser, das lauter und lauter wird... Dazwischen ertönt ein Rufen, das dem Quaken von Enten vergleichbar ist und von einem vielstimmigen mehrmaligen Hurra aus mehr oder weniger rauhen Männerkehlen begleitet wird. Wir lauschen! Was ist's? Was bedeutet der quakende Ton? Nun wird er deutlicher! „Nat—nat—nat“, so lautet er, und nicht wie die Kinder gemeint haben: „quak, quak, quak“. Das Feldgeschrei der Schwimmvereine ist's! Da kommen sie angeschwommen in langem Zuge, einige mit Zylinderhüten auf den Köpfen, dicke und dünne Herren, neuerdings wohl auch heißblütige Weiblein, die sich stets an der Spitze befinden. Sie schwimmen in der eiskalten Weser, auch wenn die „Pfingsttemperatur“ nur 6 oder 7 Grad beträgt! „Müssen die eine Hitze haben“, meint meine Frau, mich wehmütig von der Seite ansehend. In der That, sie müssen Hitze in sich tragen, diese Schwimmbrüder und -schwestern! Denn uns klappern die Zähne vor Kälte — vom bloßen Zusehen, während sie „quietschvergnügt“ in der kalten Weser herumplätschern. Puh! — Schifflein begleiten sie, in denen einige Herren sitzen. Eine weiße Einrichtung! Denn jeden Augenblick winkt der eine oder der andere

der Bezahlinderten im Wasser. Dann kommt das Schifflein angeschwommen, und man kann die gelungensten Kletterkünste bewundern! Vor allem ist es ein dicker Herr — er ist wirklich dick! — der alljährlich nur bis vor unser Haus kommt, um hier wie ein besessener Kabeljau mit den Borderflossen in der Luft herumzufuchteln, bis man ihn mit großen, vereinten Anstrengungen mühsam in den rettenden Rahn hineingezogen hat. Und jedesmal, wenn einer schachmatt das rettende Schifflein erklommen hat, ruft der ganze Chorus der Zäheren im Wasser: „Nat, nat, nat — Hurra!“ Wir aber sehen den Hitzigen, die der Abkühlung so sehr bedürfen, wehmütig nach, bis sie hinter der Kaiserbrücke unseren Augen entschwinden. Und eifrig die Weser lobend, die uns so viele schöne Bilder bietet, kriechen wir ins warme Bett zurück.

Zu Anfang unseres Bremer Aufenthaltes hielten sich auf der Weser zahlreiche buntfarbige, vielschnattrige Enten auf und belebten sie mit ihrem Spiel, ihrer unglaublich leistungsfähigen Verliebtheit und ihrer Gefräßigkeit. Ich liebe sie, diese Tiere! Zu possierlich sehen sie aus, wenn sie einen mit ihren listigen, schwarzen Auglein erwartungsvoll von der Seite anblinzeln, den Kopf schief geneigt, als wollten sie sagen: „Was trägst du in deiner Toga, Krieg oder Frieden, Futter oder Schlachtmesser?“ Ach, sie sind offenbar alle dem letzteren zum Opfer gefallen, unsere schnatternden Lieblinge! Denn auf einmal waren sie verschwunden. Ob ich am Ende dazu beigetragen habe, ihr unentrinnbares Schicksal dadurch zu beschleunigen, daß ich sie aus dem Fenster heraus mit Brot und Überresten unserer Mahlzeiten fütterte, so daß ihr Fett sich tüchtig vermehrte, die böse Lust ihres Besitzers nach ihrem Leben und Braten zu plötzlichem Erwachen kam und ihn zu schnellerer Tat entflammte? Wer weiß! Meine Augen sahen sie nicht wieder, und vergebens sucht mein Ohr in schlaflosen Nächten ihr mehr lautes als melodisches, seelenvolles Geschnatter zu erlauschen.

Dafür stellen sich zu gewissen Zeiten zahlreiche Möven ein. Wenn draußen auf dem Meere der Südweststurm allzu schroff

auftritt und mit heulender Wut die gischende Brandung gegen den Strand schleudert, wenn er die Flutenmassen vor der Mündung der Weser aufstürmt, so daß diese ihre Wasser nicht an die große Mutter, das Meer, abgeben kann, und immer gewaltigere Massen sich in ihrem Bette stauen, wenn er mit den großen Ozeandampfern spielt, wie ein fröhlicher Knabe mit seinen Papierschiffchen — dann fliegen sie wohl bis zu uns herauf, die freien Vögel des Meeres, die schnellsegelnden, glanzgefiederten Möven. Zierlich wiegen sie sich auf den aufgeregten Wogen oder schweben pfeilschnell dahinschießend in kühnem Fluge in den brausenden Lüften. Wenn nur ihre Stimme nicht so schrill-krächzend, so unzufrieden-klagend wäre, wie die eines gutgesättigten Redners mit goldener Kette überm wohlgerundeten Bäuchlein in einer Versammlung gegen Nahrungsmittelwucher oder eines Bußpredigers beim zornigen Aufzählen menschlicher Schwächen und Fehler, besonders fleischlicher Art! Aber Freude bereitet es uns doch, die ewig hungrigen Gesellen aus dem Fenster heraus füttern zu können. Hui, wie sie sich auf jeden Bissen Brot stürzen, der in die wildbewegten Wogen hinabfliegt, wie sie die Beute mit Windesschnelle ergreifen und siegesfroh mit ihr davonsausen! Wie sie sich sofort das Fenster merken, aus dem der gute Brocken heruntergekommen ist! Sowie irgend jemand wieder daran erscheint, sind sie gleich in ganzen Scharen da und umfliegen schreiend die Stelle, da etwas hinfallen könnte. Welches scharfe Auge müssen diese Tiere doch besitzen! Denn hier und da kommt es wohl vor, daß eines der Kinder: „nur um zu sehen, was sie machen!“ statt des nahrhaften Brotes ein Stück weniger nahrhaften, zusammengeballten Papierees hinunterwirft. Doch die schlauen Tiere tun den kleinen Betrügern nicht den erwarteten Gefallen. Ohne einen Blick auf den Papierball zu werfen, kreisen sie schreiend weiter, als sei nichts geschehen!

Sa, schlau müssen sie sein, unsere Möven! Haben wir sie doch während der ganzen Kriegszeit nicht zu Gesicht bekommen. Sie blieben draußen in der Freiheit, im großen Ozean. Warum

wohl? Wußten sie, daß es so knapp bestellt war mit unseren Lebensmitteln? Daß sie draußen, wo die gütige Natur ihnen den Tisch alltäglich mit gleicher Liebe deckt, unter englischem Kampf für Menschenliebe und französischem Ringen für die Kultur, unter Nahrungsmittelknappheit und Lebensmittelwucher, unter ZCB und Brotz, Kartoffelz, Fleischz, Fettz, Milchz usw. =Karten nicht zu leiden hätten wie die törichten Menschen, die einander umbringen und aushungern, die sich in selbstgemauerte Steinbrüche einsperren und auf dasjenige angewiesen sind, was die schlauen Bauern ihnen für schweres Geld hereinbringen — wollen, wenn die Mieten geöffnet sind, natürlich! Ach, wer es haben kann wie diese freheitsdurstigen Meeresvögel, der ahme ihr Beispiel nach! —

Wenn der Winter kommt, so bietet der Strom wiederum ein neues Bild. Gewaltige Wassermassen wälzt die Weser dem nahen Meere zu, die, gelb und trüb, hohe Wellen werfen. Setzt aber Kälte ein, so rechte, feste, schöne Winterkälte, daß die „Schneckenbellen“, wie der Volksmund wohl sagt, und die Nasen sich röten, auch ohne regelmäßigen Alkoholgenuß, dann schwimmen sofort große Eischollen auf der Weser wie Rosenblätter auf grünem Rasen zur Sommerszeit. Bei Ebbe treiben sie mit Windesschnelle stromabwärts. Doch je höher die Flut steigt, um so langsamer ziehen sie dahin. Knirschend drängen sie sich aneinander, schieben sich krachend übereinander, bis sie endlich ganz stillestehen und schnell zusammenfrieren, so daß bald ein dicker Eisgürtel über der lebendigen Flut liegt, wie der dicke Knochenpanzer über dem weichen Leib der Riesenschildkröte. Wieder haben die Kinder ein großes Schaufest. Denn unten an der Weser suchen die Jüngens Eischollen festzuhalten, um auf sie zu klettern, was ihnen aber außer nassen Füßen keine weiteren Erfolge einbringt. Ist die Weser zugefroren, dann versuchen waghalsige Kerle darüber hinzulaufen, und tatsächlich haben wir schon manchen auf diesem ebenso gefährlichen wie beschwerlichen und ungewöhnlichen Wege über die scharfkantige Eisfläche zum jenseitigen Ufer gelangen sehen. — Da erhebt sich plötzlich in

der Ferne, weit hinter der Kaiserbrücke, ein Knirschen und Krachen und Donnern! Was bedeutet's? Der Eispanzer auf dem Weserstrom beginnt zu schwanken... Eisbrecher sind's, die ihre schweren Schiffsleiber auf den Eisgürtel hinauffahren und ihn dadurch zum Bersten bringen. Ein Stück nach dem anderen reißen sie von ihm ab, und in einzelnen großen Schollen treibt das Eis stromabwärts... Handel und Wandel Bremens, der sich nicht zum kleinsten Teile auf der Weser abspielt, duldet keine lange Unterbrechung des Wasserweges. Unpoetisch in seiner ganzen geschäftsmäßigen Nüchternheit räumt er mit jedem Hindernis auf, das sich ihm in den Weg zu stellen sucht. Auch das Eis muß ihm weichen...

Der Strand

Wozu sollen wir an den Strand der Nord- oder Ostsee gehen? Wozu stundenlang im engen Eisenbahnabteil sitzen, um hinzukommen? Geld ausgeben für die weite Reise, uns in schmalen Zimmerchen herumdrücken und uns in harten Betten Schwielen an Rücken und unterhalb desselben holen, im Gasthof ebenso teures wie zähes Rindfleisch kauen, um das Strandleben aktiv und passiv zu genießen? Wozu? Wir haben's nicht nötig! Wir können es bequemer haben! Wir gehen einfach zur Türe hinaus, gleich links vor dem Hause eine hohe Steintreppe hinunter — und da sind wir. Wenn wir uns am Strandleben aktiv beteiligen wollen! — Sonst genügt es vollständig, daß wir, um es voll und ganz zu erleben, aus den Fenstern unseres Hauses schauen. Was man da alles erleben kann! Niemand, der nicht das Glück hatte, am Weserstrande zu wohnen, ist imstande, es auch nur im entferntesten zu ahnen!

Zunächst das ewige Steigen und Fallen der Weser in Ebbe und Flut. Langsam, ganz langsam steigt das Wasser. Es kehrt die Lonne, die rote, die vordem nach Norden flutete, um, so daß sie jetzt dem Süden zustrebt; es bedeckt die alten, schlammigen

Steine, die dort liegen; es kriecht heran wie eine Schlange, lautlos, sicher und unabwendbar wie das Schicksal, um schließlich mit seinen Bogen alles zu überfluten: die alten Knochen, die da bleichen, ausrangierte Regenschirme, die von der lachenden Jugend hinabgeworfen wurden, zerrissene Stiefel, leere Flaschen, verbeulte Konservenbüchsen, durchlöchernte Töpfe, welcke Blumen, Steine und den schönen weißgelben Sand des Strandes. Sie bedecken schließlich alles, die steigenden Wasser, barmherzig oder unbarmherzig — je nach dem Standpunkte dessen, der zuschaut — genau so wie das Leben es tut... um es nach kurzer Zeit, wenn die Ebbe eingetreten ist, wieder ans Tageslicht zu bringen. Sie hat etwas Beruhigendes, diese unsterbliche Gleichmäßigkeit des Geschehens, die sich in Ebbe und Flut offenbart. Ein Abbild ist sie mir des großen, unendlichen Weltgeschehens: es vollzieht sich sicher, es vollzieht sich rücksichtslos; keine Macht gibt es, die es aufhalten könnte; es vollzieht sich an denen, die guten Gewissens sind: ruhig, vertrauensvoll ergeben sie sich in das Schicksal, sehen Schönheit und Güte darin, ja, warten schließlich geradezu darauf, wie das alte Mütterchen auf den Erlöser Tod; es vollzieht sich ebenso gewiß an denen, die das Gewissen schlägt und peinigt, wie an denen, die kein Gewissen haben — soweit es sich nicht um Freveltaten anderer handelt, die gegen sie selbst begangen sind: diese sehen das Schicksal mit Grauen und Entsetzen sich nahen, so wie ein zum Tode verurteilter Verbrecher mit schlotternden Knien und klappernden Zähnen den Henker, wie der reiche Mann im Evangelium den Tod herannahen sieht! — Deshalb schaue ich gern hinab in die wogenden, steigenden, fallenden Fluten, sehe gerne zu, wie sie näher und näher herankommen, um mit immer gierigeren Zungen den Strand zu belecken, bis sie mit leisem Plätschern an die gewaltige Mauer schlagen, die unser „Haus am Weserstrande“ trägt. Dann läßt sich's herrlich denken und sinnen und träumen...

Bis ein Dampfer oder ein Motorboot vorbeirauscht, dessen Schraube die Wasser aufwühlt, daß sie scheltend und grol-

lend über die Störung ihrer immer bewegten, aber trotzdem beschaulichen Ruhe an den Mauern wie rasend emporspritzen und sie peitschen, wie ein kulturbringender Kosakenoffizier russische Infanteristen, die deutsche Gräben angreifen sollen.

Das ist jedesmal ein großes Vergnügen für die Kinder, die allezeit zahlreich den Strand bevölkern. Es sind immer einige darunter, die sich vor den anderen auszeichnen wollen — „sich einen Käse“ geben“ wollen, sagt man im Elsaß. Sie markieren die Mutvollen. Die erzürnten Bogen kommen angerollt — die Mutvollen stehen wie Jung Siegfried, als der Drache sich heranwälzte. Die Mädchen, die als Zuschauerinnen mitwirken — wenn sie nicht da sind, verliert das Spiel auch für diese Achte-Käsehoche seinen Reiz — kreischen auf und schreien laut vor Schreck und grausiger gänsehauterregender Erwartung dessen, was da kommen wird: die Mutvollen wanken und weichen nicht!... Da... da... mit rasender Geschwindigkeit kommt der Wasserschwall rauschend angerollt, und siehe, unsere Helden, unsere Jung Siegfriede — sie machen einen mächtigen Satz nach rückwärts, als wären sie wild gewordene Heuschrecken — der drohenden Masse gegenüber, die nicht nur die Stiefel — das macht den Kindern nichts aus — sondern auch die Hosen betroffen hätte, hält der Mut doch nicht stand. Ein lautes Hohn-gelächter umhüllt sie, in das alle Knaben ausbrechen, vor allem diejenigen, die vorher mit bewunderndem Neide den mutigen Gesellen zugeschaut, die um soviel tapferer sein wollten als sie, die wegen der nassen Stiefel die mütterlichen Mahnungen und väterlichen Prügel fürchteten.

Ja, die Kinder am Weserstrande! Sie sorgen für eine reiche Abwechslung bunter Bilder! Wenn Schule ist, belebt sich der Strand erst nach ein Uhr. Doch wenn die schönen Ferientage angebrochen sind, dann bevölkert ihn die kleine Schaar von den frühen Morgenstunden an bis in den späten Abend hinein, wenn längst die Sonne weit hinten im Freihafen versunken ist. Was sie da treiben? Wessen Einbildungskraft, so kühn sie auch sein mag, vermöchte die üppige Fülle alles dessen zu ersinnen, wer

könnte wohl das aufzählen, was alles da getrieben wird. Die Mädchen schlingen ihre Reigen und sprechen singend ihre Kinderreime; die Knaben spielen Soldaten, was das Zeug hält. Einfach, wie die Menschen, die sich am Strande vergnügen, sind die Waffen, die zum Kriegführen benutzt werden. Ein Stück Holz, das Überbleibsel einer alten Apfelsinenkiste oder gar eines Margarinekübels — seligen Angedenkens! — wird zum männermordenden Dolche, zum Schwert, zum Gewehr, ja, sogar zum Maschinengewehr, um zeitweise wieder als Gaul zu dienen. Wer im Besitze eines regelrecht gezimmerten Holzschwertes ist, wird sofort zum Gefreiten ernannt. Dreimal glücklich aber derjenige, der einen richtiggehenden Säbel, einerlei welcher Gestalt — sie sind alle willkommen! — den seinen nennt. Die Ernennung zum Adjutanten des Höchstkommandierenden, des Generals Kalli oder Heini, ist ihm gewiß. Auf diese Würde des „Generals“ verzichtet der jeweilige Inhaber nie. So leicht wagt es auch keiner, dem Gewaltigen diesen Ehrenposten streitig zu machen! Zwar ist es nicht die größte Klugheit, die diese fette Pfründe und große Ehre verschafft, wohl aber sind es die festesten Fäuste und die größte Kraft, die sie ohne weiteres erzwingen. Und während man niemals Gefreiter oder Unteroffizier oder gar „Herr Hauptmann“ werden kann, ohne ein gewisses Waffenmaterial, zum mindesten aus Kistenholz, zu besitzen, so nennt der Herr General oft nicht einmal ein armseliges Stück Brett als Schwert sein eigen, requiriert es vielmehr im Notfalle von irgendeinem Untergebenen, nachdem er sich ihm mir nichts dir nichts einfach als Vorgesetzter vor die Nase gesetzt hat. Allerdings mißbraucht er im allgemeinen seine Macht nicht allzusehr. Sonst packt wohl einer der Tapferen aus der Soldatenschar seine Habseligkeiten zusammen, zerdrückt ein paar Krokodilstränen oder murmelt ein Schimpfwort, erklärt laut mit entrüsteter Stimme: „Ich spiel’ jetzt nich mehr mit“, und zieht von dannen. Ja, es gelingt einem solchen Unzufriedenen nicht selten, Freunde und Verwandte ebenfalls zur Fahnenflucht aus dem Heere Kallis oder Heinis zu bewegen. Das ist dann eine

sehr böse Sache für den Herrn General! Gewalt hilft nichts, sie würde nur noch mehr verderben. So greift er denn lieber zu dem Mittel, das die Patrizier in Rom seinerzeit mit Erfolg den Plebejern gegenüber anwandten, als diese auf den Heiligen Berg ausgewandert waren: er verspricht dem ausgerissenen Gemeinen goldene Berge, verspricht ihm den Gefreitenknopf, die Tressen, die Epauletten — o, es kommt ihm nicht darauf an, dem Herrn General! Und oft gelingt es, den Abtrünnigen nicht nur wieder für die Fahne zurückzugewinnen, da ja die Triebfeder seines Handelns in der Mehrzahl der Fälle gekränkter Ehrgeiz war, sondern ihn sogar durch Verleihung hoher Würden zu seinem rücksichtslosen Verehrer und willenlosen Werkzeuge werden zu lassen. Doch diese Bestecherei und Bevorzugung rächt sich in den meisten Fällen sehr bald und gründlich. Nicht einmal im Kinderspiel kann sich etwas Gesundes auf einer Günstlingswirtschaft aufbauen! Es zeitigt vielmehr das „Oppositionsstrebertum“. Warum in aller Welt soll Krischan nicht ebensogut „Herr Hauptmann“ werden können, wie Frißi es geworden ist? Ist doch die Art und Weise, es bei diesem Militär schnell zu etwas zu bringen, ganz verblüffend einfach! Und so erklärt bald dieser bald jener nach berühmtem Muster, daß er nicht mehr mitspielen wolle, läßt an sich herum bitten und betteln, und sich endlich unter der Bedingung, daß er auch „Herr Hauptmann“ werden solle, erweichen, so daß der „Herr General“ schließlich zwar einen großen Stab um sich hat, aber nur noch drei oder vier Soldätlein befehligt, armselige Knirpse, die es unter keinen Umständen wagen, gegen die Größeren zu mucksen...

Oder es werden unten am Strande Gräben ausgehoben und Burgen erbaut, die gegen die andrängende Flut gehalten werden — ganz wie am Meeresstrande. Oder man sieht den ehrbaren Fischern zu, die zumeist mehr guten Willen als Glück besitzen. Das Herausziehen eines jeden, lang erwarteten Fischleins wird von der Jugend mit Hurra begrüßt und eifrig besprochen; Fisch und Fischer werden begutachtet, letzterem auch viele gute Ratschläge erteilt, bis er mit einem groben Fluche die Ge-

sellschaft zum Teufel oder sonstwohin schießt. Dann fliegen ihm wohl von oben her Steine um die Federspule, bis er sich fluchend und scheltend vor der grossenden Jugend zurückzieht. — An einem heißen Sommertage kam einer mit einem alten, viel durchlöcherten Sacke angelaufen, den er über vier kreuzweise in den Sand gesteckte Stöcke spannte und „Zelt“ betitelte. Er legte sich auch hinein, d. h. er streckte die Füße unter das Sacktuch, ließ jedoch den Rest seines edlen äußeren Ichs weiterhin von der Sonne bescheinen. Gezwungenerweise! Denn für den ganzen Jungen war das „Zelt“ nicht geräumig genug. Ja, einmal vermietete dieser ganz Schlaue sein „Zelt“ als „Sommerwohnung“ an den Meistbietenden. Er erntete viel Spott und Hohn und wenig irdische Güter. Einen toten Frosch mit drei Beinen boten sie ihm als Mietpreis an, eine rostige Stahlfeder mit nur einem Zinken, bis sich endlich ein Dummer fand, der für den allzu teuren Preis von fünf Kirschen einziehen durfte. Die Sache endete mit einer Prügelei! Denn nach ein paar Augenblicken erklärte der Mieter, es sei ihm doch zu dumm, „da drin“ zu liegen; er wolle lieber seine Kirschen wiederhaben, als seine Beine in „so ein Zelt“ stecken. Der Vermieter weigerte sich, den Mietzins zurückzugeben. Es war ihm dies auch eine glatte Unmöglichkeit, da er in weiser Voraussicht des Kommenden die Kirschen sofort hinabgeschluckt hatte — samt den Kernen, obwohl das sehr ungesund sein soll.

Ein besonderes Vergnügen bereitet es den Kindern, die Zementböschung, die zum Schutze der Ufergrundmauern an deren Fuße als ziemlich steile Flächen angebracht sind, in rasendem Anlauf zu erklimmen, um sofort wieder auf ihr herunterzurutschen. Als Fahrzeug bedienen sie sich desjenigen Körperteils, der nach allgemeiner Ansicht am meisten von allen aushalten kann und in der Jugend auch vielfach aushalten muß. Daß Hosen und Röcke nach einer solchen halbstündigen Rutschpartie spiegelblank sind und einem gutgeratenen Schweizerkäse — „Löcherkäse“ nennt ihn bezeichnenderweise unser Jüngster — täuschend ähnlich sehen (bis auf die Farbe, die ein helles Grau aufzuweisen pflegt),

wird mir der freundliche Leser ohne große Versicherungen glauben. „Manni“, unser Kleinster, hat sich oft den Kopf darüber zerbrochen, was wohl die „Muttis“ von Kindern, die mit so zugeordneten Kleidern nach Hause kommen, sagen mögen. Ich für mein Teil glaube jedoch, daß diese Frage gar kein Problem in sich schließt. Der Empfang, den die „Löcherkäse“-Hosenbesitzer finden mögen, läßt sich sehr leicht ausmalen!

Bei sehr hoher Flut, die nicht nur den Strand unter Wasser setzt, sondern auch an den Grundmauern hoch hinaufsteigt, stellen sich einige Wagehälse die tatsächlich nicht uninteressante Aufgabe, trockenen Fußes die Zementböschung entlang zu laufen, oder besser gesagt, zu kriechen. Eine Weile geht das immer gut. Plötzlich kommt jedoch ganz bestimmt einer aus der Gesellschaft ins Rutschen und rutscht schreiend in die kühlen Fluten hinab, in denen er zum großen Gaudium der anderen, glücklicheren Kameraden mit einem überaus dummen Gesichte sitzt. „Man weiß gar nicht wie“, hörte ich jüngst einen sagen, als er sich triefend aus dem Wellenbade nach Hause schlich. Noch hübscher aber ist der Anblick für den Zuschauer, wenn sich derjenige, der ins Rutschen kommt, hilfeheischend an den nächsten Kameraden klammert und dieser womöglich wiederum an den Nachbarn usw., bis die ganze Kette im Nu im nassen Elemente plätschert. Das Geschrei, das daraufhin ertönt! Späßen in der Paarungszeit können sich nicht lauter gebärden, sich nicht schlimmer verrupfen, als diese unfreiwillig Badenden es tun. Das Sonderbare dabei ist immer dies, daß niemals irgendeiner die Schuld an diesem „Unfalle“ trägt, sondern immer „der andere“, der gestoßen, oder der gezogen, oder gar der, der nicht recht „festgehalten“ haben soll!

An den Tagen, da Predigerunterricht stattfindet, kommen die Knaben bei früherem Schulschlusse bereits um elf Uhr zum Weserstrand. Wenn jemand ein gelungenes Freiluft-Theater sehen will, so sei er hierdurch auf die Vorstellungen aufmerksam gemacht, die sich zur angegebenen Zeit in der Nähe der großen Weserbrücke abspielen. Man kann sie im allgemeinen betiteln

mit: „Der Kampf zwischen Knaben und Bockschiffer“. In zwei Akte zerfällt sie. Des ersten Überschrift lautet: „Bockschiffers Traum von Ruhe und Glück“, die des zweiten: „Bockschiffers Erwachen und Kampf“. Dies ist der Inhalt des ersten Aktes: Morgengrauen eines Frühlingstages. Leichter Nebel wogt über dem Weserströme. Noch ist des Tages Königin nicht erstanden, die grauen Schwaden zu vertreiben. Alles liegt noch im süßen Schlummer. Plötzlich erhebt sich vor unseren Fenstern ein Stampfen und Rauschen, ein Fauchen und Zischen, als kämen Ungeheuer gegen unser Haus geschwommen. Rufe werden laut; wild erregt schlagen die Wellen an den Strand; ein Rasseln ertönt, als würden Ketten zurechtgelegt, die Ungeheuer zu fesseln! Ein großer Raddampfer hat ein Bockschiff angeschleppt. Der Anker ist in die Tiefe gefallen, das Tau, durch das es mit dem Dampfer verbunden ist, wird gelöst, langsam dreht es bei und wird mit dem Hinterteil an der roten Tonne vor unserem Hause festgebunden. In einen großen, schwarzgeteerten Kahn springen zwei kräftige Männer; der eine hält ein starkes Drahtseil in der schwieligen Faust, dessen eines Ende am Schiff befestigt ist, während das andere an den schweren Eisenring angebunden wird, der in der Ufermauer steckt.

So! Nun haben die Bockschiffer etwas Ruhe, nachdem sie Tage und Nächte hindurch ununterbrochen ihre Pflicht auf dem fahrenden Bockschiffe erfüllt haben! Langsam und bedächtig ziehen sie den Kahn am Drahtseil entlang zum Bockschiffe zurück, klettern hinauf und bleiben einen Augenblick stehen, am Morgenrot sich zu freuen, das im Osten den ganzen Himmel mit Purpur überzieht, der Sonne Kommen ankündigend.

Dann beginnt ein fröhliches Treiben auf dem Schiffe. Jann zieht an einem Seile einen Eimer Wasser nach dem andern herauf und gießt seinen Inhalt auf das Deck, nimmt einen Besen und fegt es blitzblank. Währenddem hat sich Krischan bis zum Gürtel nackt ausgezogen und mit schäumender Seife so eingerieben, als solle er rasiert werden. Er steckt den Kopf in einen Eimer und prustet und schnaubt wie der Dampfer, der

sein Schiff vorhin angeschleppt hat, um sodann duftende Pomade in reichlicher Fülle aufs dunkle Haar zu streichen, daß sich in seinem Glanze die Morgensonne spiegelt. Wohlgefällig betrachtet er sich in einem Spiegel, und Jann, der einen Eimer voll Wasser dicht an seinen Beinen vorbei ausgegossen hat, bleibt einen Augenblick, den „bannig feinen Kerl“ bewundernd, müßig stehen. Schnell verschwindet dieser im Bauche des Schiffes, um nach unglaublich kurzer Zeit im Sonntagsstaate wieder zu erscheinen. Auf dem Rücken trägt er eine riesige Handtasche an einem Spazierstocke, der durch die Henkel gesteckt ist. „Moin o!“, sagt er zu Jann, indem er leichtfüßig in den Kahn springt und zum Lande hinfährt, und „tschüß o!“, ruft Jann dem Kameraden nach, „grüß dien Leidschen!“ Schon ist der andere verschwunden, mit seiner Adelheid Ankunft zu feiern und den Reeder aufzusuchen.

Jann schrubbt und gießt und fegt unentwegt weiter, bis sein Bockschiff blitzsauber daliegt. Dann verschnauft er eine Weile. Er steigt in die Luke hinab und kommt sofort wieder mit einem Grammophon zum Vorschein. Und plötzlich schmettert Caruso allerhand unverständliche Lieder meckernd und blechern in die Morgenluft, die schönsten mehrere Male, während Jann sich mit Bedächtigkeit und Liebe allerhand Waschungen hingibt, die diesmal der Verschönerung seiner eigenen Person gelten. Ist dies geschehen, so setzt er sich, sein Pfeifchen schmauchend, in die Sonne, pflegt der wohlverdienten Ruhe und lauscht den „herrlichen“ Klängen, die aus dem Schalltrichter blechern und laut herausfluten. Dann klopft er umständlich die Pfeife aus, nimmt seinen „Caruso“ unter den Arm und verschwindet wieder in der Luke. Tiefe Stille breitet sich über die Weser und das Bockschiff aus... Jann träumt von Ruhe und Frieden, von Glück und Liebe und Mariechen...

Da erhebt sich ein Lachen und Brüllen und Quieken und Schreien und Stampfen auf der zum Strande hinabführenden Treppe. Die Schule ist aus, die Knaben kommen! Nun wappne dein Herz, o Bockschiffer, nun wahre deinen Kahn!

Zunächst steht die ganze Horde am Strande, macht Wurflübungen nach der Tonne, schuppt sich gegenseitig in die Weser, raubt sich Hüte und Mützen, um Male damit zu fangen, rauft und haut sich und versöhnt sich wieder. Bis der schwarze Kahn, der unschuldsvoll am Strande schaukelt, ihre ungeteilte Aufmerksamkeit auf sich zieht. Soll er so gänzlich unbenutzt liegenbleiben? Welches Jungengewissen könnte das vor sich selbst verantworten! Darum beschließen sie, ihn abwechselnd zu besteigen und kleine Wasserpatrien zu unternehmen.

Aber still, still! Sonst merkt der Schiffer was und erwacht aus seinem Schläfchen! — So still, wie man es bei wilden Buben gar nicht glauben kann, besteigen ihrer acht oder zehn das schwanke Schifflein. Die kleinen Hände greifen alle fest in das Drahtseil, das sich vom Strande zum großen Schiffe hinspannt, und lustig streicht das „Schifflein durch die Wellen“. Soweit geht alles vorzüglich. Aber die im Schiffe sind Schlemmer. Es gefällt ihnen zu gut auf „den bewegten Wassern“. Sie bleiben sitzen, trotzdem sie, ehe sie einstiegen, hoch und heilig versprochen haben, nur ein einziges Mal hin- und herzufahren, um dann ihren Platz den anderen einzuräumen. Aber was sind solche Versprechungen einem kahnfahrenden Jungen! Schon dreimal sind sie hin- und hergegendelt, dreimal sind die am Ufer sehnsuchtsvoll harrenden Kameraden bitter enttäuscht worden, als die Kahnfahrer dicht vor dem Strande wieder umkehrten. Und schon beginnen diese Wortbrüchigen zum vierten Male ihre schöne Fahrt. Nun geht den andern die Geduld aus! Sie fangen an zu schelten, zu drohen. Die im Kahne lachen, spotten ihrer. Sie haben ja den vielbegehrten in Besitz! „Beati possidentes“, heißt's auch hier! Das Drohen der „Enterbten“ bereitet ihnen vielmehr sichtlich Vergnügen; sitzen sie doch, vor jeder Rache sicher, in ihrem Kahne; und an die Folgen, die sich in Gestalt von kameradlichen Prügelein einstellen werden, wenn sie ihn verlassen, denken sie zunächst nicht in ihrem Übermut und Glück — abgesehen davon, daß es bestimmt nicht die Schwächsten waren, die zuerst losfahren!

Da kommen sie wiederum an. Schon machen sich die am Ufer Harrenden zum Einsteigen bereit — aber mit blitzschneller Wendung dreht der Kahn unter dem Hohn Gelächter seiner Insassen wieder um. Noch lauter wird der Kahnfahrer Spott, da einer der Wartenden voller Wut einen Satz machte, um in das Schiff hineinzukommen, aber nur soviel erreichte, daß er, zum großen Gaudium von Freund und Feind, bis zu den Knien im Wasser steht. Das Wutgeheul der „Enterbten“ ist nun zwar durch das tolle Lachen über das „gesonde“ Pech des Springers für den Augenblick erstickt, erhebt sich aber zur doppelten Höhe, wie die im Kahne ihnen Fragen schneiden und sie mit allerhand Namen bedenken, die gewöhnlich Insassen des Hagenbeck'schen Parkes bezeichnen, und zwar solche, die nicht im Rufe großen Geistesreichtums stehen. Das ist zuviel! Das muß gerochen werden! Aber wie! Wie? Diese Egoisten, diese Unkameradschaftlichen, diese Wortbrüchigen sitzen in ihrem Kahne so sicher wie in Abrahams Schoß. — Doch eine Instanz gibt es, die die rächende Nemesis darstellen wird: der Schiffer selbst! O, wenn es gelänge, diesen auf die Beine zu bringen! Dann wäre die süße Rache da. Darum rufen, schreien sie, so laut sie können. Und das bedeutet wahrhaftig viel! Hilft nichts — der Schiffer erscheint nicht. Nun heben sie Steine auf und werfen sie auf die Genußsüchtigen im Kahne und auf das große Bockschiff, das stumm und still daliegt wie das schlafende Dornröschen. Endlich haben die Steine die erwartete Wirkung des Prinzenkusses im Märchen: aus einer Luke steigt Jann langsam und bedächtig auf Deck, reibt sich die Augen und schaut verwundert um sich wie ein Maikäfer, den man vom Baume heruntergeschüttelt hat. Zurufe vom Strande umschwirren ihn, wie Schneeflocken den Wanderer im Winter. Man weist ihm die Freibeuter im Kahne. Gutmütig schaut er zu ihnen hin, und ein fröhliches Schmunzeln legt sich auf sein wettergebräuntes Gesicht. Gewiß gedenkt er der eigenen Knabenzeit! Vom Flecke rührt er sich dagegen nicht und bereitet so den Nachgierigen am Ufer eine schwere Enttäuschung! Die im Kahne dagegen

trauen dem Frieden nicht; zu schwer belastet ist ihr Gewissen! Wie der Wind sausen sie an den Strand und springen heraus, umtost von einem unbeschreiblichen Freudengeheule, dem gegenüber ein indianisches Siegesgeheul das sanfte Säuseln eines stillen Sommernachtslüftleins bedeutet. Mit Vorwürfen werden sie von den einen empfangen, mit geballten Fäusten von den andern, während sie selbst mit der Miene der gekränkten Unschuld den Kameraden „Berrat“ und „Gemeinheit“ vorwerfen.

„Während zwei sich zanken, freut sich der dritte“, sagt ein lateinisches Sprichwort. Es bewährt auch hier seine Wahrheit. Denn während diese Gruppen sich hauen wie Spazenvolk im Frühling, besteigt eine andere stillschweigend den herrenlosen Rahn, der sich leise auf den Wellen schaukelt. Man hat ja gemerkt, daß der Schiffer nicht böseartig ist. Schon saust das Schifflein das Drahtseil entlang, stoppt kunstgerecht ein Meter vom Boots- schiffe entfernt, saust wieder zurück in elegantem Spiel... ganz nett anzuschauen! Nun faßt einen im Rahne der Übermut. Er fängt an, wie wahnsinnig zu schaukeln. Ein Angsthase protestiert: mit dem Erfolg, daß das Schaukeln stärker wird. Der Angsthase schreit — der Missetäter hört nicht darauf. Nun werden auch die andern ängstlich, denn das Schaukeln ist tatsächlich so stark, daß selbst der Zuschauer ein Angstgefühl nicht unterdrücken kann. Schließlich schreit alles im Rahne, bis auf den Schaukler selbst, der seiner Kunst mit verbissener Freude weiterfrönt, unbekümmert um die Scheltworte und Rosenamen, die ihn umfliegen, wie Stechmücken den Esel, ungestört auch von den Fäusten, die ihn nicht erreichen können, da sich alle wie in Todesangst am Rahn festklammern, um nicht ins Wasser zu sausen.

Das wütende Schaukeln im Rahne bildet das Finale des ersten und zugleich die Duvertüre zum zweiten Akt...

Mittlerweile sind nämlich die Zankenden am Ufer auf die neuen Insassen des vielbegehrten Rahnes aufmerksam geworden. Wutgeschrei der Betrogenen erfüllt die Luft, das aber sogleich einem Freudengeheul reinsten Schadenfreude weicht: mitleidslos weiden sie sich an der Angst der Opfer der Schaukelpolitik des

verbissenen Freundes, wie die Spinne am Zucken der Fliege, die sich in ihrem Netze gefangen hat. Nun wird es auch dem Schiffer zu bunt. Das Schmunzeln hat längst einem mißbilligenden Stirnrunzeln Platz gemacht. Nun das Angstgeschrei immer ärger wird, ruft er ein kurzes: „Lot dat!“ hinab. Aber der Schaukler schneidet ihm respektlos eine Frage und streckt die Zunge heraus — eine geradezu fabelhafte Länge weist sie auf! Das geht dem Gutmütigen doch über das Bohnenlied! Mit einem Fluche erhebt er sich und bewegt sich, immer bedächtig, zu dem Punkte hin, wo das den Kahn beherrschende Seil angebunden ist. Die im Schifflein merken es nicht. Doch die am Ufer sehen Jann wandeln und erkennen seine Absicht. Da erwacht das Gemeinsamkeitsgefühl der Jugend; es wird stärker als der berechtigte Zorn über die Betrüger, denen man eben noch das Schlimmste gönnte. Zurufe erschallen: „Heini, Kalli, lop, lop! Krischan, hei kimmt!“ Im Schiff ertönt ein einstimmiger Schreckensschrei. Der Schaukler stellt sofort seine Arbeit ein, faßt wie die andern alle das Drahtseil, um sich an ihm entlang schnell ans Land zu ziehen, um zu retten, was noch zu retten ist... Doch alles scheint vergebens zu sein. Ist doch der Schiffer bereits am Rande seines Schiffes angelangt. Schon ergreift er das Seil, um den Kahn an das Schiff zu ziehen und ein Strafgericht an den Übeltätern vorzunehmen, da fährt der Kahn knirschend auf den Sand auf. Alle springen heraus, nicht einer nach dem andern, nein, alle zugleich auf den Sand, ins Wasser — bis über die Knöchel, bis an die Knie, alles gleich, rette sich, wer kann! Nur einer, ein kleines Kerlchen, hat nicht schnell genug herauskommen können. Er verfällt unrettbar seinem Schicksal. Im Schifflein wird er zum großen Schiffe gezogen. Ein furchtbares Geheul stimmt er an, herzweichend jammert und fleht er den rauhen Schiffersmann um Gnade an, versichert auch, daß er es nicht gewesen sei, sondern die andern. Bedächtig zieht der Schiffer den Kahn... er tut, als ob er nichts hörte... näher und näher kommt das Schifflein dem verhängnisvollen schwarzen Kasten... mit Grauen

schauen die Kameraden am Ufer das Schauspiel... schweigend tragen sie das Unfaßbare... da entdeckt auf einmal einer aus der Schar ein zweites Seil, das, am anderen Ende des Rahnes befestigt, dazu dienen soll, ihn vom Ufer aus ans Land zu ziehen. Mit einem ohrenzerreißenden Freudenheul stürzt er sich darauf, erfaßt es, zieht; ein Zuruf an die Freunde — sie erfassen sogleich die Lage, sie ziehen wie die Rasenden...

Auf einmal wird dem ahnungslosen Schiffer, der gemütlich, „die Piep im Mul“, seinen Rahn zieht, das Seil mit solcher Heftigkeit aus der Hand gerissen, daß er beinahe „Koppheister“ in die Weser hineingesaugt wäre, und der Rahn jagt samt dem Missetäter dem Ufer zu. Nun geht's dem Bockschiffer an die Ehre! Mit einem unwilligen Fluche, der durch ein Kriegsgeheul vom Strande beantwortet wird, ergreift er von neuem das Seil und zieht aus Leibeskräften. Und nun beginnt ein Messen der Kräfte, das ein anziehendes Schauspiel bietet. Wer wird den Sieg davontragen? Der Bockschiffer oder die Knabenschar? Insgesamt arbeiten sie mit Aufbietung aller Kraft. Am Lande sind Hilfstruppen angekommen. Aber sie können nicht alle zusammen am verhältnismäßig kurzen Tau ziehen. Darum nehmen sie, organisatorisch veranlagt wie nun einmal Deutsche sind, eine Arbeitsteilung vor. Scheltworte werfen sie hinüber und Fragen, ob er, der Onkel, wohl „Sand“ habe, rufen herausfordernd „Jis, Jis“; Steine heben sie auf und bombardieren den ziehenden Schiffer, der mit puterrotem Kopfe vor Anstrengung leucht. Die vielen am Lande haben zweifelsohne mehr Kräfte zur Verfügung als der eine auf dem Schiffe. Allein dessen ungeachtet siegen sie beständig wie die Rumänen: rückwärts! Die einheitliche Führung fehlt ihnen doch! Und so vollzieht sich das unerbittliche Schicksal am Schifflein und seinem unglücklichen Insassen. Hoffnungsvoll hatte er der Rettungsaktion seiner Gefährten zugesehen und sie durch Zurufe zum Aushalten und Siegen angefeuert, wie ein italienischer General seine Makkaroni essenden Truppen auf dem glänzenden Siegeszuge nach Wien. Da aber das Blättchen sich wendet, verläßt ihn die innere

Stä
Spi
Se
das
D
Kra
ihn
unte
plö
träg
so l
wird
schm
Wes
über
der
sich
Ber
Wier
des
D
die
hand
Zur
arter
leuch
rein
Ufer
sein
das
lang
und
Bef
Der
Den

Stärke, und von neuem beginnt er zu brüllen, als ob er am Spieße stäke. Bald liegt der Kahn längs des Bockschiffes, das Seil wird befestigt, am Ufer hört das aussichtslose Ziehen auf, das Geschrei des Gefangenen wird herzerreißender...

Der Schiffer nimmt eine große Stange und haut mit aller Kraft — nicht auf den heulenden Lustfahrer ein, sondern neben ihn ins Wasser. Da spritzen die Fluten auf ihn, als stehe er unter einer Dusche, und durchnässen ihn völlig. Doch er schweigt plötzlich still. Sowie er gemerkt hat, daß es keine Prügel gibt, trägt er schweigend und voll Hoheit das Unabwendbare. Um so lauter werden die am Ufer! Was ihrem Gefährten angetan wird, das wird auch ihnen angetan! Rache schnaubend, Vergeltung schwörend, schwirren sie am Ufer umher wie aufgeschreckte Wespen, werfen doppelt so viele Schimpfworte und Steine hinüber wie vorher, die aber alle nicht treffen. Jedenfalls läßt der Schiffer alles mit einer unvergleichlichen Gemütsruhe über sich ergehen, bindet schließlich das Seil an einem Pflock des Berdeckes fest, spuckt in weitem Bogen aus und schiebt die Wiep in den andern Mundwinkel und sich selbst in das Innere des Schiffes, den Gefangenen seinem Schicksale überlassend.

Dieser lebt auf, wie sein Richter verschwunden ist. Wie aber die Flucht bewerkstelligen? Vom Ufer aus rufen sie ihm allerhand Vorschläge herüber. Doch er schüttelt den Kopf. Neue Zurufe, die ihn mit allerhand einheimischen und erotischen Tierarten vergleichen; neue Vorschläge. Einer scheint ihm einzuleuchten! Er steht auf und sieht sich um. Wie er die Luft rein sieht, klettert er mit affenartiger Geschwindigkeit — am Ufer ist es mäuschenstill geworden, so gespannt verfolgt man sein Beginnen — auf das Bockschiff hinauf, löst das Tau, das den Kahn festhält, zieht sich aus Leibeskräften am Draht entlang, während die Kameraden sich auf das Tau am Ufer stürzen und ihrerseits durch kräftiges Ziehen den Gefangenen bei seinem Befreiungsversuche unterstützen. Aber schon naht das Verhängnis! Der Bockschiffer ist durch die plötzliche Stille beunruhigt worden. Denn wenn Jungsens still sind, dann sind sie am gefährlichsten,

das weiß er noch von seiner eigenen Knabenzeit her. Darum streckt er, vorsichtig lauschend, den Kopf aus der Luke. Er merkt nichts. Da setzt drüben ein lautes Geheul ein. Nun weiß er, was die Glocke geschlagen hat! Nun kommt's darauf an! Sonst ist er für immer der Dumme, er ist verloren, sein Ansehen ruiniert! So schießt er denn wie eine Bombe aus der Luke heraus, rennt wie ein Wiesel so schnell das Schiff entlang, um das Tau zu ergreifen und in neuem Ringkampfe mit dem hoffnungsvollen Jungdeutschland seine Kräfte zu messen. Aber wie er endlich das Tau, das im Wasser umherschwimmt, erwischt, ist's zu spät. Der im Rahne ist bereits drüben angelangt, der Gefangene ist entwischt! Wie besessen springen die „Jungs“ am Ufer herum und feiern fröhliches Wiedersehen. Dann aber werfen sie wieder Steine und Spottworte hinüber, daß der Schiffer vor Wut vergehen will. Ganz und gar verschwunden ist sein gutmütiges Wohlwollen. Drohend ballt er die Fäuste und spuckt verächtlich aus. Ein unergründlich vielstimmiges Spottgeheul antwortet ihm. Nicht genug damit — es springt wahrhaftig ein Verwegener von neuem in den Rahn und fordert ihn höhnisch auf, ihn doch auch gefangenzusetzen. Ob der Schiffer diese Aufforderung ernst nimmt? Jedenfalls stürzt er sich von neuem auf das Tau und zieht aus Leibeskräften. Doch schon längst ist der Junge aus dem Rahn draußen, was wieder Anlaß zu einem wilden Siegesjubel gibt. Nun will Jann wenigstens retten, was noch zu retten ist, den Rahn aus dem Machtbereich der vielköpfigen Hydra bringen. Sowie aber die Knaben diese Absicht erkannt haben, stürzen sie sich wieder auf das Tau, ziehen daran und bringen durch ihre Übermacht tatsächlich das Schifflein etwas zu sich herüber. Der Bockschiffer schäumt vor Wut, er schreit wie ein verwundeter homerischer Held, er fleucht hörbar vor Anstrengung, aber es hilft nichts! Und wie er nun aus Leibeskräften zieht, zieht, daß er den Körper weit zurücklegt, da vollführen die Kämpen am Ufer ihre Hauptteufelei. Auf ein Kommandowort hin lassen sie alle mit einem Schlage das Tau los, so daß

der Schiffersmann so auf den Körperteil, bei dem der Rücken seinen anständigen Namen verliert, hinfliegt, daß sein ganzes Schiff erbebt. Dumpf fracht es auf; mit einem Wehlaute fährt die Hand des Gequälten an den mißhandelten Körperteil, während sich sein vor Zorn und Anstrengung gerötetes Gesicht vor Schmerz verzieht. Das Geheul, das daraufhin am Ufer sich erhebt, das ist überhaupt nicht zu beschreiben! Aber verständlich muß es jedermann erscheinen, daß der Bockschiffer seine ganze Besinnung verliert. Er springt auf, zieht den nunmehr freigegebenen Kahn zu sich, springt hinein und rudert und zieht ihn mit unglaublicher Schnelligkeit ans Land. Verblüfft schaut erst die Knabenschar seinem Beginnen zu. Wie er aber dem Ufer näher und näher kommt, da schreien sie auf und geben Hershengeld. Hei, wie sie ausreißen! Wie altes Schafsleder! Wie jeder nur auf seine eigene Rettung bedacht ist, wie sie die Treppe hinauffegen, die zum Martinikirchhof führt! Und wie unser guter Schiffer ans Land kommt, da sieht er von der ganzen Gesellschaft unten am Strande keinen mehr. Aber oben stehen sie noch und rufen ihm Komplimente über seine Firigkeit hinab, daß ihm grün und blau vor Ärger vor den Augen wird und er schamrot, dumpf grollend wie ein abziehendes Gewitter, zu seinem Schiffe zurückrudert...

Ja, diese fröhliche Knabenschar, die vor Lebenslust sprüht und dem Freunde von Witz und Humor durch ihre Ausgelassenheit immer wieder Gelegenheit verschafft, sich an ihrem Spiele zu erfreuen — sie kann demjenigen, auf den sie es abgesehen hat, das Leben so sauer machen, daß er ihr geschworener Feind wird und ihre Streiche haßt. Grausam kann sie sein und unbarmherzig, ohne Achtung vor Verdienst und gutem Willen! Das mußte auch jener Jüngling mit Entsetzen merken, der sich mit großer Mühe in seinen freien Stunden aus Kistenbrettern und Segeltuch ein allerliebstes Paddelbootchen gezimmert hatte. Ich hatte ihn schon einige Tage bewundert, wie er voller Heldenmut, in Wahrheit das „Herz mehr denn dreifach mit Erz gepanzert“, in seinem wirklich „schwanken Rahne“ auf der Weser allerhand

nautische Unternehmungen und waghalsige Übungsfahrten anstellte. „Was wird aus dir werden, o kühner Jüngling,“ dachte ich bei mir, „wenn du meinen Schülern in die Augen und Hände fällst! Dann Gnade dir!“ — Was ich befürchtet hatte, traf gar bald ein. Der Paddelbootchenfahrer hatte einen herrlichen sonnigen Dienstagvormittag zu seinen Lustfahrten auf der Weser benutzt und schwamm gerade in der Nähe unserer Strandseite, als nach Beendigung der Schule die Knaben sich am Weserufer versammelten, um nach Gelegenheit und Opfern zur Betätigung ihres durch die mehrstündige Schulzeit schon allzulange gehemmten Latendranges Ausschau zu halten. Er schwamm nahe dem Ufer flussaufwärts, da ihn die Ebbe mit ihrer starken Strömung in der Mitte des Stromes nicht recht vorwärtskommen ließ. Als die Knaben ihn anpaddeln sahen, verstummten sie zunächst vor Staunen und Bewunderung. Die Kühnheit des Jünglings in den Ristenbrettern machte sichtlich einen gewaltigen Eindruck auf sie, und erst nach einer Weile begannen sie eifrig darüber zu streiten, ob er wohl heil und gesund und trocken von dieser abenteuerlichen Wasserfahrt ans Land zurückkommen würde. Beim einen oder anderen stieg auch der Wunsch auf, „einmal“ ein bißchen an der Rahnkiste zu wackeln, nur um zu sehen, ob „man“ dann nicht ins Wasser hineinfiel. Unterdessen war der junge Mann mit dem „dreifach gepanzerten Herzen“ dicht an das Haus am Weserstrande herangekommen, vor dessen roter Tonne ein Bockschiff verankert lag. Vermittelt eines starken Drahtseils war es am Ufer festgebunden. Da dies Drahtseil beinahe ganz im Wasser lag, so mußte es der Ristenfahrer irgendwie beseitigen, wollte er weiter stromaufwärts kommen. Aber wie? Er hielt einen Augenblick mit seiner anstrengenden Paddelarbeit inne und schaute sich um. Als er die Knaben am Ufer stehen sah, rief er ihnen zu, sie sollten das Seil so hoch aufheben, daß er darunter durchfahren könnte. Man glaubt gar nicht, wie gern die Jüngens dieser Bitte nachkamen! Wahrlich, wenn man diese Hilfsbereitschaft sah, dann wurde man mit der Menschheit wieder versöhnt, falls man etwa mit ihr zer-

fallen gewesen war. Soviel Liebe, so große, herzerfrischende Gefälligkeit! Und wenn der Ristenpaddler nachher geneigt war, das Gegenteil zu behaupten und es mit zehn oder noch mehr heiligen Eiden zu beschwören, so war er es allein, der daran Schuld war, daß sich die Hilfsbereitschaft in Teufelei verwandelte. Denn warum mußte er dicht vor dem Drahtseilhindernis, das etwa fünf starke Knaben mit vieler Mühe aufgehoben hatten, haltmachen? Warum mußte er diese Arglosen dadurch auf schwarze Gedanken bringen, daß er sie grundlos aufs Kläglichste anflehte, doch ja keine dummen Streiche zu machen und das Drahtseil nicht etwa gerade dann herunterfallen zu lassen, wenn er sich darunter befände, da er sonst ins Wasser fallen müßte? Das Hallo, das daraufhin laut wurde, das hätte ihn, falls er nicht nur ein genialer Paddelbooterbauer, sondern auch ein halbwegs nachdenklicher Mensch gewesen wäre, bedenklich machen müssen. So aber ließ er sich, statt sich durch die Beteuerungen und Versicherungen der Drahthalter, die allzu reichlich flossen, um aufrichtig zu sein, warnen zu lassen, verleiten, den Spitzbuben zu glauben. Er stuzte nochmals bei der Betrachtung aller äußerst fidelen und gespannten Gesichter einen kurzen Augenblick, dann tauchte sein Paddelruder, das ebenfalls aus einem Ristenbrette verfertigt war, ins Wasser, er sauste unter dem Hindernisse durch — oder wollte es wenigstens tun — denn in demselben Augenblicke, da er sich darunter befand, ließen es die fünf Kerle am Ufer fallen. Der „Dreifachgepanzerte“ aber bog sich vor Angst, sein edles Haupt könnte getroffen werden, stark zur Seite und — — — was alle außer ihm erwartet hatten, traf ein: er kippte und fiel ins Wasser! Verzweifelt griff die eine Hand nach dem Drahtseile, die andere nach dem Ristenboot, während sein Hut einsam und verlassen stromabwärts trieb. Die Teufel am Ufer aber, die ihn in Versuchung geführt und darin jämmerlich hatten umkommen lassen, johlten schadenfroh und roh laut auf vor Vergnügen, hielten sich teils vor Lachen den Bauch, teils sprangen sie, als seien sie wahnsinnig geworden, vor Vergnügen wild umher. Mit vieler Mühe gelang

es dem Paddler endlich, an der Drahtleine entlang rutschend und das Bootchen vor sich herschiebend, naß wie eine Maus, die in einen Kübel gefallen, das Ufer zu erreichen. Ein Strafgericht über die Übeltäter abzuhalten — dazu verspürte er sichtlich keine Lust. Es hätte auch zu nichts geführt, da diese schon längst ausgerissen waren, ehe sein Fuß den festen Boden erreicht hatte. Ja, er mußte sich noch zähneknirschend bei den Spießgesellen seiner Peiniger dafür bedanken, daß sie ihm den Hut aus dem Wasser gefischt hatten. In heldenhafter Ergebung in sein Schicksal nahm er sein Kistenboot auf den Rücken — das Ruder schwamm lustig stromabwärts — und zog triefend und geleitet von den Witzen der Knabenschar nach Hause. Wie es ihm fernerhin ergangen ist, ob er ein vergrößertes und verbessertes Paddelboot hergestellt, oder ob das kühle Bad seine Begeisterung für immer bis zum Verschwinden abgekühlt hat — darüber vermag ich nichts zu berichten. Niemals haben ihn meine Augen wiedergesehen.

Allein nicht nur Lustspiele und Komödien spielen sich unten am Strande ab. Wie wäre das möglich? Er liegt ja auf der Erde, und auf der Erde ereignet sich nicht nur Fröhliches, sondern auch Trauriges. Darum haben wir auch manches Tragische am Weserstrande geschaut.

„'s ist einer in die Weser gesprungen“, so lautete auf einmal das Geschrei, das aus dem Munde unserer Hausperle, die für Naturschönheiten schwärmte und darum lieber am Fenster als in der Küche stand, durch das Haus gellte. Wir ebenfalls ans Fenster. Auf der Brücke hatte sich eine Menschenmenge angesammelt, die ins Wasser hinunterstierte. Da... da... da schwimmt wahrhaftig einer herum... Er prustet und schnaubt, er kämpft mit allen Kräften gegen die dunklen Gewalten, die ihn in die Tiefe hinabziehen wollen... Sollte dies wirklich ein Lebensmüder sein? Ein Mensch, den die Verzweiflung so in ihre Krallen gepreßt hat, daß er dem Sonnenscheine vorzeitigen Abschied geben will? Das ist unmöglich! Ein Lebensmüder kämpft nicht so wild um sein Leben, teilt nicht mit so kräftigem Arm die Wogen,

wie dieser Mann! Nun ist er ganz nahe an unsere Strandseite herangekommen, nun hat er Grund gefunden, nun kommt langsam sein Körper mehr zum Vorschein. Mit der letzten Anstrengung der ihm zu Gebote stehenden Kraft schreitet er durch das schlickte Uferwasser, um endlich triefend ganz ans Land zu kriechen. Zu kriechen! Denn gehen kann der arme Teufel nicht mehr. Ganz und gar ermattet bricht er am Fuße der zur Stadt führenden Treppe zusammen. Mitleidige Menschen tragen ihn hinauf, in die Sakristei unserer Kirche hinein. Da liegt er nun, stöhnend, vor Kälte mit den Zähnen klappernd. Wir bringen ihm frische Wäsche, trockene Kleider. Er zieht sich um und trinkt gierig die dargereichte heiße Fleischbrühe. Dann erzählt er seine Leidensgeschichte: die alte, ewig neue ist's: die Liebste hat ihn schmähsch verlassen! Zwei Jahre lang war er mit ihr „gegangen“, hatte am Sonntag sein Bier und Wurstbrot redlich mit ihr geteilt. So furchtbar, so unsagbar lieb hatte er sie gehabt! Und sie hatte ihm dasselbe gesagt, beteuert, geschworen — bei Bier und Wurstbrot. Auf einmal aber wurde sie kalt wie eine Hundeschnauze, nein, wie die Mitternacht am Nordpol zur Winterszeit. Und dann schrieb sie ihm einen Abschiedsbrief. War das möglich? Gab's noch eine Treue? Lohnte es sich, ein solches elendes, an Enttäuschungen überreiches Leben weiter zu leben, in dem die Menschen so mit den Herzen und Wurstbrot ihren Nebenmenschen spielen, in dem sich die Liebe als leerer Wahn erweist? Nein, und abermals nein! Darum: „Hinein in die Weser! Ein Ende mit diesem jammervollen Dasein!“ — „Mensch, wat bis du'n Dussel!“ rief ihm da sein Freund zu, den wir schnell herbeigeholt hatten, „for so'n Wiefsmensch geit'n Kerl as du doch nich in't Water. Dor gift es doch bannig veel von. Nee, nee, nicht mal for'n Duzend von so Mächens.“ Und dann wandte er sich an meine Frau, die dem lebensmüden Lebensfreudigen Hemd und Hose gebracht hatte. „Nich wahr, Frau Pastorin, for ein Frauensmensch soll sich 'n orntlichen Kerl nicht ersäufen. Es gibt genug Fraunsleute.“ Der andere aber schüttelte immer nur den Kopf; er verstand jetzt

plötzlich sein Handeln selbst nicht mehr. Daß er in die Weser gesprungen war, das wollte er, so erklärte er, noch verstehen. Denn er habe dies Dasein wirklich satt gehabt. Aber was er nicht verstehen könne, das sei dies, daß er zu schwimmen begonnen habe, wie das kalte Wasser ihn umgurgelte, und daß er sogar ans Land geschwommen sei — ein Bekenntnis, das ihm von seinem Freunde ein abweisend-tadelndes: „O Minsch, Minsch, wat bist du doch for'n Seele von'n Peerd!“ eintrug. Wie ernst es unserem Selbstmordkandidaten mit seiner Absicht aus diesem leidvollen, an ungetreuen Mägdelein überreichen Dasein zu scheiden, gewesen war, beweist folgendes, zweifellos sehr gutgemeinte Gedicht, das sich in seinem ganz und gar naß und weich gewordenen Notizbuche fand. Auf die Bitten meiner Frau hin verehrte er es uns „aus Dankbarkeit“:

„So leb denn wohl, auf ewig, Heißgeliebte,
Leb wohl, auf nicht mehr Wiedersehn!
Du selbst zwar hast das Band zerrissen,
Du selbst willst treulos von mir gehn.

Ich liebte dich so heiß und innig,
Ich schenkte dir so ganz mein Herz,
Ich opferte dir Glück und Frieden,
Du aber gabst mir nichts als Schmerz!

Um Orte möcht' ich dich noch einmal sprechen,
Wo du den letzten Kuß mir gabst,
Da soll auch unsre Liebe brechen,
Weil du schon einen andern hast.

Ja, schlafen möcht' ich gehen,
Dort, wo die Trauerweiden stehn,
Dort, wo ins kühle Grab
Den Wanderer man senkt hinab.“

„Minsch, Minsch — dat hast du ganz selbigst gedichtet? Nee, so'n Kerl! Und du willst in dat Water gohn for so'n Mächen?“ redete ihm der Freund bewundernd und strafend ins Gewissen, als er dies Gedicht gelesen hatte. Und zu meiner Frau gewandt, meinte er: „Er ist immerzu ein besonderen Jong gewesen, der

Kerl, immerzu! Wär' dat nich schade, wenn so'n firen, düchtigen Kerl ins Wasser unrettbar versaufen täte — for'n Mächen?" Er schien Mysogynäke zu sein, der Freund. Als ich ihn darnach fragte, behauptete er, das wisse er nicht. Ob das eine ansteckende Krankheit oder eine Käseart sei? Er liebe die „Mächens" auch, aber nur solange es „Spaß mache"! Ein Lebensphilosoph, zweifellos! — Schließlich hatte sich der Lebensmüde soweit erholt, daß er mit Hilfe seines Freundes nach Hause gehen konnte. Dieser hat sich ihm gegenüber tatsächlich als Freund erwiesen. Laut sei's zu seinem Lobe hier verkündet! Nicht nur, daß er ihn die nächsten Tage nicht aus den Augen ließ, er gab ihm auch seine eigenen Kleider und sein Geld, damit der „Lebensmüde" zu Muttern zurück konnte, um sich bei ihr von all den Schmerzen und Enttäuschungen seines jungen Lebens und seiner Liebe zu erholen. Später hat uns der Lebensmüde aus dem Schützengraben in Frankreich geschrieben. Er sei vom nassen Bad in der Weser so abgekühlt worden, daß er gar nicht mehr an „Mächens" denke. Und froh sei er, daß er damals doch zu schwimmen begonnen habe, als es ernst geworden war! —

Nicht allein Menschen suchen für den Brand ihres Herzens Abkühlung in der Weser, auch andere Wesen scheinen von demselben Bestreben erfüllt zu sein und verhelfen uns dadurch zu einer interessanten Vorstellung. Sprang da eines schönen Tages ganz plötzlich ein Pferd von der „Großen Weserbrücke" über die Brüstung ins tiefe Wasser hinab. Waren es ebenfalls Liebeschmerzen, von denen es geplagt wurde? Oder wollte es der Knechtschaft entgehen, die ihm viel Arbeit und wenig Hafer einbrachte? Genug, es erging dem Gaul genau so, wie dem verliebten und verratenen Jüngling, von dem wir soeben erzählt haben: sowie er sich von den Fluten der Weser umgurgelt fühlte, fing er an zu schwimmen. Und schwamm geradeswegs auf unsere Treppe zu. „Es hat sicher gemeint, es könnte die Treppe hinauf — und seinem Herrn fortlaufen", meinte unser Jüngster, der sich andauernd den Kopf über die Gründe zerbrach, die das Pferd zu diesem Selbstmordversuche gebracht. Da das

Dier nun selbstverständlich die Treppe nicht hinaufkonnte, so stapfte es wiehernd im seichten Uferwasser herum, das an jenem Tage gerade sehr stark flutete. Bald kam auch ein Schifflein angefahren, und dann noch eines, mit klugen Leuten besetzt, denen allen ein großer und guter Wille zum Helfen und eine noch größere Lippe zum Ratgeben zu Gebote stand. Ehe sie sich darüber geeinigt hatten, nach welchen Regeln der Gaul am besten eingefangen würde, war er zwischen den beiden Schiffen durchgebrochen und schwamm wieder kühn in die tiefe Weser hinein. Dieses Hallo beim zuschauenden, dankbaren Publikum! Und das Gezeter in den Schiffen, wo jeder dem anderen die Schuld daran gab, daß das Pferd wieder entwischt war, weil immer der „andere“ derjenige sein sollte, der hätte aufpassen müssen... Unterdessen gab sich der Gaul unter dem Beifall der Zuschauer seelenvergnügt allerlei Schwimmübungen hin, steuerte aber, als ihm die Sache offensichtlich zu dumm wurde, wieder dem Ufer zu. Sofort sausten die beiden Rähne mit den schreienden Insassen hinterher. So ging's noch mehrere Male nach dem schönen Grundsatz: „'rin in die Weser, 'raus aus der Weser“ — bis der vierbeinige Ausreißer sich des bekannten Sprichwortes erinnerte, das demjenigen Klugheit zuschreibt, der nachgibt. Er stand endlich still und ließ sich demütiglich einen Strick um den Schwanenhals werfen. Nun hatte man ihn wieder, den Selbstmordkandidaten! Aber wohin mit ihm? Ja, wohin! Die steile Treppe hinauf konnte man ihn mit dem besten Willen nicht führen. Sonst sind aber die Ufer beiderseits überall von hohen Mauern umsäumt. Wohin also? — Im Rahne wurde großer Rat gehalten, und von der Brücke herab, von überallher, riefen wohlmeinende Ratgeber ihre mehr oder weniger geistreichen Ratschläge hinunter, die jedoch undankbarerweise nur mit einem verächtlichen Achselzucken beantwortet wurden, so daß die guten Menschen oben, empört über so viel Dummheit, scheltend ihres Weges gingen. Endlich war man sich nach langem Hin- und Herreden in den Rähnen darüber einig geworden, daß der Gaul auf keinen Fall in der Weser bleiben

könne, da er kein Wasserroß sei. Mit vielem „Hott“ und „Hi“ ruderte man von neuem in die tiefe Weser hinein und zwang das Pferd nebenher zu schwimmen. Gelungen sah es aus, wie es Kopf und Schwänzlein kerzengerade aus dem Wasser herausstreckte! Eine Weile ging das ganz gut. Man war auf dem Wege nach dem anderen Ufer hinüber schon bis über die Mitte des Flusses hinausgekommen, als das edle Roß die Sache wieder zu dumm fand und davonzuschwimmen versuchte. Da es aber am Rahne festgebunden war, so wurde dieser mitgezogen. Und nun folgte, da das physikalische Gesetz vom Parallelogramm der Kräfte in Erscheinung trat, eine regelrechte Karussellfahrt: das Pferd schwamm rund im Kreise herum, und der Rahn drehte sich immer mit. Da halfen alle guten und bösen Worte nichts! Bis das Roß wiederum von selbst Vernunft annahm, eine kühne Wendung machte und unter dem begeisterten Hurra-geschrei der wie von einem Banne befreiten Zuschauer endgültig dem anderen Ufer zustrebte. Dort konnte es natürlich ebensowenig aus dem Wasser heraus wie diesseits, und wieder folgte eine lange Beratung der Menschen im Rahn, die doch sicherlich klüger sind als ein Pferd... Endlich, endlich war man zur Klarheit gelangt. Die beiden Rähne fuhren mit dem angebundenen Gaul stromaufwärts, dem flachufrigen Werder zu, und dort kam endlich nach einigen Stunden das Pferd wiederum auf festes Land zu stehen. Ein freudiges Wiehern und ein kräftiger Fluch des Besitzers bezeugten die Freude und Genugthuung, die alle Parteien infolge der schönen Wasserpartie empfanden. Die Zuschauer aber entfernten sich, indem sie lebhaft die Beweggründe besprachen, die das Pferd zu seiner Verzweiflungstat veranlaßt haben möchten. Doch da sie die Pferde-seele nicht genügend verstanden, so standen sie vor einem dunklen Rätsel und seufzten ergeben: „Ignoramus — ignorabimus!“ —

Einen besonderen Späß bereitet es den Kindern, wenn am Strande Hundebesitzer erscheinen, um ihren Lieblingen die Wohltat eines erfrischenden Bades zu bereiten. Große und kleine, fette und magere Hundebesitzer und Hunde vergnügen sich damit,

Steine und Stöcke ins Wasser zu werfen bzw. herauszuholen. Beiderseits herrscht darüber ein unbändiges Vergnügen. Der Hund winselt vor Verlangen „apportieren“ zu dürfen und will den Stock gar nicht mehr aus dem Maule lassen, wenn er ihn ans Land gebracht hat, und oft müssen allerhand Künste angewandt und falsche Tatsachen vorgespiegelt werden, bis Juno sich dazu bequemt, ihn zurückzugeben. Der Hundebesitzer aber freut sich über die Maßen darüber und ist stolz wie ein König auf die Gelehrigkeit, Gewandtheit, Schnelligkeit, Treue und wie die Tugenden alle heißen mögen, die sein liebes, unvergleichliches Tier zieren. Leider muß man aber auch bei dieser Gelegenheit die betäubende Beobachtung machen, daß Unverstand oft größer ist als der beste Wille. Der Unverstand der Hunde natürlich! Und der beste Wille der Menschen! Es gibt nämlich undankbare Köter — jawohl, es gibt solche! — die in vollkommener Verkennung der guten Absichten ihrer Herren durchaus nicht ins Wasser hinein wollen. Sowie sie gemerkt haben, was „Herrchen“ will, halten sie sich in respektvoller Entfernung von ihm und der Weser auf. — Man befiehlt Hektor heranzukommen. Tänzeln und schwanzdrehend kommt er ganz langsam, mit den kleinsten Schritten, die er machen kann, heran. Der Herr streckt seine milde Hand aus, um Hektor zu fassen; doch Hektor ist längst wieder in die anfängliche respektvolle Entfernung zurückgesprungen, ja, vergrößert sie zusehends, indem er tänzelt und schwänzelt wie zuvor. Wieder ruft der Herr. Er will schlau sein. Er befiehlt nicht mehr, er bittet, er schmeichelt, er fleht; demütig fleht er, als ob sein Seelenheil davon abhinge, als ob er der Hund, und der Hund der Herr wäre. Endlich läßt sich der „gute Hund“ erweichen, kommt angeschwänzelt und — husch ist er wiederum weg. Dem „Herrn“ beginnt nun die Bornesader zu schwellen. Besonders weil die Zuschauer, die sich stets bei solchen Gelegenheiten einfinden — es ist als ob die Menschen für die unangenehmen Lagen ihrer Nebenmenschen ein besonderes Organ hätten — anfangen zu höhnen oder gar gute Ratschläge zu geben. Über Erziehung des Hundes im all-

gem
takt
bes
in
beso
an
Tier
Tier
Hun
aug
Sch
Heft
geht
sind
als
einer
gefor
Heft
war
nach
und
nun
entri
aus
sind
und
ausst
leder
besch
Stun
Zucke
jamm
chen
gefrö
Haupt

gemeinen reden sie dann weisheitsvolle Worte — wobei sie taftlos genug sind, durchblicken zu lassen, daß sie alle Hundebesitzer für Ignoranten, energielose Menschen und echte Stümper in der Pädagogik halten — und über den vorliegenden ganz besonderen Fall. Es kommt wohl auch eine „ältliche Jungfrau“ an und macht dem Hundeherrn Vorwürfe, daß er „das arme Tierchen“ offensichtlich quäle, und sie die Absicht habe, dem Tierschutzverein Mitteilung davon zu machen. Nun wird der Hundebesitzer wild. Mit energischen Worten befiehlt er Hektor augenblicklich herzukommen. Hektor schwänzelt und geht zwei Schritte vorwärts. Der Hundeherr macht ebenfalls zwei Schritte. Hektor geht einen zurück. Wieder befiehlt der Hundeherr; wieder geht Hektor um zwei Schritte vor, die aber bedeutend kleiner sind, als die ersten, und wieder geht auch der Herr so vorsichtig, als ob er zwischen Eiern wandelte, einen Schritt voran. Nach einer guten Viertelstunde sind sie glücklich einander so nahe gekommen, daß der Hundeherr seinen Arm ausstreckt, um Hektor am Halsbande zu fassen. Doch, ein schöner Traum nur war's, den er geträumt! Hat doch Hektor einen mächtigen Satz nach rückwärts gemacht, so daß die Entfernung zwischen ihm und seinem Herrn größer ist, denn je zuvor. Dieser kennt sich nun nicht mehr aus vor Wut, da sämtliche Zuschauer — die entrüstete alte Jungfrau eingeschlossen — in ein überlautes, aus tiefstem Herzensgrunde stammendes Lachen ausgebrochen sind. Er hebt Steine auf und wirft sie nach seinem Liebling und stürzt, wie besessen, Schimpfnamen rufend, Drohungen ausstoßend, auf ihn zu. Hektor aber reißt aus, wie altes Schafleder, die Treppe hinauf, in die Stadt hinein, sein Herr in unbeschreiblichem Zorn hinter ihm drein. — Nach einer halben Stunde erscheinen beide wieder auf der Bildfläche. An einer Zuckerhutschnur schleppt „Herrchen“ seinen Hektor an, der eine jammervolle Armesündermiene angenommen hat, während „Herrchen“ selbst einem triumphierenden Feldherrn gleicht, der lorbeer-gekrönt an der Spitze seiner tapferen Soldaten in die eroberte Hauptstadt seines Feindes Einzug hält. Unbarmherzig wird nun

der Hund in weitem Bogen in die kühlen Fluten der Weser geschleudert, mit Todesangst im Auge schwimmt er eilig zurück ans Ufer, wo er erwartet und noch einmal hineingeschleudert wird, und noch einmal, bis es ihm endlich gelingt, an seinem Peiniger vorbei ans Land zu kommen und davon zu rasen. Nun gibt sich der Herr zufrieden. Denn so schlau ist er auch, daß er seinen lieben Nebenmenschen nicht noch einmal das schöne Schauspiel geben will, in dem er schließlich als Triumphator auftritt. Wenn es aber einer einmal versucht, hinter dem Köter herzulaufen, so bleibt dieser plötzlich heimtückisch stehen und schüttelt mit aller Kraft das Wasser und was er sonst noch im Pelz hat, auf „Herrchens“ frischgebügelte Sommerhosen und gelbe Stiefel. Was für Sprünge da von glücklichen Hundebesitzern gemacht werden — das läßt sich einfach nicht beschreiben. Das muß man selbst gesehen haben! —

Weniger angenehm ist das Schauspiel, das sich darbietet, wenn Katzenbesitzer ankommen, um sich der Frucht der Liebe ihrer Mieze und Maunz zu entledigen. In dunkler Nacht schleichen sie herbei, schauen scheu um sich, wie Verbrecher, die sich vor dem Schutzmanne fürchten, und schleudern ein Paket in weitem Bogen ins Wasser hinein. Ein Aufschlag auf den Wellen, ein klägliches Quieken, wenn der Sack nicht genügend mit Steinen beschwert gewesen ist, und alles ist zu Ende. Die Welt ist um ein halbes Duzend niedlicher Käzelein ärmer geworden! — Doch es gibt auch Unmenschen, die die Tierchen ohne Sack in die Weser hineinwerfen, ja, die sich nicht scheuen, solche Verbrechen am helllichten Tage zu begehen. Macht mich da eines Morgens meine Älteste, voller Entsetzen, weinend auf ein nichts weniger als schönes Schauspiel aufmerksam, das sich unter unseren Fenstern abspielt. Ein halbwüchsiger Jüngling, dem ganzen Habitus nach Lehrling in „Tabak“ — er rauchte nämlich eine armdicke Zigarre, die beinahe länger war als er selbst — stand unten am Wasser und vergnügte sich damit, eine kleine Katze, die in der Weser schwamm und das rettende Land zu erreichen trachtete, jedesmal, wenn sie Fuß gefaßt zu haben

glaubte, wieder in die kalten Fluten — es war November — zurückzustößen. Das Tierchen miaute kläglich auf, wenn es durch den unbarmherzigen Fußtritt seines Peinigers getroffen wurde. Am Fenster standen die Kinder und weinten. Sie hatten dem Jüngling schon das furchtbare Wort „Katzemörder“ an den Kopf geworfen. Er aber hatte nur höhnisch heraufgeschaut und ihnen eine unanständige Einladung — der Jüngling hatte offenbar Klassiker („Göb“) studiert — heraufgerufen, die sie wiederum tief empört hatte. Ich rufe dem hoffnungsvollen jungen Manne hinab, er solle das Tier in Ruhe lassen; er ruft herauf, er könne mit der Katze machen, was er wolle — es sei seine Katze; es ginge mich überhaupt nichts an, was er tue, ich solle mich um meine eigenen Angelegenheiten und Katzen kümmern. Und wieder schleudert ein Fußtritt das kläglich wimmernde Tier ins Wasser zurück. Da packt mich der gerechte Zorn gegen den grausamen Übeltäter. Ich habe zwar nur Hausschuhe an, aber was schadet das! Ich eile die Treppen hinab, auf den Tierquäler zu, der gerade mit einem dicken Steine dem armen Tiere das Köpflein zerschmettert. „Sie Tierquäler, Sie“, fahre ich den Erstaunt-Erschrockenen an, der alles andere erwartet hat, als mich zu sehen. Er hat sich sofort gefaßt, lacht höhnisch auf und meint nochmals, es ginge mich gar nichts an, wenn er seine Katze ersäufen wolle. „Nun wohl,“ sagte ich, „dann werde ich Sie wegen Tierquälerei bei der Polizei anzeigen!“ — „Ja, tun Sie das man nur immer! Aber eilen Sie sich, bitte“, entgegnet er frech und schaut höhnisch auf meine Hausschuhe. Dann wendet er sich langsam zum Gehen. Wie er heißt, will er mir nicht sagen. So bleibt mir nichts anderes übrig, als mich, um seinen Namen festzustellen, an seine Fersen zu heften. Der Jüngling lächelt, wie er es merkt, und fängt an, Witze über mich zu reißen. Er führt mich die Uferstraße hinauf bis zur Kaiserbrücke. Weil er aber dort einen Schutzmann stehen sieht, kehrt er wieder um. Er führt mich durch andere Straßen. Er führt mich durch Gäßlein. Ich immer in Pantoffeln neben ihm her. Und hat er anfangs gehöhnt und gespottet, so wird

ihm die Sache allmählich unheimlich. Schließlich fängt er an, mit mir zu verhandeln: „Er wolle sich entschuldigen, denn er sehe ein, daß er das Tier gequält habe.“ Ich will seinen Namen wissen. Bald sieht er auch ein, daß er frech zu mir gewesen, daß er überhaupt ein armer sündiger Mensch sei, in dem nichts Gutes wohne; auch daß er „Meyer“ heiße, bekennet er endlich voll Reue. Ausgerechnet „Meyer“! Der Unglückswurm. Heißen nicht alle Unbekannten Meyer? Schweigend wie das böse Gewissen wandere ich neben ihm her, und sage nur, er möge durch die That seine Reue beweisen, indem er mit mir zum nächsten Schutzmann ginge, um die gebührende Sühne für seine Vergehen zu leisten. Doch davon will er durchaus nichts wissen und versucht, von neuem mich mürrisch zu machen. Bald läuft er, so schnell er kann, daß ich neben ihm herklappernd meine Pantoffeln beinahe verliere, bald geht er ganz langsam, bald lacht er frech, bald bittet er demütig, bald wiederum macht er die Vorübergehenden auf meine Hausschuhe aufmerksam. Auf einmal schlägt er in der verkehrreichen langen Straße einen Galopp an — ich hinterher! Er läuft durch Gäßlein hindurch — ich hinterher; er läuft durch eine Bierhalle — ich folge ihm auf dem Fuße, in einen Hausgang hinein, die Treppe hinauf, durch ein langgestrecktes Kontor hindurch — ich folge ihm wie sein Schatten — bis wir auf einmal zu gleicher Zeit atemlos vor einem alten dicken Herrn stehen, der im Prinzipalzimmer hinter dicken Wälzern sitzt, und vor Staunen die Zigarre aus dem Munde fallen läßt. Das Ende vom Liede waren ein paar saftige Maulschellen, die der Herr Prinzipal seinem „edlen Mitarbeiter“ versetzte und eine doppelseitige Bitte um Entschuldigung. — Ich hoffe, daß dies Erlebnis dem jungen Manne — Meyer hieß der Unselige wirklich! — Heil und Segen gebracht und ihm sein „Hunnen- und Barbarentum“ ausgetrieben habe. — Diese und noch viele andere ähnliche Sachen, deren Beschreibung zu weit führen würde, kann man sehen und erleben, wenn man im Hause am Weserstrande wohnt...

M
um
Schö
alten
Viele
der
zu b
ander
Kom
wund
trotz
möge
jeder
oder
tief
seine
mern
Weiß
sich
singe
heiße
vor
was
das,
Sehn
An
gelste
kirche
spitzer
Wese
geseh
sich
Fenster

Der Garten

Wie soll ich ihn schildern, unseren Garten? Wie ihn beschreiben, um dem Leser ein auch nur annähernd richtiges Bild von seiner Schöne zu geben? Herrliche Gärten gibt's fürwahr in der alten Hansestadt Bremen und ihrer stimmungsvollen Umgebung. Viele Gärten, in denen Natur und Kunst im schönen Verein der Lieblichkeit, Schönheit und stimmungsvollen Ruhe Altäre zu bauen versuchten. Doch mit unserem Garten läßt sich kein anderer vergleichen. Seine Eigenart ist nicht nachzuahmen. Kommt ihr Maler und schaut ihn! Kommt ihr Dichter und bewundert ihn. Zeichnet, malt, besingt ihn, — und ihr werdet trotz aller eurer Geschicklichkeit nicht richtig wiederzugeben vermögen, was seinen eigenartigen Reiz ausmacht, obwohl ihn jeder gefühlvolle Mensch empfindet, der seinen Fuß hineinsetzt oder sein Auge hineinblicken läßt. — Auf der einen Seite strömt tief unten in ihrem Bette die rauschende Weser, die plätschernd seine Mauern bespült. Da kann man in stillen, schwülen Sommernächten träumen, wie an keinem anderen Fleckchen der Erde! Weißgliedrige Wasserjungfrauen sieht man unten in den Fluten sich kichernd tummeln. Sie locken und winken, sie sagen und singen stillverträumte, sehnsuchtschwere, leise Lieder, die im heißen Menschenherzen widerklingen, daß es fast springen will vor Wonne und Beh. Und Gedanken werden wach an das, was man noch erreichen will: denn noch sind wir im Leben; an das, was man niemals erreichen wird — niemals! Trotz alles Sehnsens und aller Mühe!...

An der anderen Seite streben die hochgiebeligen roten Ziegelsteinmauern und die dicken Pfeiler unserer alten Martinikirche dem Himmel zu. Ewig neugierig schauen die hohen gotischspitzen Fenster auf die Weser hinab, obwohl es die gleiche Weser ist, die da unten fließt, die sie schon vor 600 Jahren gesehen haben. Dunkelblättriger, hundertjähriger Efeu rankt sich die roten Mauern und starken Pfeiler hinan, bespinnt die Fenster, erklettert das Dach. Mit seinen zähen Armen hält er

alles umflammt, als wollte er's in toller Leidenschaft erdrücken und aussaugen. Kletterrosen und Klematis leisten ihm Gesellschaft und steigen mit ihm um die Bette an den verwitterten Ziegelsteinmauern empor, soweit ihre Kräfte dazu ausreichen, denn die anschmiegende Leidenschaftlichkeit des Efeus fehlt ihnen, diesen Zwergen. Dafür aber werfen sie ihre Schößlinge an den Mauern empor, wie sie's die Weser tief unten tun sehen mit ihrer gischtenden Brandung, daß die Ranken taumelnd zurücksinken. Bangen mag wohl oft die ehrsame Kirche ergreifen, die solche Lebenskraft und Liebeslust über sich ergehen lassen muß, für die sie bei ihrem Alter und in ihrer würdigen Ruhe kein Verständnis mehr haben kann. Bangen auch davor, daß die jungen, wilden Gesellen ihr in ihrer lebensdurstigen Kletterlust die Fensteraugen zudrücken möchten, so daß sie — die alte Dame — ihres Hauptgenusses beraubt würde: sich zu erfreuen am eigenen Spiegelbilde im Flusse und an der sinkenden Sonne, die beim Scheiden Feuerbrände in die Scheiben hineinwirft und ihr in ihren alten Tagen noch brennende Glut im eignen Ich — ach so süß! — vortäuscht. — Zwischen allen diesem temperamentvollen, liebesbrünstigen Kletterkünstlern stehen gefestere Elemente. Hier wuchert großdoldiger, weißer Holunder, der im Dezember schon neue Blätter zu treiben beginnt und im Herbst so schöne wohlschmeckende, glänzend schwarze Beeren liefert; dort erhebt sich, dem hohen Pfeiler nachstrebend, ein selten großer Goldregenbaum, der in seinen goldgelben Blüten die glänzenden Sonnenstrahlen aufgefangen hat und den Frühling bringt; dort wiederum ragt ein großer, ehrwürdiger, alter Ahorn, der jedes Jahr in üppiger Fülle und bester Absicht kleine Ahorne aussät, die wir leider nur zum kleinsten Teile stehen lassen können, da wir bis jetzt noch keinen Bedarf an Urwald haben. Einmal — in der Zeit der Zuckerknappheit — sollte er uns auch zum Zuckerlieferanten werden. Die Kinder, die ja den Mangel an Süßem am schwersten tragen, bohrten ihn an einem Märztage an und zapften ihm wohl einen Eimervoll seines Saftes ab. Wohl versuchten sie anfangs,

einan
es in
es j
davo
den
Saft
auch
hafte
meist
Un
Hasel
Such
weiße
wenn
beeren
die in
reichl
ihrem
diese
Birnb
rere
Schä
Versu
und f
ren f
essen
stamm
gemac
Syrin
Pfing
fen?
Febru
verheiß
baum.

einander zu versichern, der Saft schmecke wirklich süß — wie sie es irgendwo gelesen hatten —, nur nicht ganz wie Zucker, da es ja Ahorn sei. Aber bald schlich sich eines nach dem anderen davon, den Ahornzuckersaft, der holzig schmeckte und herb, den anderen gern überlassend. Sie versuchten dann, aus dem Saft durch intensives Kochen „Ahornzucker“ zu gewinnen. Aber auch dies Verfahren war erfolglos, und die Träume von massenhaftem Besitze von Süßigkeiten blieben unerfüllt — wie die meisten Träume im Leben!

Unter diesen Großen treiben sich eine Reihe Kleiner herum: Haselnußsträucher, die wohl zähe Gerten, aber trotz eifrigen Suchens keine Haselnüsse liefern; „Jungfernnäbelschen“, dessen weiße Früchte sehr beliebt sind, da sie so schön „knatschen“, wenn man sie zertritt. Vogelbeeren, Rosenhecken, wilde Stachelbeeren usw. usw. Ich kann nicht die Fülle derer beschreiben, die in unserem Garten Gastfreundschaft, Kaninchendünger und reichliches Wasser im Sommer genießen und uns dafür mit ihrem frischen Grün, ihren Blumen und Früchten, so dürftig diese letzteren auch immer sind, erfreuen. Denn auch zwei Birnbäume sind vorhanden, die ab und zu eine oder sogar mehrere Birnen tragen, die von den Kindern behütet werden wie Schätze von Drachen, bis das eine oder andere der lockenden Versuchung nicht widerstehen kann, zu sehen „wie es schmeckt“, und sie halbgereift abreißt und verteilt. Und obwohl die anderen stets gegen diese Eigenmächtigkeit lebhaft protestieren, so essen sie doch gern das auf sie entfallende Stücklein auf. Sie stammen eben alle von Adam und Eva ab; die sollen's ähnlich gemacht haben...

Sollten wir bei dieser Aufzählung alles Schönen unsere Syringen vergessen, die in tiefem Dunkelblaurot blühend zur Pfingstzeit mit ihrem wonnigen Dufte den Garten durchtränken? Oder des Baumes — eine Kirschenart ist's — der im Februar schon mit seinen hellgelben Blüten den Frühling verheißt? Das Prachtstück aber ist unser alter Maulbeerbaum. Sei mir gegrüßt, du alter Freund und Veteran, du

Spenden von dunkelvioletttem Schatten und blauschwarzen, zucker-
süßen, saftreichen Früchten! Du „schöner Aufenthalt“, du
Freude der Kinder, die in deinem wirren, weiten Geäst herum-
klettern wie Eichhörnchen und sich so wohl fühlen in deiner
Obhut! Wie bist du wohl aus dem sonnigen Süden, deinem
Heimatlande, zu uns in den rauhen Norden gekommen? Wer
hat dich hierhergebracht? Dich hier angepflanzt? Ist wirk-
lich, wie man mir erzählte, der Alte Fritz die Veranlassung dazu
gewesen, weil er die Seidenraupenzucht in Norddeutschland
einführen wollte? Du allein könntest uns Auskunft geben.
Doch du bist verschwiegen, redest eine andere Sprache als wir
Menschen, die wir dich lieben und bewundern, du alter Patriarch,
wenn wir auch wohl hie und da das bedeutsame Rauschen deu-
ten können, das durch deine Blätter zieht, wenn die Kinder auf
dir herumklettern, und das wilde Schütteln deiner Zweige,
das dem Sturmwinde zürnt, wenn er allzusehr deine beschau-
liche Ruhe stört...

Auch Rasenflächen gibt's im Garten des Hauses am Weser-
strande, wenn sie auch nur winzig sind. Darauf stehen Rosen-
stämmlein, Wacholder und Lebensbäumchen, breiten Farnkräu-
ter ihre Fächer aus, läutet der Fingerhut mit seinen vielfarbigen
Glocken den Sommer ein, blühen Bergfarn, Krokus,
die so überaus dankbare rote Geranie, die großherzige Sonnen-
blume, der — ach! es geht ja wirklich nicht an, auch diese alle
zu nennen, die holden Kinder Floras, die unser idyllisches Fleck-
chen zieren und die Sonnenstrahlen auffangen und in sich sam-
meln... Denn die Sonne glüht an den Sommertagen mit
ihrer ganzen Kraft in den Garten hinein, strahlt an die hohen
Backsteinkirchenmauern, die die Glut freudig in sich aufnehmen
und dankbaren Sinnes, wie es einer echten Kirchenmauer zu-
kommt, den Überfluß zurückstrahlen. Denn eine rechte Kirche
teilt gerne ihre Güter und Gaben mit! Wozu wäre sie wohl
sonst da? Zu diesen Zeiten ist es angenehm, sich unter den
Alhornbaum zu setzen, in den kühlen Schatten hinein, den der
alte Geselle reichlich spendet, auf die Bank aus amerikanischer

Eiche, die uns eine Freundin geschenkt hat. Einst schaukelte sie — die Bank, nicht die Freundin — auf dem Verdecke eines stolzen Dampfers hoch oben über den Fluten des wogenden Weltmeeres und machte weite Reisen in ferne Länderr, bis sie endlich ein beschauliches Ruheplätzchen für ihre alten Tage fand — genau wie mancher alte Seemann, der sie wohl einst gedrückt... Wenn so die Sonne in den Garten hineinschaut — ei, wie's da summt! Eifrige Bienenlein umschwirren die Blütenkelche, Falter taumeln von Blume zu Blume, Brummer und Mücklein geigen und singen, und bunte Käfer eilen über den Weg. Nur die dicken Mauerrasseln und die schlanken Tausendfüßler, die sich tagsüber in die Ritzen des alten Gemäuers und unter das modernde Laub verstecken und mit den vielen Regenwürmern, die bei uns eine geradezu fabelhafte Größe und Dicke erreichen, Freundschaft pflegen, wollen von der Sonne nichts wissen; sie warten vielmehr, bis die goldenen Nägel in das samtblaue Himmelstuch hineingeschlagen sind, um sich ihres Lebens zu freuen. Dann kommen auch die dickbäuchigen Spinnen aus ihren Schlupfwinkeln hervor, in denen sie den ganzen Tag lauernd gefressen, wie ein rumänischer Minister, der auf englisches Gold und russische Hilfe wartet. Eilfertig klettern sie ihre Netze auf und ab, untersuchen sie sorgfältig und bessern fleißig aus, was Wind, plumpe Menschenfinger und dicke, dumme Falter am Tage zerrissen haben, und fangen sich zur Speise harmlos spielende Mücklein, die angstvoll, ratlos, hilflos in den Netzen zappeln, wie die Menschen im Schicksal. Fangen auch in ihren taufeuchten Spinnfäden die silbernen, traumhaften Strahlen, die der Mond in den Garten hineinsendet.

Der stille Mond! Auch er ist ein Freund unseres Gartens. Wenn er mit seinem gutmütigen, runden Gesicht hineingloht und das welcke Laub in den Wegen versilbert, die schwarze Kaze bestaunt, die hinter Büschen her ihn anblinzelt, mit den Blumen Post, damit sie seinen Strahlen die bunten Kelche öffnen, an den Kirchenfenstern auf und ab klettert, um einen Blick ins alte Gotteshaus zu werfen — dann stellt sich ringsum ein tiefes

Wispern und Flüstern ein. Leiser denn sonst rauschen die Bäume; es lispeln mit feinen Stimmchen die Sträucher, die Blumen träumen laut, die Kiesel blinken, die Scherben und Glasplitterchen in den sandigen Wegen glitzern wie Diamanten. Fledermäuse huschen mit unhörbarem Flügelschlage durch die Lüfte, als seien's Seelen, die keine Ruhe finden können...

Dann heben sich weiße Schatten gespenstisch ins Leben. Längst vergangene Zeiten stehen wieder auf... Mönche sehe ich betend durch die Gräberreihen ziehen, die einstmals hier lagen und sich rings um die Kirche herum zogen. Ich höre sie klagen ob ihrer Sünde, verfluchen die Welt und ihre Lust, schreien aus tiefem Herzensgrunde nach Gnade und Erbarmen, suchen den Frieden, den die Welt nicht geben kann. — Ich sehe trauernde Menschen die Gräber umstehen, in die sie ihre Hoffnung und Liebe hineinversenkt, höre sie weinen und trostlos wimmern aus zerrissenem Herzen und zerbrochenem Glücke heraus. Sehe sie sehnsuchtsvoll ausschauen nach dem Tode, der sie bald, bald mit ihren vorangegangenen Lieben vereinen und ihnen neben diesen ein Plätzchen verschaffen soll. Sehe sie zuerst tagtäglich zum frischen Grabeshügel eilen; dann alle Woche einmal — wenn Blumen darauf blühen; dann immer am Allerseelentage, dann vielleicht jahrelang nicht mehr — denn schnell vollzieht sich das Vergessen — — — bis der Tod sie — ach, jetzt allzufrüh! — mit denen vereint, die ihnen längst vorangegangen waren...

Wer sind sie, die einstmals hier begraben wurden, wo wir Blumen pflanzen und die Kinder jubeln? Wohin sind ihre Gebeine gekommen? Ganz hinten, beim Maulbeerbaume, da gruben einmal die Kinder im Spiel ein tiefes Loch: wollten eine Höhle sich bauen! Und gruben Schädel aus und Arme und Schenkelknochen in überreicher Fülle... sahen diese Zeugen menschlicher Vergänglichkeit staunend an, spielten und bewarfen sich ehrfurchtslos damit, bis ich dazukam und alles wieder in die Erde hineinversenken ließ, tief hinein in unsere alte Mutter Erde...

So wird die Vergangenheit lebendig im bleichen Mondes-
scheine... Dort... sieh, dort... ist das nicht wirklich ein
Mönch? Hörst du ihn klagen? Ach nein, es ist der Wind,
der sich in den Bäumen fängt! Und was du siehst, ist der Wa-
cholder! Ach nein, die einstmals trauernd und betend hier wan-
delten zwischen den Gräbern, um bald denen sich zuzugesellen,
die unten schon ruhten... sie kommen nicht wieder... nicht
wieder! Um ist ihre Zeit, wie die unsrige bald umsein wird...

Laß sie ruhen, die Vergangenheit und ihre Toten! Noch
stehen wir im Leben. Trübe Gedanken zu fassen und Grillen
zu fangen, sind wir nicht hier, reden wir nicht miteinander, du,
lieber Leser, und ich. Statt Grillen wollen wir lieber ein
paar von den frechen Späßen fangen, die zu Hunderten den
Efeu der Kirchenmauern bevölkern. Wahrlich, das ist besser!
Geben sie doch einen, wenn auch nur kleinen, so doch äußerst
wohlschmeckenden Braten ab. Ein gelungenes Völkchen, unsere
Martinispäßen! Des Tages über sind sie fern vom Hause. In
der Nachbarschaft treiben sie sich herum, untersuchen Straßen
und Pferdedünger auf freßbare Körner und zanken und streiten
sich mit anderen Vögeln herum. Des Abends aber stellen sie
sich pünktlich ein, denn trotz allen Geschreis sind sie doch nur
Kleingeistige Philisterseelen, die äußerst solide und regelmäßig
leben und vor allem sehr früh zu Bette gehen. In der Zeit des
Hochsommers merkt man wenig von ihnen. Wenn das Korn
heranreift, dann „blüht ihr Weizen“. Sie gehen in die „Sommer-
frische“, sagen die Kinder, das heißt sie ziehen zu den Bauern
hinaus und fressen sich auf deren Getreidefeldern dick und fett.
Erst das unwirtliche Wetter des späten Oktobers treibt sie in
die Stadt zurück. Scharenweise fliegen sie dann des Abends
heran, um in den zahlreichen alten Nestern, die sich im dichten
Efeu geranke finden, ein gutes, warmes Nachtlager zu suchen.
Dabei geht es ohne großes Streiten nicht ab, da sie einander
die Nester allzugerne wegnehmen. Merkwürdigerweise scheinen
gerade diejenigen dem Kommunismus zu huldigen, die selber
kein Nest gebaut haben! Diese gewissenlosen Diebe packen den

rechtmäßigen Bewohner, der sich schön warm in sein Nest gesetzt hat, kurzerhand bei den Federn und zerren ihn trotz seines jämmerlichen Piepens, trotz seines zornigen Scheltens, aus den „Federn“ und dem Stroh heraus, um sich wohlgenut und fröhlich selbst hinzusetzen. — Klatscht man in der Dämmerung eines Novemberabends in die Hände, oder gibt man mit dem Tesching einen Schuß ab, dann erhebt sich ein gewaltiges Rauschen und Schwirren in den Lüften, die von den Scharen der erschreckt davonfliegenden Spazen buchstäblich verdunkelt werden. Wie Fliegen um einen Syruptopf, so schwirren sie zurück, wenn sie erkannt haben, daß es lediglich blinder Alarm gewesen ist; wie Beeren an der Traube, so hängen sie, einander drängend, am Esen. Dabei vollführen sie ein so lautes Geschrei, daß man sein eigenes Wort nicht verstehen kann! — Unduldsame Gesellen sind sie auch. Irgendeinen anderen Vogel dulden sie nicht im Garten, und wenn einmal ein Amselpaar oder ein Blaumeisichen das Nest trotz allem in unseren schönen Winkel hineingebaut hat, so ärgern die Spazen sie über die Maßen. Trotzdem sind sie gelungene Gesellen, denen man, im Grunde genommen, nicht böse sein kann! Ei, wie das Männchen sich in der Frühlingszeit dreht und tänzelt, sie es schilpt und in verliebten Tönen piepst, wie das Weibchen sich windet und ziert, bis es das Liebeswerben des Freiers erhört! Ei, wie sich die Bewerber um des Weibchens Gunst verhalten, daß die Federn fliegen, wie stolz der Stärkere dann die Erforene im Triumph in die Hochzeitskammer geleitet! — Wiederum: wie gerissen, wie schlau sind die Kerlchen im schmutzigbraunen Rocke! Wenn uns einmal das Gelüste nach Spazenbraten ankommt, so nehme ich mein Tesching und gehe in den Garten. Der Goldregenbaum wird zum „verbotenen Baum“ erklärt und dieses Verbot öffentlich und laut allen Spazenbewohnern des Gartens kund und zu wissen getan. Das ist unsererseits keine launische, tyrannische Willkür! Beileibe nicht! Reißten doch die bösen Tiere im Frühling in ihrem rücksichtslosen Liebesübermuth die zarten Schößlinge der Knospen und Blätter des Goldregens ab und werfen sie uns

höhnend vor die Füße! Ist es da nicht mehr als recht, den Späzen das Betreten oder Besitzen dieses Baumes bei Todesstrafe zu verbieten? Doch ohne Grenzen ist ihre Frechheit und ihr Übermut! Sie tun einfach so, als bestände kein solches Verbot! Sie pfeifen — soweit sie's können — auf unsere Verordnungen, sie setzen sich, als wüßten sie von nichts, nach wie vor auf den Goldregen, ja, reißen erst recht die Blätter ab. Ein Knall — und der Übeltäter fällt wie ein Stein, dumpf aufschlagend, als wiege er mehrere Pfund, zu Boden. In demselben Augenblick hat aber auch das vielstimmige Geschilpe aufgehört. Totenstille herrscht im ganzen Garten, so daß man endlich sein eigenes Wort verstehen kann. Dann setzt urplötzlich eine allgemeine Flucht unserer Späzen ein. Auf die Telegraphendrähte der näheren und ferneren Umgebung, auf die Giebel der Kirche und den First der Martinischule setzen sie sich und beobachten, was da werden soll. Da fliegt irgendein Ahnungsloser herbei. Er hat noch nichts von der Ausführung der angedrohten Todesstrafe vernommen. Frech lacht er die Gefährten aus, die ihn eifrig piepsend warnen; ja, er setzt sich, um „sich zu zeigen“ und sie zu ärgern, auf den Todesbaum — um im nächsten Augenblicke mit seinem gefallenem Freunde vereint zu werden. Vor Entsetzen wie gelähmt, schaut das ganze Späzenvolk zu. Und wenn auch hie und da noch der eine oder andere Dumme sich totschießen läßt — die Mehrzahl weiß sich gut davor zu schützen! Sowie ich aus dem Garten verschwinde, kommt die ganze Bande zurück; sowie ich auf der Veranda wieder erscheine, fliegt sie mit Brausen davon. Bis spät in die Nacht hinein sitzen sie dann ringsherum auf Beobachtungsposten. Schließlich wird es ihnen doch zu spät. Aber nicht auf dem gewöhnlichen Wege kehren sie zu den heimischen Penaten zurück, nein, Schleichwege schlagen sie ein, wie ein verliebter Jüngling, der auf verbotenen Pfaden wandelt. Sie fliegen zuerst aufs Kirchendach, dorthin, woher ich sie nicht herunterholen kann, um sodann mit schnellem Entschlusse, an den Mauern heruntergleitend, in den Efeu zu schlüpfen, und sich dann, über ihre gelungene List laut und

freudig schilpend, tief in das dunkelgrüne Blättermeer zu vergraben. Ganz genau wissen sie, daß sie dort vor dem todbringenden Schrote sicher sind. Wochenlang aber verursacht mein bloßes Erscheinen im Garten Schrecken und Entsetzen unter den Martinispäßen, während sie vom Erscheinen der übrigen Hausbewohner ebensowenig Kenntniss nehmen, wie vorher. Ja, sie sind schlau, unsere „Nachtigallen von St. Martini“.

Wie könnten wir aber vom Garten scheiden, ohne unseres „Plätzchens“ Erwähnung getan zu haben? Ganz hinten, wo eine ebenso häßliche wie geschmacklose mit schwarzbraunem Teer bestrichene Plankenwand unseren Garten von dem des Nachbarn trennt — dort war eine finstere, feuchte Ecke, das Dorado träger Mauerasseln und fetter Regenwürmer. Wir wußten nichts damit anzufangen. Wie oft habe ich geseufzt: „Ach, wenn wir nur einen Balkon hierher bauen könnten! In die Weser würden wir schauen, auf die Mauer uns setzen und Sonne schlemmen und Sterne!“ Doch die Seufzer verhallten ungehört... Da kam uns das Schicksal zu Hilfe. Allerdings zunächst nicht gerade in angenehmer Weise. Fiel da eines schönen Tages vom hohen Giebel der Kirche ein fast Kinderkopfgroßer Stein herab, der unser blondes Töchterlein beinahe erschlagen hätte. Hart an der Stirne fuhr er entlang, diese sogar leicht streifend und verlegend. Jahrelang hatte man die Kirche sich selbst überlassen; wahrscheinlich hielt man sie für einen lebendigen Organismus, der sich selbst immer wieder verjüngt! Bis sich der Stoffwechsel dieses toten Organismus im herabfallenden Steine mehr deutlich als angenehm offenbarte. Nun kamen die Steinmehzen. Und sie fanden Arbeit! Steine wurden wagenweise herausgenommen und durch neue ersetzt. Von diesen alten Steinen suchte ich die besten aus. Die Mauerleute — sie waren verständige Männer — kamen in den Garten, und mit großer Kunst bauten sie aus den Trümmern unser Plätzchen auf. Stufen aus uralten Eichenstämmen, die ebenfalls dem Turme entstammen, — wo sie ihre Zeit — mehrere Jahrhunderte — ausgedient hatten, führen hinauf. Die Ecken werden abgegrenzt von altrostigen Eisen-

ankerstäben, die die Büsche, welche das Plätzchen umgeben und abschließen, zurückhalten und stützen sollen. Und nun sitzen wir an schönen Tagen da, lassen uns von Sonnenstrahlen umfluten und von den Sternen liebkoosen, schauen hinab in die eilenden Fluten, hinüber zur großen Weserbrücke, auf der einen, zur Kaiserbrücke, auf der anderen Seite, wo das Leben sich so turbulent abspielt, sitzen ruhig und still, und lassen das Wasser und die Zeit an uns vorüberrauschen, sinnend und träumend, denken und lassen die Gedanken spielen und schauen hinauf zum blauen Himmelszelte... Oder wir sitzen dort mit Freunden vereint, die wir auch hier oben im Norden gefunden haben, treue Freunde, auf die wir uns verlassen können! Lange hat's ja gewährt, bis wir uns heimisch fühlen konnten am Weserstrande. Vor allem waren es die „gemüthlichen“ Freunde, die uns fehlten, Menschen, die nicht ewig steif Besuch und Gegenbesuch genau buchen, sondern kommen, wenn sie Zeit haben, und alles so nehmen, wie sie's just treffen, auch wieder davongehen, wenn wir keine Zeit haben, ohne es übelzunehmen, so wie wir auch bei ihnen aus- und eingehen. Andere können wir nicht gebrauchen, denn wir führen ein unruhiges Leben, wir im Hause am Weserstrande, wie alle, die sich dem Dienste der Menschheit widmen wollen. Nun wir diese Freunde haben, genießen wir aber auch doppelt all des Schönen, das sich uns darbietet, genießen wir auch des Plätzchens doppelt. Ich sitze oder liege auf der breiten Mauer. Das ist mein „reservierter Platz“, den ich niemanden abtrete, denn ich bin ein großer Egoist. Die anderen genießen den Abend von anderen, bequemeren Sitzgelegenheiten aus. Wir debattieren, behandeln Fragen, die unser Volk bewegen, die unsere Stadt oder uns selbst betreffen. Niemals aber die Angelegenheiten anderer Menschen, die uns nichts angehen oder nicht unsere Ansicht erbeten haben. Im Hause am Weserstrande ist der Klatsch streng verpönt, dies entsetzliche Ungeheuer, dies Kind der Böswilligkeit, aber noch mehr der unglaublichen Gedankenlosigkeit und der Dummheit, der Klatsch, an dem so viele Menschen franken, die in ihrem selbstsüchtigen Leichtsinne

freventlich mit dem Rufe und der Ehre ihrer Mitmenschen spielen, während sie, was ihre werthe Person anbetrifft, der Ansicht sind, daß sie ihre eigene Ehre durchaus schützen und wahren müssen. Auf solche Freunde, die jeweils mit einem Bündel schmutziger Wäsche ankommen, die sie irgendwo aufgelesen haben, und bei uns ausbreiten wollen, um sich an dem Geruche zu laben, der ihr ausströmte, haben wir stets dankend verzichtet. Denn weder sehen wir unser Haus für eine Waschanstalt fremder unsauberer Wäsche an — so viele Waschfrauen, wie zur Reinigung nötig wären, könnte ich auch mit dem besten Willen nicht bekommen — noch aber halte ich es für eine Kloake, in die der Schmutz einer ganzen Stadt, soweit er dahin ableitbar ist, zusammenfließen soll. Möchten andere Häuser derselben Ansicht huldigen, dann wäre manches Leid nicht auf Erden, und manches Herz nicht bitter geworden, ja, gebrochen! —

Nicht nur des edlen Baidwerks in Form von Spazienjagd pflegen wir in unserem Garten, auch dem Fischfange liegen wir ob. Wie wäre das wohl anders möglich? Fließt doch der Strom so dicht an uns vorbei, daß man auch ohne Philosoph zu sein, auf diesen Gedanken geradezu gestoßen wird. Und dann das böse — oder gute? — Beispiel! — „Bati, der alte Mann hat einen 'rausgezogen... und der Junge auch —... und jezt schon wieder einen — o, sicher heißt es heute... ich möchte so gern fischen!“ rufen die Kinder, die am Fenster die Fischer beobachtet haben. „Ihr kriegt ja doch nichts“, wehrt meine Frau kritisierend ab. Aber da hat sie sich böse in die Messeln gesetzt! „Was? Wie? Wir? Wir kriegen nichts?“ Und nun wird ihr haarscharf vorgerechnet, was wir in neun Jahren als Beute aus der fischreichen Weser herausgeholt haben: einmal einen dicken Barsch von fast einem Viertelpfund und einmal sogar vierundzwanzig Barsche... „Hoho“, höhnt der Bengel, der nie was fängt, „vierundzwanzig Barsche! Es waren Snodderbarse.“ Das wird freilich zugegeben. Aber sind „Snodderbarse“ etwa keine Fische? Und dann die Aale? Aber die waren wie Regenwürmer, „so klein, daß man sie wieder ins Wasser werfen mußte“, wird

wieder höhnisch kritisiert. Ja, können wir etwas dafür, daß sie so klein waren? — Und in der Erinnerung an den Genuß schwelgend, den der gebratene Barsch uns einstmals verschafft hat, wird beschlossen, wieder fleißig Fischfang zu treiben. Wir kaufen Angellstöcke, Angelschnüre, Angelhaken... meine Begeisterung kühlt sich merklich ab, denn das kostet Geld! Und alle wollen sie fischen, selbst der Junge, der nie was fängt... Nun stehen wir am Plätzchen, nachdem wir uns Köder verschafft haben, und werfen bei hoher Flut die Angeln ins Wasser. Wir beratschlagen dabei, ob wir den zu erwartenden Überfluß einwecken oder räuchern sollen? In einem zu ziehen die Kinder heraus — immer haben sie „einen Biß“ gehabt, wenn der Federkorken sich auch nur ein klein wenig bewegte. Trotz aller meiner Warnungen. Wie berechtigt diese sind, beweist der nächste Augenblick. Denn da die eine der Fräulein Töchter schon wieder „einen Biß“ hatte, zog sie fest zu. Ei, was ist das! Sie bekommt die Angel gar nicht hoch! „Ein ganz großer Fisch, oder ein ganz großer Aal“, schreit sie, rot vor Aufregung, zitternd vor Freude. Sie zieht die Angel hin und her, es bewegt sich tatsächlich etwas Längliches, Schwärzliches im Wasser, das auch zu glitzern scheint... Der Bruder höhnt: „Ein alter Stiefel ist's gewiß wieder, wie das letztemal!“ Ein alter Stiefel ist's diesmal zwar nicht, aber ein schwarzer Damenstrumpf, der Gott weiß wie in der Weser sein nasses Grab gefunden hat. Die anderen brechen in ein Jubelgeheul aus — Schadenfreude ist immer die reinste Freude —, die glückliche Fischerin ist jedoch dem Weinen näher als dem Lachen. Zu groß ist ihre Enttäuschung! Aus Leibeskräften zieht sie schweigend, duldend den Strumpf hoch. Viel lieber ließe sie ihn unten, aber das geht leider nicht an! Da scheint das Schicksal ein Einsehen zu haben. Der Strumpf löst sich von der Angel los und fällt platschend ins Wasser zurück. Die Angel aber saust, von ihrer Last plötzlich befreit, in die Höhe — just in den Syringenbaum hinein... und hängt da fest! O weh, o weh! Wie sie loskriegen? Stühle, Leitern werden zu Hilfe geholt, bis es endlich gelungen ist, alles wieder in

Ordnung zu bringen... Und meine Frau fragt schadenfroh: ob wir die Fische auf den Bäumen fangen wollen?

Doch aufschwingen soll sich mein Lied! Nicht immer endet unsere Fischerei mit solchem Mißgeschicke! Wir haben dem Verzeichniß unserer Beute eine neue Nummer zuzufügen. Der Barsch ist nicht der einzige Fisch geblieben! Ein sehr anständiger Gefährte hat sich ihm zugesellt. Werfen wir da eines Abends hoffnungsfroh unsere Angeln aus... Ha, es heißt gut! Und siehe da! Nach einer kleinen halben Stunde gelingt es unseren vereinten Anstrengungen, einen Alal herauszuziehen, einen wirklichen, schönen, fetten Alal, der mindestens dreiviertel Pfund wiegt. Das war ein Hallo! Unsere Ehre war gerettet, obwohl mir noch heute nicht ganz klar ist, ob es unser blindes Glück oder unsere Geschicklichkeit gewesen ist, das den glatten, schleimigen Gesellen an unsere Angel gebracht hat, oder seine Dummheit. Jedenfalls hat meine Frau seither eine ausgesprochene Hochachtung vor meiner Fischkunst. Und ich hüte mich wohl, diese Achtung dadurch aufs Spiel zu setzen, daß ich wieder einmal angele. Nein, wer Ruhm erworben hat, versuche die Götter nicht! Er ruhe aus auf seinen wohlverdienten Lorbeeren. Ehrgeiz kommt — ebenso wie Hochmut — vor dem Falle!

Der Himmel

Gewiß, der Himmel, der sich blauend über das Haus am Weserstrande spannt, ist eben derselbe Himmel, der sich über ganz Bremen ausdehnt, über der ganzen Erde. Aber etwas anderes ist es, ob man seiner gleichsam ausschnittweise genießt, so, als ob man in einem finsternen Loche säße, das nur eine kleine Lichtöffnung aufweist, wie man ihn in der Großstadt im allgemeinen zu sehen bekommt, oder ob man ihn zu seinen Häupten sich wölben sieht als die kristallene, glänzende, sternensbeleuchtete Kuppel des Weltendomes. Denn nur dann erfährt den Menschen eine Ahnung von der Unendlichkeit. Wir freuen uns der glitzern-

den Sterne über unseren Häuptern, die uns aus unendlichen Fernen das Licht zusenden, das mit undenkbarer Schnelle zu uns eilt und doch Jahre, Jahrzehnte, ja sogar Jahrhunderte bedurfte, bis es unser Auge zu erreichen vermochte. Ich seh' ihn glitzern, den Stern dort oben. Und doch ist er vielleicht schon längst nicht mehr, ist untergegangen vor Zeiten, da noch kein Mensch auf Erden wandelte, ist in Atome aufgelöst, die, von der Lichtstrahlungskraft anderer Sonnen fortgeführt, zu Weltennebeln sich sammeln, aus denen nach Jahrmillionen neue Sonnen herausgeboren werden. — Wir bewundern die Abendröthe, die den Himmel weithin überglutet. Nähmen wir ihre Flügel und flögen unendlich lange Zeit — wir blieben dennoch in derselben Unendlichkeit. Und ließen wir uns tragen vom Sturmwinde bis zu den äußersten Enden des Alls, die des erfinderischen Menschen unglaublich scharfes Sehrohr kaum noch zu erfassen vermag, da uns die fernen Riesensonnen nur als ganz schwache Lichtpünktchen erscheinen — aus der Tiefe der äußersten Fernen würden neue Sonnenkreise, als Lichtpünktchen kaum wahrnehmbar, uns zurufen: „Du kannst nicht anders, o Menschenkind, als das Weltall, den Himmel, unendlich dir zu denken; doch das Unendliche wirst du nie und nimmer dir ausdenken können.“ — Mit solchen Gedanken schauen wir zum Himmelszelte empor in stillen Winternächten. Wir nehmen das Glas — es ist nur ein gewöhnliches Fernglas, denn zum Fernrohr hat's bis heute noch nicht gelangt — und betrachten den Mond. Und freuen uns seines warzenreichen, runzligen, gutmütigen Rundgesichtes, das mich immer an den dicken Kneipwirt im Elsaß erinnert, bei dem wir Studenten jeweils am Allerheiligentage einkehrten, um mit frischen Walnüssen und altem Münsterkäse den „Neuen“ zu proben. Krater und Meere, auch Einbruchsstellen auf dem Monde können wir schon mit unserem Glase sehen. — Ist der alte Geselle, unser Freund, nicht da, so schauen wir zu den Sternlein auf, die uns ebenso wohlvertraut sind. Ach, daß so selten sie sich sehen lassen in diesem nordischen Himmelsstriche, in den das Schicksal uns geführt hat! Ach, daß so oft dichte Wolken-

schleier sich breiten über die tausend Augen des alten Gottes Varuna! Um so freudiger begrüßen wir sie, wenn sie einmal erscheinen. Die Bilder kennen wir, in denen sich die Himmelskinder zusammenstellen, und die Namen der glänzendsten unter ihnen sind uns vertraut. Wir begreifen es, daß unsere Väter ihnen gedient und sie verehrt haben. Ja, wenn es da oben flimmert und glänzt, dann gedenken wir der Millionen von Herzen, die sich abgemüht haben, einen Halt bei denen zu finden, die das Dunkel und das geheimnisvolle Grauen der Nacht durchdringen. Wir begreifen, daß Menschen, wenn ihre Seelen vom wechselsüchtigen Schicksale verbrannt waren, hinaufschauten, Kühle und Frieden heischend, versuchend, ihr künftiges Los aus den glänzenden Himmelsrunen zu erforschen, die, unbekümmert um das Schicksal, in leidenschaftsfreier, ewiger Ruhe dort oben ihre unverrückbaren Bahnen wandeln. — Seid darum begrüßt, ihr dunkeln Winternächte, die die glänzenden Himmelsaugen uns bescheren; die uns von der Unendlichkeit und Ewigkeit reden und die Herzen emporziehen zu dem, das unvergänglich ist; deren Anblick auch uns Kindern der Neuzeit so oft schon Trost gebracht hat und Frieden, wenn das Herz sich zusammenkrampfen wollte, der Not auf Erden gedenkend und des Leids, beim Dulden dessen, was das Schicksal über uns verhängt und Menschen uns getan hatten, deren Schauen uns die Ruhe wiedergab, die dies oder das uns genommen, uns, den ruhelosen Menschen einer ruhelosen Zeit, uns, die wir doch den Himmel zu messen verstehen und die Sterne zu wägen vermögen. Wie sonniger Menschen strahlende Augen schaut ihr uns oft an, um bald wiederum den Augen zu gleichen, die durch Tränenschleier verhüllt sind. —

Gut meint es auch die Sonne mit uns, die wir im Haus am Weserstrande wohnen! Kaum ist sie aufgegangen, so begrüßt sie uns von der Ostseite her, die auf den Martiniplatz hinaus- schaut. Sie steigt und steigt und läuft ganz schnell genau um unser Haus herum! Welche Freude bereitet uns das Wieder- sehen mit der alten Freundin im Februar schon! Wie aufmerk-

sam
ding
und
fenst
sie d
sie a
nicht
Bew
ganz
Trin
Glan
schw
Allm
in ih
sie f
Wint
rem
um
Sie l
ewig
haup
zurü
am
dem
wolke
diese
Farb
Kupfe
Könn
einzie
wenn
woge
der
und
fen

sam verfolgen wir ihren Lauf! Im Sommer meint sie es allerdings oft zu gut. Sie treibt die Freundschaft beinahe zu weit und wird etwas zudringlich. Dann lassen wir einfach die Rollfenster herunter. Nun klettert sie daran auf und ab. Möchte sie doch gar zu gerne wissen, was bei uns vorgeht. Lassen wir sie aber trotzdem nicht hereinschauen, so nimmt sie es uns auch nicht weiter übel... Wir sind und bleiben ja ihre aufrichtigen Bewunderer. Dafür dankt sie uns, indem sie sich uns in ihrer ganzen Herrlichkeit zeigt. Ach, wie weitet sich die Seele, beim Trinken des Lichts! Harmonie schafft es uns, und Freiheit; Glanz bringt's unseren Tagen, so daß manches Dunkle entschwindet, das auf uns lastet. Vor allem bewundern wir die Allmutter Sonne, wenn sie sich uns am Abend, untergehend, in ihrer ganzen Herrlichkeit zeigt. Jahraus, jahrein sehen wir sie sinken und verschwinden. Klein ist der Weg, den sie zur Winterszeit zurücklegt. Hinter dem großen Packhause, das unserem Hause gerade gegenüberliegt, geht sie dann unter. Bereits um vier Uhr nachmittags. Aber zu Neujahr wird's anders. Sie besiegt Dunkel und Kälte. Und je größer ihre Macht über diese ewigen Feinde des Menschengeschlechtes und des Lebens überhaupt wird, um so weiter wird auch der Weg, den sie tagtäglich zurücklegt. Bis sie am St. Johannistage den größten Bogen am Himmelszelte beschreibt, der sie im Norden fast hinter dem Wetterbeobachtungsturme des Freihafens in die Purpurlwolken des Horizontes hineinführt. Ach, könnte ich sie beschreiben, diese Sonnenuntergänge! Könnt' ich die Töne finden, um die Farben zu bezeichnen, die entstehen, wenn die Tageskönigin kupferrot glühend zwischen lila-grünblauen Wolken versinkt. Könnt' ich die Andacht schildern, die bei diesem Anblicke in uns einzieht! Dann kommt süßer Friede ins wildwogende Herz, wenn langsam die Dämmerung über die in sanften Farben wogenden Wasser heranschleicht, wenn die scharfen Umrisse der Häuser und Bäume und aller Dinge sachte verschwinden und alles ineinander überfließt, sowie die Gluten in den Wolken und in den Fensterscheiben der alten Häuser ringsum aus-

gelöscht sind. Ach, wenn man diese Pracht und Höheit, diese Größe und Erhabenheit, diese Schönheit und diesen Frieden beschreiben will, so versagt die Feder, und man merkt, daß man nur ein elender Stümper im Beschreiben ist, daß man nur ganz, ganz wenige Gefühle, und diese nur mangelhaft, durch Worte ausdrücken und anderen so nahebringen kann, daß sie ebenfalls mitfühlen und ihre Seele im gleichen Rhythmus mit der unserigen schwingt. Darum will ich gar nicht erst den Versuch machen, diese Sonnenuntergänge wirklich zu beschreiben, die uns immer wieder an unsere eigene Kleinheit erinnern und an die Erhabenheit des Alls, in dem wir leben, weben und sind. Ich will vielmehr meinen Lesern zurufen: „Geht hin und schaut selbst, wie sie hinter den purpurnen, vielfarbigen Wolkenwänden langsam versinkt, die Mutter des Erdenlebens, flaglos sterbend, noch im Tode alles vergoldend, segnend, wissend, daß sie auch weiterhin wirken wird im ewigen, unendlichen und unergründlichen All an der Vollkommenheit. Leid.“ — O, daß wir von ihr lernten zu sterben, wenn einmal unsere Stunde kommt, daß wir segnend, furchtlos, ergeben diese Erde verließen, um in denen weiterzuleben, die wir mit unserem Geiste erfüllten und in dem, was wir an Gutem als Samenkörner ausgestreut! „Was vergangen, kehrt nicht wieder. Aber, ging es leuchtend nieder, leuchtet's lange noch zurück!“ So soll's sein!

Doch wir haben noch mehr himmlische Freunde! Auch die Wolken zählen wir zu ihnen, die schnellen „Segler der Lüfte“, die ewig wanderlustig hoch oben über unseren Häuptern dahinziehen, immerzu ihre Gestalt wechselnd, bald einem Drachen, bald dem ihn bekämpfenden Ritter vergleichbar, bald dem Frosche ähnelnd und bald einer wehrhaften Festung. Oft sausen sie in stürmendem Spiele dahin wie Schulbuben, die, der Enge des Lehrsaals entwichen, einander haschen, bald wie Heeresmassen, die sich gegen den Feind zuwälzen, bald wieder, vom Winde getrieben, jagen sie über uns hin wie von Löwen gehezte Gazellen, vom Sturme zerfetzt, der an ihnen sein Mütchen küßt. Oft tauchen sie auch unversehens auf, wie der Schutzmann vor dem

Einbrecher. Da ist zur Sommerszeit der Himmel eine einzige Mischung von Kobaltblau mit etwas Weiß und Zinnober und eingetaucht in das goldenste glutende Sonnenlicht. Kein Wölkchen weit und breit. Drückende Schwüle allüberall. Da erscheint plötzlich am Horizonte ein kleiner weißer Ball. Es währt nicht lange, so gesellt sich ein anderer hinzu, und dann noch einer, und wieder einer... bis der Himmel ihrer ganz voll hängt... Schnell ziehen sie näher, ballen sich zusammen. Ihre Schnee-weiße schwindet; grau ist ihr Gewand, dunkler werden sie und dunkler... Nun pfeift's und heult's los, als sei das wilde Heer in den Lüften losgelassen, der Sturm fegt einher, Staubwolken verdunkeln den Horizont, die Weser wirft hohe Wellen... Aufzuckt's! Ein langer, schlangengleicher Feuerfunken entfährt den dunkelfernigen Wolken, rollender, grollender Donner folgt...

Und wir stehen am Fenster und laben und erbauen uns an dem herrlichsten, großartigsten, erhabendsten aller Naturschauspiele. Wir begreifen, daß unsere Väter des höchsten Gottes Stimme und Waffe im Gewitter erkannten. Wir fühlen unsere Kleinheit und Schwäche der allmächtigen Natur gegenüber, fühlen uns aber auch stark und groß, daß wir sie überschauen, uns an ihr freuen können — daß wir sie also überwunden haben. Wie töricht, sich in bleicher Angst vor dem Gewitter zu fürchten! Nein, betrachten müssen wir Menschen dies erhabene Naturschauspiel und seiner genießen mit Inbrunst und Andacht!

Die Freude kommt dabei auch zu ihrem Rechte! Seht doch, welche Wassermassen vom Himmel herunterrauschen! Die Dachrinnen können sie gar nicht alle fassen! Sie ergießen sich in dicken Glüssen in den Garten, in die Weser hinein. Wenn da einer darunter stünde! Und wir freuen uns, daß wir unter dem schützenden Dache sind. Denn sicher ist, daß unsere Freude an diesem Schauspiel eine sehr kleine wäre, wenn wir uns etwa auf freiem Felde befänden oder in schwankem Rahne auf der Weser gondelten. Wahrhaftig, da kommt solch ein Schifflein angefahren. Die Unglückswürmer, die darin sitzen! Nein, wie sie aussehen! Weiße Kleider trugen die Mädchen, als sie aus-

führen, und neue Sommerhüte mit schreiend rotem Mohn und dicken gelben Rosen geschmückt. Wohin ist der Schmuck, die ganze Pracht? Alles klebt ihnen an, daß sie aussehen, als sollten sie einem Maler als halbbekleidete Wassernixen Modell stehen! Zu schnurrig sieht die Gesellschaft aus, als daß das Mitleid mit den Armen die Ohnmacht über die Heiterkeit gewinnen könnte!

Einmal ist auch der Blitz bei uns zu Besuch gewesen. Wir wollten uns eben zu Tisch setzen, als es in den Lüften furchtbar zu rattern und zu blitzen begann. Am Fenster betrachteten wir zunächst des Gewitters Schönheit, setzten uns aber, als die Hausfrau über Anbrennen und unzeitgemäße Naturschwärmerei Vortrag zu halten begann, an den Tisch. Immer näher kamen die zusammengeballten Wolkenmassen heran, immer schneller folgte der Blitz dem von Minute zu Minute anschwellenden Donnergrollen. Da — — plötzlich ein entsetzliches Krachen, als sei über unseren Häuptern ein Munitionslager explodiert — wir saßen wie betäubt, es knackte auf dem Tische, ein kleiner Funke war vom Ofen her auf das metallene Salzfaß gesprungen und von da auf die Hand unserer Ältesten, daß sie laut aufschrie... und alles war vorbei, bis auf einen, an Schwefel gemahnenden Geruch... Der Blitz hatte uns freundlich begrüßt. Ich machte ihm aber klar, daß wir ihn zwar bewunderten, aber — nur von ferne; lieber möchten wir jedoch auf seine ganz persönliche Bekanntschaft verzichten!

Noch andere Bewohner der Lüfte gibt es, mit denen wir vertraut geworden sind: das ist der Wind und sein großer Bruder, der Sturm. Willst du sie beide aus allererster Quelle genießen? Willst du dir ein Originallied von ihnen singen lassen? Dann komm zu uns ins Haus am Weserstrande! Es ist unglaublich, eine wie große Zahl der verschiedenartigsten Töne Wind und Sturm hervorbringen können. Das piepst und faucht, das weint und heult, das summt und singt und schilt und gellt und lacht und brüllt, als seien tausend Dämonen und unerlöste böse Seelen am Werke, sich selbst Vergnügen und anderen Grauen

zu bereiten. Er rast um den First des Hauses herum, der Sturm, fängt sich in den hohen Giebeln der Kirche, kehrt voller Mut um und rüttelt mit aller Gewalt an den Fenstern, um ins Haus hineinzukommen. Wehe, wenn jemand ein Fenster oder eine Thür offen gelassen hat, wenn irgendwo eine Ritze sich befindet, durch die der unglaublich grobe Geselle eindringen kann! Dann fegt er über die Diele und die Treppen hinweg, durch Zimmer und Küche hindurch, alles herabschleudernd, was er zu fassen kriegt, ohne nach Gebrauchs- oder Kunstwert zu fragen, schlägt auch mit unhöflichem Krachen die Thüren zu, daß das ganze Haus erzittert. Wehe, wenn er ein nachlässig geschlossenes Fenster gefunden hat! Er reißt es auf und schmettert es an die Mauer, daß die Scheiben klirrend in ihre Atome zerspringen! Ja, er ist ein großer Feind unordentlicher Menschen, der Sturm! Ohne Gemüt ist er jedoch trotz seiner Grobheit nicht. Das kann man an der treuen Freundschaft merken, die er seit Jahren pflegt. Seine Gefühle gelten der alten, verrosteten Wetterfahne, die den höchsten Giebel unseres Daches „ziert“. Zu gelungen sind die beiden in ihrer Liebelei. So wie er anfängt zu tollen, beginnt sie, kokett wie ein verliebter Läufer oder gefallsüchtiges Weibchen, sich um sich selbst herumzudrehen, daß einem schwindelig dabei werden kann. Und bald führen sie zusammen die gelungensten Ringeltänze auf, der Herr Sturm und die ältliche Jungfrau Windfahne. Sie halten sich beide für musikalisch — bekanntlich ein weitverbreiteter, geradezu krankhafter Irrtum auch unter den Menschen, besonders bei jüngeren und ältlichen Jungfrauen. Je toller er bläst, je grauenhafter er heult, um so lauter stöhnt und ächzt sie die Liebe und Verehrung, die sie für ihn empfindet, in die Welt hinaus. „Hau—u—a—uh—hu—au—a—u“, so tönt's ungemein melodisch in unsere Ohren, wenn wir an stürmischen Novemberabenden oder im Februar im warmen Studierzimmer beim heimeligen Feuer sitzen und stillvergnügt dem tollen Treiben und Singen der beiden alten Freunde lauschen, unwillkürlich der Schiffer gedenkend, mit denen unser Sturmfreund auf dem Meere draußen

noch gröber und ungeschlachter umgeht, wie mit seiner Freundin auf unserem Hausgiebel. Wie oft habe ich bedauert, keine Holsharfe auf dem Dache zu haben! Gewiß würde der Sturm auch versuchen, mit ihr anzubändeln und ein viel sinnigeres Duett mit ihr zusammen zum besten geben. Vielleicht, daß dann die alte Lante Wetterfahne etwas mehr Sinn für Wohlklang in sich aufnähme und gefälligere Weisen ertönen ließe, als es jetzt der Fall ist, denn Eifersucht ist ein vortrefflicher Lehrmeister aller weiblichen Wesen. Doch es besteht wenig Hoffnung, daß es dazu kommen wird. Denn einmal ist die poetische Stimmung, die irgend jemanden veranlassen sollte, den Bewohnern des Hauses am Weserstrand eine Holsharfe aufs Dach zu setzen, zu gering in Bremen — oder sollte ich mich in diesem Punkte irren? — das andere Mal ist Fräulein Wetterfahne zu bejahrt, als daß sie in ihren alten Tagen noch ans Umlernen dächte. Eher würde sie zusammenbrechen! Wir lieben ihre Musik auch so, wie sie ist. Wir möchten die uns vertraut und lieb gewordenen Töne, die uns viele stille, schöne, und vielleicht noch mehr schlimme, aber überwundene Stunden in die Erinnerung rufen, wahrlich nicht missen.

Noch andere Luftbewohner gibt es, die wir aus nächster Nähe genießen können, wir in unserem Hause am Weserstrande. Ich meine nicht unsere Wetterpropheten, die schnellsegelnden Schwalben, die über der Weser dahinschweben, wie windgetriebene Federbällchen, bald hoch oben in den Lüften, bald tief unten ganz dicht an den Fluten, die spielenden Mücklein haschend; ich meine auch nicht die Stare, die an den Sommerabenden, auf dem Kirchdache sitzend, süße Zwitschertöne erschallen lassen; auch nicht die Wildgänse, die in dunklen Nächten unsichtbar, laut schreiend, unser Haus überfliegen. Nein, ich denke an jene großen Wundervögel, die des Menschen Sinnen und Kunst hat erstehen lassen, nachdem sein Wille und Wissen sich jahrhundertlang an dem Probleme der Beherrschung der Lüfte zerarbeitet hatte, an die stolzen Flugzeuge und gigantischen Luftschiffe. Wenn eines von ihnen nach Bremen kommt, so fliegt es

sicher auch über das Haus am Weserstrande hinweg. „Das behauptet jeder in Bremen, daß der Zeppelin gerade über sein Haus geflogen ist“, sagte mir einmal hämisch ein Bekannter. Mag sein! Dann ist es eben Einbildung beim Herrn „Jeder“, während es bei uns Tatsache ist. Der alte, dicke, däftig und gutmütig dreinschauende Martiniturm ist nun einmal wie dazu geschaffen, den Luftschiffen ein gutes Merkzeichen zu sein. Ferner: wir alle, vor allem die Kinder, wir schwören darauf, daß es so ist! Dies sichere, feste, unerschütterliche Bewußtsein, das kann uns keine hämische Bemerkung wegnehmen.

Läßt uns nun den lustigen Himmel verlassen und uns in die irdischen Gefilde zurückbegeben. Wir wollen hineintreten in das Haus am Weserstrande, dessen Umgebung wir genugsam kennengelernt haben.

Das Haus

Ein kleines Emailleschild ist mit Schrauben an der Türe befestigt, meinen Namen tragend. Es ist schon sehr alt. Die Buchstaben sind zum größten Teile verwischt. Man hat mich schon darauf aufmerksam gemacht, daß ein neues Schildchen hinstünde. Aber ich halte am alten fest. Aus Pietät. Ich habe es einstmals anfertigen lassen, als ich direkt von der Universität her als junger Pfarrer im fernen Lothringerlande in den Vogesen irgendwo an der französischen Grenze, meine erste Diasporagemeinde bediente, die dreihundertsechzig Seelen in sechs- unddreißig Ortschaften zählte, wo ich das Baldkirchlein und mit meiner Frau zusammen, die ich mir aus Straßburg geholt hatte, unser Nest baute. Ganz am Ende des Dorfes wohnten wir, bei einer stockkatholischen, französisch gesinnten Familie, die nur deshalb den Kezern und „Prussiens“ Obdach gewährte, weil sie deren Goldstücke notwendig brauchte. Was ist wohl aus ihm geworden, unserem jagdfrohen Hausherrn, vor dem jedes Wild so sicher war als säße es in Abrahams Schoß?

Ein einziges Mal in den zwei Jahren, da wir bei ihm wohnten, ist es ihm gelungen, einen Volltreffer zu erzielen. Und da wurde kein Hirsch oder Hase, sondern Amor, sein Hund, ein brauner Dackel, das Opfer seines Jagdeifers: er hatte ihn für einen Fuchs gehalten! Dies Tier hatte schon lange zuvor Vorahnungen des Kommenden gehabt, denn wenn's auf die Jagd ging, mußte Amor immer an einer Schnur mitgezerrt werden. So groß war sein Respekt vor der Schießkunst seines Herrn! — Haben diese guten Leuten wohl die Wirrnisse des Krieges überstanden, der sich mit seinem ganzen Grauen über den Ort hinweggewälzt hat? Oder sind sie, wie so viele andere, von ihren „Lieben“ Franzosen weggeschleppt worden ins frühere Land der „Kultur“ und ihrer Sehnsucht?

Das Schildchen an meiner Haustüre wanderte mit mir aus dem schönen Vogesendorfe fort, und hat in einem Dörflein des sogenannten „krummen“ Elsaß, in das uns daraufhin das Geschick verschlug, die Türe des schlichten und doch so gemüthlichen Bauern-Pfarrhauses geschmückt, in dem wenig Platz für Menschen, aber desto mehr fürs liebe Vieh war, — wenigstens in den unter gleichem Dache befindlichen Stallungen, die für sechzehn Kühe und Pferde, zehn Schweine usw. berechnet waren. Dort, wo drei von unseren vier Kindern geboren sind, haben wir einige Freuden und viele Enttäuschungen erlebt, genau wie im Hause am Weserstrande! Eine bleibende Stätte fanden wir dort nicht. Als wir unsere Sachen nach vier Jahren wieder packten, zog das damals schon etwas verbeulte Schildchen mit uns in die schöne Hauptstadt des Oberelsaß, wo ich mich als Politiker mit den, nachmals auch von anderen als minderwertig erkannten, damals aber von der Mehrheit über alles gepriesenen, späteren Landesverrätern Wetterlé und Blumenthal herumschlug, die mich beide haßten, wie den leidhaftigen Teufel; wo ich als Zeitungsleiter einen unaufhörlichen Krieg mit dem klerikalen Blättchen jener Stadt führte. — Und weiter zog das Schildchen mit uns, als wir in Mainz, für sechs Monate nur, unser Wigwam aufschlugen, wenig Freude dort findend, da die Kinder

schwer krank waren. Endlich hat das treue Schildchen seinen Platz an der Türe des Hauses am Weserstrande gefunden. Und nun sollte ich es wegwerfen, weil es etwas verbeult ist? — Das bringe ich nicht fertig! Man behält doch auch einen lebendigen alten treuen Diener bei sich, solange es irgend geht, selbst wenn er sich Beulen zugezogen hat — besonders wenn's beim treuen Dienen geschah. Ja, gerade dann!

Ehe du nun eintrittst in das Haus — benutze bitte die Fußmatte, die an der Türe liegt. Kein Schmutz darf zu uns herein! Doch das ist ja so selbstverständlich, daß ich es nicht erst zu sagen brauche. Was sollen wir mit fremdem Schmutze anfangen? Wir fühlen absolut kein Bedürfnis darnach und wollen ihn nicht verarbeiten.

Wenn du mit mir zusammen eintrittst, so brauchst du die Klingel nicht zu benutzen, die sich ziemlich versteckt an der linken Seite der Türe befindet. Die arme Klingel! Wahrlich, ihr Dienst ist nicht leicht! Wenn diejenigen, die zum ersten Male den Frieden unseres Gärtleins erschauen, uns sagen: „Wie schön muß es sich hier sinnen lassen“, so pflege ich zu antworten: „Ja, wenn die Klingel nicht wäre!“ Ich kann es immer gut verstehen, wenn die Klingel entweder streift oder aber gegen allzustarke Inanspruchnahme ihrer Leistungsfähigkeit dadurch Einspruch erhebt, daß sie urplötzlich aus Leibeskräften zu himmeln anfängt, ohne daß jemand auf den Knopf gedrückt hätte, und ununterbrochen durchs Haus gellt wie ein mißhandeltes Tier, bis man die Drähte aus der Batterie gelöst hat... Den ganzen lieben langen Tag ist sie im Gange. Nicht, als ob die „Lieferanten“ sie mißhandelten. Damit ist es nicht so schlimm im Haus am Weserstrande! Aber es gibt sehr, sehr viele, die irgend etwas im Pfarrhause zu tun haben. — Man hört heute wohl noch hie und da Schwärmer vom „Idyll des Pfarrhauses“ fabeln. Auf dem Lande mag dies Idyll teilweise noch bestehen. In der Großstadt mit ihren Massengemeinden ist es jedoch längst verschwunden. Dafür sorgen schon die „Bimmel“. Was sie alles wollen? Es kommen

Menschen, die Beerdigungen anzuzeigen, die Taufen, die Hochzeiten anzusagen, die Kinder für den nächstjährigen „Predigerunterricht“ anzumelden haben. Sie holen Tauf-, Trauungs-, Konfirmationscheine ab. Sie lassen sich ihre Unterschriften mit Siegel bestätigen. Sie wollen Unterstützung, Arbeit, Essen, wollen Nachtlager, Schuhe, Bücher, wollen über ihre Kinder, ihre Männer, ihre Frauen reden, wollen sich ihrer Sorgen, ihrer Nöte durch Aussprache erleichtern — — — o, sie haben tausend und aber tausend Anliegen, die Mitglieder einer Massengemeinde in der Großstadt! Und im richtigen Pfarrhaus muß auch für jeden, der da kommt, etwas vorhanden sein, was ihm irgendwie hilft...

Die Diele

Was soll ich von der Diele sagen? Höchstens, daß sie seit einiger Zeit anständig aussieht, was man vorher, ehe Meister Maler und Tischler sich an ihr abgemüht hatten, mit gutem Gewissen nicht behaupten konnte. Anständig und auch etwas sehr nüchtern sieht sie aus — nach meinen Begriffen wenigstens. Doch die „Geschmäcker“ sind verschieden, und „ein Beamter muß froh sein, wenn er überhaupt etwas gemacht bekommt“, hat irgendein Großer einmal irgendwo und irgendwem ebenso richtig wie taktvoll gesagt.

Der Saal

Treten wir ein in den „Saal“, „Salon“, die „gute Stube“ oder wie ich diesen Raum nennen soll. Wir Bewohner des Hauses am Weserstrand benutzen ihn wenig, z. B. zum Empfang von Gästen, mit denen man etwas förmlich umgehen muß, denn die anderen kommen einfach ins Wohnzimmer herein. — An der einen Wand dieses Raumes steht eine alte Truhe. Ehe-

mals war sie eine Haferkiste, die auf der verträumten Diele irgendeines sächsischen Bauernhauses ein ebenso ruhiges und beschauliches, wie dickbestaubtes Dasein führte. Ich habe sie einstmals von einem Bekannten eingehandelt. Zum Tausch habe ich ihm ein uraltes Buch in Schweinsledereinband gegeben, eine „Konfordanzbibel“ aus dem sechzehnten Jahrhundert. Es tat mir einigermaßen leid, als der alte schweinslederne Koder abgeholt wurde. Denn es knüpften sich allerhand Erinnerungen an ihn. Alle unsere Kinder haben die ersten Lebensjahre hindurch auf ihm gesessen, solange sie zu klein waren, um vom Stuhle aus ohne „Unterlage“ auf den Tisch sehen zu können. Dann wurde der „Koder-Poder“, so nannten die Kinder das ehrwürdige Buch, herbeigebracht und auf den Stuhl aufgelegt. — Die Haferkiste, vulgo Truhe, mochte ich trotzdem lieber haben. Auf ihr prangen verschiedene „Prunkstücke“. Ein alter gebleichter Hundeschädel, den das Meer an den Strand einer Nordseeinsel gespült, ein alter Rosenkranz, den meine Frau aus der elsässischen Heimat und ihrer Jugendzeit — „lang, lang ist's her“, hätt' ich beinahe gesungen, wenn sie es nicht als Unhöflichkeit auslegen würde — herübergerettet hat. Woher er stammt, das mögen die Götter wissen! Weiter steht da ein kupferner Kessel, wie ihn die Russen zum Teebereiten benutzen, der mir als Andenken geschenkt wurde, als ich unser Landwehrregiment mit Weihnachtsliebesgaben an der Beresina besuchte, und der zweifellos im Feindeslande aus einer geräumten Hütte oder einem verlassenen Lager „billig gekauft“ worden war, und noch andere Sachen und Säckelchen. Im übrigen birgt das Zimmer außer einigen mehr oder weniger selbstgemachten Bildern nichts Interessantes.

Aber es hat sich schon manches Interessante darin abgespielt! Der „Saal“ ist nämlich der Raum, in dem gewöhnlich die Trauungen und Taufen abgehalten werden, wenn sie, wie das in Bremen vielfach Sitte ist, der Einfachheit halber „beim Pastor“, also in unserem Hause stattfinden.

Ich sehe sie noch immer im Geiste auf dem Sofa sitzen,

oder richtiger gesagt: im Gefühle ihrer Macht und Würde thronen, die neugebackene Schwiegermutter, die mit Schwiegersohn und Tochter zusammen geradewegs vom Standesamte aus zu mir kam, damit ich die kirchliche Trauung an den Neuvermählten vollzöge. Auf zwei Sesseln saß das junge Ehepaar. „Er“ hatte erst am Tage zuvor die Trauung bestellt. Er sei sehr, sehr frei, hatte er dabei ziemlich angstvoll bemerkt, worauf ich es für meine Pflicht gehalten hatte, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß eine kirchliche Trauung keine Notwendigkeit sei. Er hatte mir versichert, daß er durchaus keine Gewissensbedenken habe, und sich gern von mir trauen lassen wolle, da er meinen religiösen Standpunkt kenne und durchaus billige.

Was war nun am Hochzeitsmorgen in den Unglücksmenschen gefahren? Wollte er etwa der thronenden Schwiegermutter imponieren? Oder waren es wirklich Gewissensbedenken, die ihn, als ich eben mit der Traureden beginnen wollte, von seinem Stuhle in die Höhe fahren ließen? Energisch abwehrend streckte er beide Hände aus und rief: „Aber, bitte, Herr Pastor, ja recht frei, sonst lasse ich mich überhaupt nicht trauen!“ — Ich muß offen gestehen, daß ich über diese kurze, aber inhaltsreiche Rede etwas außer Fassung geriet. Als ich mich wiedergefunden hatte, betonte ich nochmals, daß eine kirchliche Trauung zur Gültigkeit der Ehe durchaus nicht erforderlich sei. Da schnellte die Schwiegermutter, als habe sie auf dem Fußboden eine Maus erblickt, vom Sofa empor. In meiner Jugendzeit gab es ein kleines Schächtelchen, dessen Deckel vermittelst eines Hakens zugehalten wurde. Schob man den Haken zurück, so sauste der Deckel in die Höhe und ein fürchterlich grinsender, eine rote Zunge zentimeterweit herausstreckender, gehörnter Teufel fuhr zum Entsetzen des ahnungslosen Öffners heraus. Daran mußte ich denken, als die Schwiegermutter nun aufsprang, drohend die geballte Faust dem geliebten „neuen“ Sohne unter die Nase hielt, um mir sodann gebieterisch zuzurufen: „Der wird jetzt hier getraut, Herr Pastor, der will schon lange nicht! Aber er muß!“ Der junge Ehemann starrte mich zuerst ebenso entsetzt an, wie ich ihn, dann wurde

er klein und sanft schweigend in sich selbst zusammen, wie ein Gummischweinchen, das, auf dem Jahrmarkte gekauft, aufgeblasen wird, damit es, Klagetöne von sich gebend, wieder in sich selbst zusammenfalle. Der Schwiegersohn gab aber nicht einmal einen solchen Klage-ton eines sterbenden Schweinchens von sich. Als er den Mund zu öffnen und die Lippen zu bewegen versuchte, erstickte ein energisch ausgesprochenes schwiegermütterliches: „Schweige — ja — still, wir kennen dich, und du wirst jetzt getraut!“ jedes Widerwort im Reime. Schließlich piepste er, wie ein junger Spatz, ein leises: „Zarwohl, liebe Mama“, worauf sich die „liebe Mama“, sichtlich besänftigt und gerührt, auf das Sofa zurückfallen ließ. Und ich dachte an das schöne, tiefempfundene Wort: „Was war das doch eine schöne rührende Familienszene!“ — Na, der junge Mann, der war in guten Händen! Dem geschah nichts mehr, für ihn sorgte die liebe Mama! Diese Gewißheit hatte ich, als er unser Haus am Weserstrande am Arme seiner jungen Gattin und gefolgt von der, wie ein siegender General triumphierend einherstolzierenden, Schwiegermama verließ.

Eine andere Trauung, die ich in demselben Raume vornahm, wird mir ebenfalls in Erinnerung bleiben. Saß ich da eines Sonnabendmorgens in fleißiger Arbeit an meiner Predigt in meinem Studierzimmer, als es anklopfte. Herein trat ein Herr in schwarzem Gehrock, den Zylinder in der Hand. Ob ich wohl so gütig sein wolle, seine Trauung vorzunehmen. Als ich bejahte, erklärte er mir verschämt: „Es sei aber noch etwas dabei.“ Aha, dachte ich: „Etwas dabei!“ Wir kennen das! Aber warum erzählt er mir's? Auf dem Dorfe wurde zwar immer ein großes Geschrei erhoben, wenn „etwas dabei“ war, in der Großstadt aber pflegte man das „Dabei“ nach meinen bisherigen Erfahrungen so wenig genau zu nehmen, daß man mir es nie vorher sagte, und ich es entweder aus dem später allzufrüh ausgestelltem Geburtschein merkte oder an der etwas aus der Form geratenen Gestalt der jungfräulichen Frau am Hochzeitstage. Deshalb wunderte ich mich ein wenig über die Mitteilung

des glücklichen Bräutigams. Was sollte ich dazu sagen? Ich konnte weder etwas dafür, noch konnte ich daran etwas ändern. Ich brummte also irgendwas, das den im Gehrocke veranlaßte zu bemerken, daß das, was „dabei“ sei, nicht „so was“ sei; das, was ich dachte, das sei es nicht! — Da interessierte mich der Fall! Ich bat ihn, mir klipp und klar zu sagen, was denn eigentlich „dabei“ sei. Nachdem er noch ein paar Male sein „etwas dabei“ murmelnd wiederholt hatte, gestand er endlich: „Wir haben nämlich kein Geld.“ Ich mußte lachen! Denn ich sagte mir, der gute Jüngling hätte eigentlich sagen müssen: „Es ist nichts, aber auch gar nichts dabei, nicht einmal ein Pfennig!“ Ich beruhigte ihn, indem ich sagte, daß ich selbstverständlich auch „ohne was dabei“ die Trauung vornehmen wolle, holte meinen Merkkalender und fragte, auf welchen Tag ich die Trauung anschreiben sollte. Da verzog sich sein edles Antlitz zu einem breiten freundlichen Lächeln, und er sagte: „Sofort, auf die Stelle, wenn es Sie paßt; ich habe Sie nämlich meine Braut mitgebrungen; sie wartet unten. Soll ich ihr heraufholen? Wir kommen eben von das Standesamt; hier ist der Schein.“ Die Braut wurde denn hereingeholt. Hm! Es war doch „etwas dabei!“ Das sah man auf den ersten Blick! Mit ihr kamen zwei Zeugen, von denen mich der eine, ein auffallend kleines Männchen, sehr freundschaftlich begrüßte. Obwohl sich seine Gestalt dem Gedächtnis leicht einprägen mußte, erinnerte ich mich jedoch nicht, ihn jemals gesehen zu haben. Als die Trauung beendet war, und die jungen Eheleute sich dankend von mir verabschiedeten, kam mein buckliger Freund treuherzig auf mich zu, drückte mir die Hand und versicherte, daß ihm das Wiedersehen mit mir große Freude bereitet habe, wir kannten uns ja längst. — „So?“ — „Gewiß, schon ganz lange... Ich bin einmal Zuhörer gewesen, als Sie vor zwei Jahren da und da die Trauung vornahmen. Sicher erkennen Sie mich jetzt wieder!“ Und stolz fügte er hinzu: „Weil mir das damals so gut gefallen hat, habe ich Sie heute hier meinem Freunde empfohlen.“ — „Ich danke Ihnen bestens für Ihre

gütige Empfehlung“, entgegnete ich ihm. „Empfehlen Sie mich bitte weiter.“ — Stolz wie ein Spanier schritt mein Gönner — er war Schneider seines Zeichens — den Vorangegangenen nach...

Noch einer Überraschung, die ich bei einer Trauung in diesem Raume, unserem „Salon“, erlebte, soll hier gedacht werden. „Beeile dich,“ hatte meine Frau, die die jungen Leute in Empfang genommen hatte, mir zugerannt, „sonst müssen wir am Ende noch die weise Frau herholen!“ Also, da war wieder „etwas dabei“! Als ich in das Trauzimmer trat, erschrak ich. Sah ich doch auf dem ersten Blick, daß es sich hier im wahren Sinne des Wortes um eine Hochzeit handelte, insofern, als es für das „Brautpaar“ hohe, nein allerhöchste Zeit war, sich standesamtlich die stattgehabte Eheschließung bescheinigen zu lassen. Die Braut war über die Maßen schön geschmückt. Mit einem weißen Kleide war sie angetan und ein grüner Myrtenkranz von geradezu fabelhafter Ausdehnung schmückte ihr jungfräuliches Haupt. Die Quantität sollte offenbar die Qualität ersetzen. Auch vier weißgekleidete Brautjungfern waren erschienen, die in der einen Hand mächtige Blumensträuße hielten, während sie mit der anderen in Blumen gefüllten Körbchen wühlten, die sie sich mit breiten, rosenroten Seidenbändern vor den Leib gebunden hatten. Etwas verwirrt durch diese zeitgemäßen unzeitgemäßen Vorbereitungen stellte ich mich an meinem Plaze auf, um mit der Trauhandlung zu beginnen. Da sah ich plötzlich — meine Augen weiteten sich zu unheimlicher Größe — wie zwei Brautjungfern vor das Brautpaar traten und vor seine Füße Blumen aus ihren Körbchen streuten, während die beiden anderen die lange Schleppe des Brautkleides aufhoben. Der Bräutigam schob den Arm seiner Braut durch den seinigen durch, die ziemlich zahlreich erschienenen „verehrten Anwesenden“ stellten sich hinter das Brautpaar auf, und der ganze Zug begann mit feierlichen Mienen zu marschieren. Was wollten sie tun? Wollten sie ausreißen? War denn keine Schwiegermutter da, um den Fortstrebenden ein gebieterisches „Halt!“ zuzu-

rufen? Schon wollte ich den Herrschaften bedeuten, daß die Trauung überhaupt noch nicht begonnen, geschweige denn zu Ende sei, da flüsterte ein älterer Herr, der mein Erstaunen bemerkt hatte — mein Gesicht muß tatsächlich wenig geistreich ausgesehen haben — leise zu: „Es ist nur der Hochzeitszug, den wir machen wollen!“ Pöhtausend! Auch noch ein Hochzeitszug! Und in feierlichem Marsche, mit ganz kleinen Trippelschrittchen setzte sich der „Hochzeitszug“ in Bewegung und ging um den Tisch in unserem Zimmer herum. Es fehlte nur, daß noch eine Musikkapelle den ebenso bekannten wie beliebten Hochzeitsmarsch dazu gespielt hätte. Ich mußte mir auf die Lippen beißen, um die Würde und den Ernst der Stunde zu wahren und nicht laut herauszulachen. Mehr als komisch war die Sache! In die Zeit meiner Kindheit fühlte ich mich zurückversetzt, da wir „Hochzeit“ spielten und in ähnlicher Weise um den Tisch und den „Pastoren“, der Mutters Schwarzseldenes als Lalar und ein Kinderläzchen als Bäffchen anbekommen hatte, herumzogen. Spiel ist Leben, Leben Spiel — — —

Aber nicht nur fröhliche Augenblicke habe ich in unserem Zimmer mit der Truhe erlebt, es haben auch schon verzweifelte Menschen auf dem Sofa gegessen, die bitterlich weinten und klagten, die Hand ausstreckten, ob sie einen Halt fänden, und ihr Herz öffneten, daß ihm ein Trostwort zufließe, als sei es ein ausgedörrtes Feld, das auf einen Wassertropfen harrete...

Ich seh' ihn wieder vor mir sitzen, den Arbeiter, der verzweifeln wollte, daß seine Frau so schnell gestorben war! Jedesmal, wenn er von seinem Unglück zu erzählen begann, mußte er laut aufweinen; so fassungslos schluchzte er, daß er nicht weiter zu reden vermochte. „O Mama, Mama, warum hast du mich verlassen, o Mama, jetzt ist's aus mit allem“, jammerte er immerzu. Endlich konnte er sich soweit zusammennehmen, daß er mir von der Verstorbenen zu erzählen vermochte. Es waren begeisterte Lobeshymnen, die er sang.

Ich bin im allgemeinen etwas mißtrauisch geworden, wenn solche Nachtigallentöne erklingen. Es war vorgekommen, daß

ich den Toten und den Lebendigen sehr gut kannte — was ja bei den Massengemeinden der Großstädte nicht immer der Fall ist. Und hatte gewußt, wie sehr die beiden nach dem Worte: „Leben ist Kämpfen“, gelebt und — gekämpft hatten, nicht nur gegen die böse Welt und gegen das eigene kleine selbstsüchtige Ich, sondern auch gegeneinander. Daß sie beide oft gedacht hatten: „Wenn nur was käm' — und ihn (oder sie) mitnähm' — und wenn's der Teufel wäre“, und daß sie gehofft hatten: „Wenn einer von uns beiden stirbt — wie werde ich dann meine Ruhe und meines Friedens genießen! Wie will ich dann anfangen — zu leben!“ Wenn dann aber dieser so lang und so heiß und heimlich ersehnte Augenblick herangekommen war, da hatten sie sich aufgeführt, als tue das Scheiden immer weh, als sei es nicht auch unter Umständen etwas Angenehmes, hatten fürchterlich gejammert und den „teuren Entschlafenen“ als das unnachahmliche Musterbild des großherzigsten, feinsinnigsten, liebevollsten Menschen hingestellt, der niemals auch nur einer Fliege ein Haar gekrümmt, geschweige denn ein Bein ausgerissen habe, durch dessen Verlust das Leben des armen, freudeberaubten Hinterbliebenen vollkommen wertlos geworden sei. Und wenn man sich zuerst, da man noch unerfahren war, durch diese Flötentöne hatte täuschen lassen und eine dementsprechende Rede gehalten hatte, dann hatten die „andächtigen Leidtragenden“ einander wohl mit bedeutsamen Blicken angesehen und gesagt: „Ist er, der Pastor, der Dumme, oder will er uns dumm machen?“ Und waren statt erbaut zu sein, als Geärgerte von der Stätte des Friedens geschieden — genau wie jene „Andächtigen“ sich verdummt fühlten, die jener Pastor bei allen seinen Leichenreden ausnahmslos durch drei Hallen hindurchführte: durch die Halle des Schmerzes, des Trostes und des Friedens...

Darum war ich zuerst sehr mißtrauisch, als der gute Mann so übermächtig über den Verlust seiner gewesenen besseren Hälfte jammerte. Doch schnell schwand das Mißtrauen dahin, wie die Pfennige meiner Kinder auf dem Freimarkte. War er doch bei seiner Schilderung der Verstorbenen so naiv, daß ich die Auf-

richtigkeit seiner Gesinnung mit den Händen greifen konnte. „Sehen Sie, Herr Paster,“ weinte er, „wir haben so gut zusammen gelebt... Die Woche durch haben wir beide tüchtig in der Fabrik gearbeitet. Und haben alles gespart, was wir verdienten — Kinder haben wir ja nicht! Abends gingen wir auf unser Land und arbeiteten. Aber am Sonnabendabend, sehen Sie, da haben wir uns was geleistet, denn, sehen Sie, ein Vergnügen muß der Mensch doch haben, Herr Paster! Da sind wir hingegangen und haben uns in unsere Landbude eine ordentliche Flasche Kognak geholt, echten, guten, kein’ Dreck, wissen Sie, und haben sie ausgetrunken. — Sie glauben gar nicht, Herr Paster, wie gern meine Frau den guten Kognak getrunken hat. Schlechten, sehen Sie, den mochte sie nicht. Aber guten! Den haben wir feste getrunken. Wir zwei beiden! Und wenn die Flasche leer und der Mond aufgegangen war, haben wir uns beide untergefaßt und gehalten, daß keiner fiele, und sind zusammen nach Hause gegangen!“ Und dann begann er wieder herzerreißend zu jammern: „O Mama, Mama, jetzt trinken wir keinen Kognak mehr zusammen, jetzt können wir uns nicht mehr liebhaben, wir zwei, jetzt ist alles aus...“ Er wollte sich nicht trösten lassen in seinem großen Schmerze und ging weinend und klagend von dannen. — Die Trauerfeier fand in der einfachen Häuslichkeit des trauernden Witwers statt. Während der Rede hatte er still vor sich hingeweint, wie ein sehr trauriges Kind, das auf die Scherben seiner geliebten, zerbrochenen Puppe schaut. Als der Sarg aufgehoben werden sollte, da rang er die Hände über ihm und weinte laut, indem er in einem fort rief: „O Mama, Mama, jetzt trinken wir keinen Kognak mehr, jetzt ist alles aus, alles aus.“ — — Man sah sich im Trauergefolge erst verduzt an, man war wohl auch geneigt, über den armen Teufel zu lächeln. Aber sein Schmerz war so echt, wie ich ihn selten gesehen habe und rührte jedweden. Es war die Klage eines todwunden Herzens über sein kleines, gestorbenes Glück, dessen Absonderlichkeit und Naivität ihm nicht zum Bewußtsein kam. Leise weinend wankte er hinter dem Sarge her, der seine

„Mama“ und sein Glück in sich barg. In die kalte, braune Erde hinab verschwand der Sarg. Zum letzten Grusse ließ ich die drei Schaufeln Erde hinabfallen und drückte dem völlig Gebrochenen die Hand. Da erklimmt er den nassen Grund, der um das Grab herum aufgeschichtet lag, und jammerte wieder: „O Mama, Mama, so lieb hast du mich gehabt, so gut bist du gewesen... und nun kannst du keinen Kognak mehr mit mir trinken, nie mehr, nie mehr... und hast ihn doch so gerne gehabt... Warum hast du mich allein gelassen. O Mama, Mama!“ Noch lange hörte ich ihn klagen... und keiner konnte über diese Äußerung eines echten, großen Schmerzes über einen unwiederbringlichen Verlust lachen, so komisch sie auch war.

Da war es schon anders mit der Witwe des „Großkaufmanns“, den ich einmal zu beerdigen hatte. „Ich bin der Herr Geschäftsführer des Herrn Großkaufmanns Meyer“, so stellte sich mir ein rotnasiger Herr vor. Er erzählte mir, daß der Herr „Großkaufmann“ ganz plötzlich und unerwartet gestorben sei. Er, der Rotnasige, und die Frau „Großkaufmann“, sie hätten allerdings schon seit zwei Tagen eine Ahnung von Tod und Grab gehabt, da der Hund die Nächte hindurch entsetzlich geheult habe. Und sie hätten sich bang gefragt: „Gilt es mir, oder gilt es dir?“ Nun hätten sie beide aufgeatmet, da es nur „ihm“ gegolten, an den sie gar nicht gedacht gehabt hätten. „Hm“, sagte ich nur. Was hätte ich auch anders sagen sollen? — Ich notierte mir die Adresse des Herrn „Großkaufmanns“, dessen „Herr Geschäftsführer“ um eine „recht schöne, rührige“ Leichenrede bat, da alle „Angestellten“ mitgehen würden. „Hm“, dachte ich nur wieder, als ich die Adresse hatte. War es doch eine der ältesten, engsten, verwinkeltesten Gassen der Altstadt, da der „Großkaufmann“ wohnte, so daß ich mächtig darauf gespannt war, worin wohl der „Großkaufmann“ mit seinem „Herrn Geschäftsführer“ zusammen „gemacht“ hatte. Worin? — In „Pferdewürstchen mit Rindfleisch“, die abends um zehn Uhr auf Karren, die durch flackernde Äzetylenlampen erhellt werden, den Vorübergehenden an den Straßenecken angeboten werden!

Und die „Großkaufmannschaft“ bestand im Besitze nicht eines, sondern dreier solcher Karren! — Daß aber das Leichenbegängnis irgend etwas an Pomp hätte vermissen lassen, das könnte auch der gemeinste Verleumder und giftgelbeste Neider nicht behaupten. Zunächst wurde ich, als ich im Lalar aus der Droschke stieg, die mich zum Trauerhause gebracht hatte, von einem zwölfsköpfigen Musikkorps mit einem festen Tusch empfangen, der aber in Anbetracht der Trauer in ganz langsamem Tempo geblasen ward. Dann bot man mir in lebenswürdigster Weise Portwein und Würstchen an. Ich lehnte dankend ab. Schon allein der Würstchen wegen, von denen ich vermutete, daß sie dem großkaufmännischen Würstkessel entstammten. Aber auch aus anderen Gründen. Als ich eben mit der Trauerrede beginnen wollte, brachte der „Herr Geschäftsführer“ einen Terrier an, den er mir mit den Worten vorstellte: „Hier, Herr Pastor, ist der Hund, von dem ich Ihnen bereits berichtet habe, der aus Liebe zu seinem Herrn Nächte hindurch vor dem Todesfalle geheult hat. Vielleicht erwähnen Sie ihn auch in der Trauerrede. Der Herr Großkaufmann Meyer hat nämlich außer an mir und seiner jetzt hinterbliebenen Witwe auch an diesem Tier gehangen, obgleich es eine unvernünftige Kreatur ist. Aber der Herr Meyer, der war nicht so, wissen Sie, der hatte ein Herz für alle, auch für Hunde und seine Angestellten.“ O ja, er konnte reden, der Herr Geschäftsführer! Er wußte, was sich schickte! Nachdem ich auf dem Friedhofe meine Pflicht getan hatte — wir waren in langsamem Schritt, die Musikkapelle vornean, ich in der Droschke hinterher — (was wollte ich auch tun?) auf den Rhienberger in anderthalb Stunden gelangt — da drückte mir der „Herr Geschäftsführer“ zwei blanke Reichsmark in die Hand. „Für die ebenso ausgezeichnet schöne wie erhabene und trostreiche Rede“, versicherte er mir wohlwollend. — Ich habe mich auch nicht gewundert, als ich nach etwa drei Wochen die „trauernde“ Witwe am Arme des Herrn Geschäftsführers aus dem Ratskeller herauskommen sah. Wie hätte die einsame Frau wohl auch einem so tiefen und feurigen Geiste und

seinem Troste widerstehen können? — Bald darauf sind die beiden von Bremen fortgezogen. In irgendeiner Stadt Mitteldeutschlands hat die trauernde Witwe ein „Großkaufmannsgeschäft“ in Pferdewürstchen aufgetan. Daß sie den bewährten Geschäftsführer mitnahm — wer wird es nicht selbstverständlich finden?

Einmal im Jahre nur versammelt sich die ganze Familie im Zimmer mit der großen Truhe. Aber dies eine Mal wiegt viele, viele andere Male auf. Denn es geschieht am Weihnachtsabend!

Soll ich versuchen, seinen Zauber in Worten auszudrücken? Die Gefühle schildern, die uns an ihm beseelen? Das haben ja schon so viele vor mir getan! Hier kommt es lediglich darauf an, zu schildern, wie wir ihn feiern, wir im Hause am Weserstrande! Diese schöne Festzeit ist für den Pastoren ja eine der arbeitsreichsten Zeiten des ganzen Jahres. Zunächst hat er Predigten zu halten, sodann am ersten Weihnachtsabend hier, und am zweiten dort zu sprechen bei dieser oder jener Feier. Und manchmal — der Kalender hat auch seine Mucken! — ist ein Sonntag dem Weihnachtsfeste eben vorangegangen oder folgt ihm unmittelbar. Das bestimmt einigermaßen den Charakter des Festes im Pfarrhause, und zu begreifen ist es, wenn die Kinder klagend fragen: „Bati, hast du denn immerzu zu predigen?“, wenn der kleine Manni über das „dumme Predigen“ recht derbe loszieht, weil es Bati hindert, sich an seinen kindlichen Spielen zu beteiligen. Dazu kommt, daß sich die Leute für die Festtage allzuerhand aufsparen. Kann es auch etwas Schöneres geben, als sich am Heiligabend trauen zu lassen? So wird auf diesen Abend allzu gerne eine Trauhandlung angesetzt, und man fragt nicht danach, ob sich auch der Pastor mit seiner Familie freuen will. Oder man wartet mit der Taufe des „Jüngsten“ bis zum Heiligabend. Zu schön ist es ja, diese Familienfeier unter dem brennenden Weihnachtsbaume zu veranstalten! Der Pastor, der ist dazu da, der muß jederzeit bereit sein! Wenn aber der Hausherr im Hause am Weserstrande gerade an diesen Tagen ein vollgerüttelt Maß von Arbeit hat, so ist es doch der Haus-

Pfarrfrau gelungen, sich von aller Beschäftigung und Gemeindearbeit frei zu machen. Die Bescherung der armen Familien, die so furchtbar viel Mühe bereitet, ist vorbei, Rechnung ist auch abgelegt — nun kann die Liebe zur Familie zu ihrem Rechte kommen. Am Morgen tritt Meister Tischler an, der unseren und die anderen Bäume, die der Kirche und der Gemeinde, in die „Untertassen“ setzt, wie Manni den Christbaumfuß nannte, als er „noch klein“ war — denn jetzt ist er schon acht Jahre alt, man denke! — Die Schule ist aus, sie kommen alle heim, froh und heiter, denn das Weihnachtszeugnis, das in unserer Jugend als Gespenst vor der Weihnachtstüre lauerte, ist glücklicherweise selig entschlafen, so daß die Kinder und die Eltern sich von Herzen und ahnungslos freuen können. Und dann warten sie... wie nur Kinder warten können, wie auch wir gewartet haben, als wir noch in jenem herrlichen Lande der Kindheit wandelten... Sie vertreiben sich die Zeit in ihrer Art und Weise... sind ungemein artig nach ihrer Art und Weise, obwohl sie wie die Immen vor dem Gewitter sind, wie meine Frau klagt, die mit hochroten Wangen auf jedes Quieken und Quäken ihrer Rückenschar aus dem „Saale“ stürzt, wo sie den Baum schmückt. Doch die dummen Streiche, die an diesem Tage aufgeführt werden, sind wirklich nie sehr tragisch zu nehmen. Die Kinder denken doch an das, was im Hintergrunde lauert, und wenn sie auch wissen, daß Bati „gut“ ist — ganz trauen sie dem Alten doch nicht, daß er bei einer boshaften Geschichte nicht etwa sagen würde: „So, mein Kind, den Weihnachtsabend kannst du diesmal in deinem Bette erleben.“

Bati darf ebensowenig wie die Kinder in das „Baumzimmer“ hinein. Aber es gibt „höhere Gewalten“! Sie tauchen in der Gestalt der allzu hochgesteckten Lichter auf. Was bleibt übrig, als den „Bati“ hereinzuholen? Aber zuvor muß er Mutter und Kindern versprechen, die Augen zuzumachen, bis er am Baume steht, und nichts, aber auch gar nichts sich anzusehen — ein Versprechen, das gerne gegeben und selten — zu meiner Schande sei's gesagt — gehalten wird, das heißt so sehr grob wird

nicht gesündigt, nur die Augen ein wenig geschlißt geöffnet, wenn die Versuchung in Gestalt süßen Duftes, der allerhand Genüsse vielversprechend ahnen läßt, allzu mächtig wird. Ist Vati wieder aus dem Zimmer „herausgeschmissen“, dann ruft Mutti. Es wird angetreten! Hintereinander stellen wir uns auf, der Größe nach, die Kleinen zuerst, ich natürlich zuletzt. Auch die Tiere, von denen wir immer einige auf Lager haben — wir werden nachher noch von ihnen hören — gehen mit im Zuge, Peter, der Dackel, Mau, der Kater und Minne, das alte Karnickel. Auch ihnen wird beschert: ein Stück Wurst — wenn auch nicht gerade erster Qualität, sondern eher aus dem Wurstkessel eines „Großkaufmanns“ — oder eine süße Mohrrübe. Die Kinder tragen ihre kleinen Geschenke, die sie ängstlich und reichlich in Papier eingewickelt haben, die merkwürdigsten Sachen, die sie selbst angefertigt oder für ihre ersparten Pfennige erstanden haben. Nachdem das Weihnachtslied, das alte, ewig schöne, gesungen ist, dürfen sie ihre Geschenke in Augenschein und Besitz nehmen. Dieser Jubel, diese Freude, diese Seligkeit! Denn soweit es irgend möglich ist, werden die Wünsche — sie sind im großen und ganzen immer bescheiden — erfüllt, es sei denn, daß sich eines, wie einst Bubi, ein „richtiges Automobilchen, das nicht sehr groß zu sein braucht“, gewünscht hätte. Nie werden „nützliche“ Sachen geschenkt. Ich kann das nicht nur nicht leiden, ich hasse es vielmehr geradezu! Ein gräßliches Banausentum ist dies „Schenken“ nützlicher Dinge! Geschenke müssen immer Luxusgegenstände sein, Sachen, die man sonst nicht kriegt. Wie kann man überhaupt verlangen, daß ein Kind sich freut, wenn es zu Weihnachten die Hefte und Stahlfedern geschenkt bekommt, die es sowieso haben muß? Oder die Stiefel oder gar Unterhosen, deren es bedarf? Ich erblicke darin nichts weniger als einen Betrug, und zwar einen ganz gemeinen! Besonders, wenn man noch dazu das Kind diese Gegenstände, die es vielleicht schon längere Zeit brauchte, vor dem Feste entbehren läßt, um sie ihm zu „Weihnachten“ — ausgerechnet zu diesem Feste! — als „Geschenk“ mit der Miene der Großmut

zu überreichen. Das ist Geiz, Schacher, Vorspiegelung falscher Tatsachen, Lumperei usw. . . . Sind wir mit dem Danken und Bewundern und Schmausen so recht im Gange, so ertönt draußen die Türklingel; herein kommen unsere Freunde. Sie haben ganz bestimmte Geschenke, die sie dem wohlbekannten Geschmacke derer angepasst haben, für die sie bestimmt sind. Ich bin nicht so indiscret, hier die Namen der Freunde und der Geschenke zu verraten! Aber sie seien begrüßt in diesen Blättern, die lieben Weihnachtsmänner und -frauen, die es so gut verstehen, unausgesprochene Wünsche zu erlauschen und zu erfüllen! —

Wenn Vati längst wieder oben in seinem Studierzimmer bei der unaufschiebbaren Arbeit sitzt, vor sich einen Teller voll Süßigkeiten, von denen er ununterbrochen nascht, spielen die Kinder mit ihrer Mutti unten im „Saale“ noch lange weiter, bis spät in die Nacht hinein. Denn es ist alter Brauch im Hause am Weserstrande, daß auch die Kleinen an diesem Abend bis Viertel nach zehn Uhr (das akademische Viertel wird der Einfachheit halber gleich zugegeben) aufbleiben dürfen. Bedingung aber ist: Mäßigkeit! Damit der eigene Magen, die Nachtruhe der Mutti und der nächste Tag nicht verdorben werden! Numquam nimis! — das ist der Erziehungsgrundsatz, nach dem sich alles richtet. Letzten Grundes ist dies ja der Grundsatz des verfeinerten Genießens. Hat man doch, wenn man sich nach ihm richtet, auch etwas vom nächsten Tage, während man im gegenteiligen Falle im Bette liegen, Kamillentee trinken und sich warme Umschläge auf den Magen legen lassen muß — statt süße Sachen und knusprigen Kuchen in den Magen zu schieben. Predigten der Mutti und mitleidsloser Spott der Geschwister über den „Freßack“ gelten als Sonderzugabe. Darum: lieber nicht!

Einstmals hatten wir an einem solchen Weihnachtsfeste einen kleinen Stubenbrand zu löschen. Am Nachmittag des zweiten Weihnachtstages war es. Oben im Studierzimmer saßen die Kinder bei Vati, während Mutti ausgegangen war, und lasen, beschauten sich Bilder, spielten mit den Weihnachtsgeschenken und aßen ihre Süßigkeiten dazu. Da schlich sich unbemerkt der

Jüngste — drei Jahre war das Kerlchen damals alt — hinaus. Nach einiger Zeit kam er still herauf und drückte sich zwischen die spielenden Geschwister. Diese schnupperten in der Luft herum... es roch plötzlich so sengerig... Das kam von Manni her... „Bati, es riecht nach Brand“, schrien sie entsetzt. Ich fahre auf. Und nun sehen wir, daß er kreidebleich ist und am ganzen Körper zittert. Vor Aufregung ist er unfähig zu sprechen. „Der war beim Weihnachtsbaum“, rufe ich, und schieße in den Saal hinab. Wie sah's da aus! Die Gardinen lagen als ein Häufchen glimmernder Asche am Boden, das Sofa, der Polsterstuhl und der Teppich glimmten, die Sachen, die darauf lagen, waren verbrannt. — Ein Eimer Wasser löschte „das Feuer“. Was war gewesen? Der kleine Kerl hatte sich ein Sondervergnügen machen wollen, hatte Streichhölzer aus der Küche geholt, um die Kerzen des Baumes anzuzünden, war bei dieser Gelegenheit zu nahe an die Gardinen gekommen, die im Nu in hellen Flammen standen. Er in seiner Todesangst, hatte mit den Händen die Flammen zu löschen versucht, sich aber nur jämmerlich verbrannt. Als die Gardinen dann brennend heruntergefallen waren, wobei sie ihm sein langes Blondhaar versengt hatten, war er davongeschlichen... Damals hat er eine tüchtige Tracht Hiebe erhalten, weil er mit den Streichhölzern gespielt hatte, trotz strengen Verbotes. Es waren die ersten Hiebe, die er erhielt. Und es werden hoffentlich auch die letzten sein! Mit Streichhölzern aber hat er seitdem nie wieder gespielt.

Die „Gradobe“ und das „Schweinställchen“

Verlassen wir den „Saal“, gehen wir weiter! Wir sehen auf der anderen Seite der Diele eine Lüre. Sie führt in die „Gradobe“, wie Manni sagte, als er „noch klein“ war, in den Raum, darin die Familie ihre Kleider ablegt — natürlich nur soweit es der Anstand erlaubt — ehe sie die Zimmer betritt.

Da ist nun weiter nichts Bemerkenswerthes dabei. Allein diese „Gradobe“ hat ein schmales Fenster, das auf den Martini-Kirchhof hinaussehen läßt und zwar in die Ecke der Kirche hinein, die an das „Neanderhaus“ stößt. Diese Ecke, die „Liebesecke“ benannt, ist das Interessante. Gibt sie doch in dunklen Nächten, meist zur rauhen Herbst- und Winterzeit, wenn die Bäume entlaubt und die Anlagen keinen genügenden Schutz vor neugierigen Blicken mehr bieten, den schönsten Platz für Liebespärchen ab, die ihre übergroße Glut irgendwie und irgendwo dämpfen müssen. Eng umschlungen stehen sie in der Ecke, tauschen Schwüre und Küsse und, wenn sie sich ganz allein und voller Lavaglut der Liebesleidenschaft fühlen und die Nacht pechkohlenrabenschwarz ist, wohl auch anderes aus. Wenigstens versuchsweise! Aber dann ist die Grenze unserer Langmut überschritten. Ein Strahl fühlen und kühlenden Wassers ergießt sich in wohlberechtigter Selbsthilfe auf die allzu Heißblütigen. Schleunigst rennen die Überraschten davon. Bei dieser unregelmäßigen Flucht lassen sich die Charaktereigenschaften der Fliehenden auf vortreffliche Weise studieren. Bald rennt „er“, wie von einem Gespenste verfolgt, schreiend davon und läßt seine Angebetete schmähtlich im Stiche, bald ist es umgekehrt. Bald blickt „sie“ verachtend zum Fenster empor, aus dem das edle Naß gespendet wurde, bald murmelt „er“ einen Fluch, bald aber — und das kommt auch vor — nimmt „er“ schweigend „ihren“ Arm, und sie ziehen beide langsamen Schrittes, würdevoll ab. — Liebespaare seien also vor dieser Ecke gewarnt!

Gehen wir an der anderen Seite der Diele eine Station weiter, so kommen wir zum Kinderzimmer, einem kleinen aber gemüthlichen Eckchen, das „Schweineeställchen“ genannt. Beileibe nicht, um auf seine Bewohner anzuspüren! Nein. Denn die thun alles, was in ihren Kräften steht, um nicht in den Geruch zu kommen, mit den schinkenschenkenden Borstenträgern verwandt zu sein, wenn es auch hin und wieder vorkommen mag, daß Manni und Bubi vergessen, vor dem Essen ihre Hände zu waschen, die immer schmierig sind bis zur Negerfarbe. Merk-

würdig ist das! Aber ich habe noch nie einen echten Jungen gesehen, der saubere Hände gehabt hätte. Kaum, daß sie mit vieler Seife und Mühe nebst Zuhilfenahme einer kräftigen Bürste „schneeweiß“ — nach ihren Begriffen — geworden sind, sofort sind sie wieder schokoladefarbig oder wenigstens „changeant“. Kommt es von den Regenwürmern, die sie aus dem Boden graben, um ihre Fische, die mit ihnen die Stube teilen, zu füttern, oder von den Mauerasseln, die sie „zähmen“ wollen, um ein „dressiertes Mauerasseltheater“ einzurichten, aus dessen Betrieb sie sich eine dauernde gute Einnahme versprechen, um Knallerbsen und dergleichen mehr zu kaufen? Sie meinen, ein Mauerasseltheater sei ebensogut wie ein Floththeater. Das ist nämlich ihr Ideal. Leider können sie es aus übergroßem Mangel an ausübenden „Künstlern“ nicht betreiben, da meine Frau, die ihnen sowieso die Konzession zu dieser Einrichtung nicht erteilen will, trotz aller Liebe zur Kunst, sehr streng darauf hält, daß keiner dieser Springer eingeführt werde. „Das ist aber schade“, erklärt der Kleine, der sich sowieso nur widerwillig der Obrigkeit fügt, „die Gewalt über ihn hat“.

Was in diesem Zimmer alles getrieben wird? Wir werden später einen Blick in diese Werkstatt der Phantasie und der dummen und tollpatschigen Streiche werfen. Daneben wird darin gearbeitet — soweit es sein muß —, gespielt, sich geprügelt und, sobald der „alte Herr“ auftaucht, Versöhnung gefeiert. Natürlich trägt niemals einer die Schuld am entstandenen Konflikte. Wenn aber der „Bati“ merkt, wer das Raubbein gewesen ist, und das Raubbein noch die Schuld auf die anderen zu schieben versucht, die „immer“ necken, dann heißt es: „Du armes, unschuldiges Kind, du! Du sollst nicht länger mit diesen Bösen zusammen weilen, deren Aschenputtel du bist. Nein, nein! Geh du in dein Bett, bis die Bösen sich gebessert haben!“ Es ist kaum glaublich, wie diese Attestierung der Unschuld und der Verfolgung seitens böser Mitmenschen die Erkenntnis von der eigenen Sündhaftigkeit und die Bereitwilligkeit zur Versöhnung weckt! Ist es aber soweit, dann

kann Gnade vor Recht ergehen. Wie das im Verkehr von Mensch zu Mensch immer sein sollte!

Im allgemeinen vertragen sie sich aber einigermaßen, die Bewohner des „Schweineeställchens“, und sie erziehen sich gegenseitig. Denn sie sind alle sehr kritisch veranlagt und üben diese Kritik auch unumwunden und offen aus. Doch wird darauf geachtet, daß es ohne Bosheit und Verletzung berechtigter Gefühle der anderen geschieht. Aber auch dann, wenn einmal dagegen gefehlt werden sollte, wie überhaupt, wenn etwas weh tut, darf nicht geheult werden. Nie. Alle setzen ihre Ehre darein, den Schmerz hinabzuschlucken und sich nichts vom Weh merken zu lassen, selbst dann nicht, wenn es das Herz abfressen will. Es ist gut, wenn man sich früh daran gewöhnt! Denn man kann dies Hinabschlucken im Leben sehr wohl brauchen!

Das „Schweineeställchen“ bietet im übrigen nicht viel Bemerkenswerthes. An den Wänden hängen Bilder, die dem Verständnis der Kinder angepaßt sind. Da ist z. B. an der einen Wand das „Pilzmütterchen im Walde“, das mit einem unsagbar melancholischen Ausdrucke seine zahlreichen Fliegenpilzkinderchen betrachtet, die es umgeben, so daß Manni, nachdem er das Bild lange stumm betrachtet hatte, fragte: „Hat die wohl Pilze gegessen, die giftig waren, daß sie so guckt?“ — An der anderen Wand aber prangt das Hexenhäuschen aus dem Märchen Hänsel und Gretel. Die alte Hexe kommt eben aus ihrem Hause heraus und winkt dem verschüchterten Geschwisterpaare, das hungrig-gierig die „Gutsel“ betrachtet, aus denen das Hexenhaus sich so verlockend aufbaut. — Als wir einmal von Werden nach Kirchlinteln wanderten, da fanden wir im einsamen Heide- wald tief versteckt in traulichem Halbdunkel gewaltiger Eichen und Buchen ein uraltes Strohdachhaus, das dem Hexenhäuschen an unserer Wand glich, als habe es diesem als Modell gedient. Scheu bestaunten es die Kinder, deren lauter Jubel in der geheimnisvollen, nur durch das Rauschen der mächtigen Bäume unterbrochenen Stille, die sie plötzlich beengte, ganz verschwunden war. Langsam, fast andächtig, mit jenem heimlich-wohlthuendem

Grausen, daß auch wir als Kinder empfanden, weil ist min-
Schönes und Unheimliches auf unserem Lebenswege aufzu-
umschritten wir vorsichtig mit leisem Flüstern das geheimnis-
volle „Hexenhäuschen“, wie wir es sofort nannten. Da öffnete
sich plötzlich die Türe. Ein steinaltes, gekrümmtes, krummnasiges,
rußgeschwärztes Weib trat auf die Schwelle und betrachtete uns
erstaunt und mißtrauisch mit ihren stumpfen, von beißenden
Dielenrauche geröteten Augen... Da verwandelte sich das halb-
wohlige Grausen des erlebten Abenteuers in ein richtiges
Grauen... Das... das... war wirklich und wahrhaftig... die
Here aus dem Märchen... Die Mädels wurden blaß, die Jungen
rot... und nun hob das Weib auch noch seine knochige Hand
und winkte... Das eine meiner hasenfüßigen Töchterlein lehnte
sich dicht an mich an, das andere faßte meinen Arm, während
sich dem Jungen die blonden Haare sichtbarlich sträubten...
bis ich mit einem fröhlichen: „Guten Morgen!“ den Bann
brach, der auf den Kindergemütern gelastet hatte... Seitdem
sind wir öfters zum „Hexenhäuschen“ gewandert, haben auch
manchen Freund und Bekannten hingeführt, um ihn ebenfalls
des eigentümlichen Reizes teilhaftig werden zu lassen, der über
diesem weltverlorenen, zauber- und märchenhaften Flecke im
Halbdüster des Heidewaldes liegt. Das Grauen und Grausen
ist verschwunden, das die Kleinen damals empfunden, aber die
Märchenstimmung erfasst uns immer wieder, wenn wir in den
Bereich der alten Eichen und Buchen treten...

Und als wir einmal wieder nach langer Zeit hinkamen, trat
kein altes Weiblein mehr heraus. Das Strohdach der Märchen-
hütte war zerfallen, der Eimer am Brunnen durchlöchert, die
Fenster eingeworfen, ja teilweise aus dem Rahmen gerissen...
ein trauriges, wehmütig stimmendes Bild irdischer Vergäng-
lichkeit. Wir erfuhren, daß man die „Here“, die uns wohlver-
traut geworden war, eines Tages tot in ihrem Bette gefunden
hatte... Wenn das Haus nicht so abgelegen und etwas besser
imstand wäre — wahrlich, dort möcht' ich zeitweise wohnen!
Denn dort herrscht der stille Friede des unbetretenen Landes,

kann Gine, den die Großstadt vermissen läßt, auch im Hause zu Meveserstrande, in das sie ihre unruhigen Wellen hineinwirft
• trotz seiner Einsamkeit und Abgeschlossenheit.

• Doch kehren wir zu unserem „Schweineeställchen“ zurück! Den Schrank müssen wir uns noch ansehen, der in der Ecke steht. Ein alter abgedankter Küchenschrank ist es, den die vier Kerle sich aber ganz nett zurechtgemacht haben. Feuerrot haben sie ihn angestrichen. Das war ein Vergnügen! Doch zum Schluß war mehr Farbe auf ihren Schürzen, an ihren Nasen und Fingern, als am Schrank, so daß meine Frau sich bewogen fühlte, die allerbeweglichsten Klagelieder, die ich je aus ihrem Munde gehört habe — und das will was besagen! — ertönen zu lassen, als sie ihre „zarte Kinderschar, die sie liebend mir gebär“, nach dieser kunstgewerblichen Arbeit erblickte. Wie sie aber auch aussahen, unsere Kinder! Der verehrte Leser kann es sich nur dann ausmalen, wenn er die Fähigkeit besitzt, sich in die eigene Kindheit zurückzuversetzen. Etwas anstreichen dürfen — oder „malen“, wie wir sagten — ach, das war eine zu famose Beschäftigung! Eine Beschäftigung? O nein! Wonne war es, Seligkeit! Und weder Schürzen noch Kleider wurden geschont. Daran erinnerte ich meine Frau, als sie die nicht nachweisliche Behauptung aufstellte, daß ich, der Vater, der doch eigentlich vernünftig sein sollte, die Kinder zu diesen Schürzen und Nasen verderbenden Heldentaten verführt hätte. Aber nicht einmal dies Wecken alter Erinnerungen war imstande, ihren bitteren, aber echten Schmerz um die vor Scham allzu rot gewordenen Schürzen zu vertreiben...

Jetzt hat sie sich aber doch mit dem Malen ihrer hoffnungsvollen Sprößlinge ausgesöhnt. Denn der Kinderschrank ist wirklich „schön“ in der Farbe geworden. Im übrigen aber gleicht er manchem Menschen, der zwar ein annehmbares Äußeres, aber ein häßliches Herz besitzt. Läßt doch sein Inneres oft — oder sagen wir richtiger: meistens, oder noch besser: immer — viel oder alles zu wünschen übrig! Es sieht darin aus, als ob ein Haufen Späßen unordentliche Nester hineingebaut hätte!

Jedes der Kinder hat sein eigenes „Fach“, und jedes ist mindestens einmal am Tage eifrig damit beschäftigt, „Ordnung“ zu schaffen. Nützt nichts! Eine Viertelstunde später ist die Musterammlung der Spazennester wieder vollständig! Man sollte meinen, daß boshafte Unordnungskobolde ständig damit beschäftigt wären, ihren Unfug im Schranke zu stiften.

Wie könnten wir aber vom „Schweineeställchen“ scheiden, ohne ihrer zu gedenken, die so oft an seinem Fenster gefessen, unserer „Juno“! Sei mir gegrüßt, liebe „Juno“! Tiefe Wehmut ergreift mich, ergreift uns alle im Hause am Weserstrande, wenn wir in stillen Stunden deiner gedenken! Und das geschieht nicht selten. Denn dein Wesen hat uns gar manchen Stoff zu Unterhaltungen geboten! Und dein Benehmen. Wie oft haben die Kinder vor dir die Flucht ergriffen, halb lachend, halb in Angst, wenn du zu knurren begannst und gar zu beißen drohtest. — Nun haben meine Leser gewiß schon erraten, wer „Juno“ war, der diese Zeilen gewidmet sind. Sie wissen jetzt, daß sie eine alte — Glückschneiderin gewesen ist. Meine Frau, die für die Stiefkinder der Natur und der Menschheit eine besondere Vorliebe hat — ob sie mich deshalb geheiratet hat? — kam eines Tages mit diesem verschrumpften, buckligen, langarmigen, grauhaarigen, halb schwachsinnigen Weiblein an, das von einer solchen Häßlichkeit war, daß Manni, der mit mir zusammen den Einzug aus erster Hand erschaute, vor Staunen und Entsetzen die Augen so weit aufriß, daß sie kleinen Salzfüßlein glichen. Er drückte sich ängstlich an mich an und sagte ganz leise: „Bati?“ — „Was denn mein Junge?“ — „Bati, hör' mal!“ — „Ich höre!“ — „Bati, ist die da ein richtiger Mensch oder nicht?“ — „Natürlich! Siehst du nicht, daß es eine Frau ist?“ — „So! Ich hab' gemeint, sie ist vielleicht ein Aff“; in meinem Bilderbuch sind so Affen drin. Soll ich dir's mal zeigen?“ Ich aber fragte meine Frau, woher sie diese junonische Schönheit herbezogen habe? Ob sie denn gar nicht bedenke, daß auch ich nicht von Holz, sondern von Fleisch und Blut sei und an schönen Frauen Gefallen finde, ob sie es übers Herz

bringen könne, die Ruhe meines Herzens und meiner Nächte auf so frivole Weise zu gefährden, ob sie denn keine Spur von Eifersucht in sich trage? — Von da an hieß die Flickerin unsere „Juno“, und trug auch bei den Freunden unseres Hauses diesen Namen. Sie tauchte in unserem Hause immer dann auf, wenn — nur nicht zu eilig mit den Vermutungen! Man sollte denken, es müßte heißen: wenn etwas bei uns zu flicken war. Das würde jedoch nicht stimmen! Sonst hätte Juno Tag und Nacht das Fenster des „Schweineeställchens“ geziert, da bei uns — vier Kinder sind da! — immer in Hülle und Fülle zu flicken ist. Mein, die Fortsetzung lautet: wenn sie nichts mehr zu beißen hatte, so daß der Hunger sie zur Arbeit und ins Haus am Weserstrande trieb. Dann kam sie an, demüthig wie ein geschlagener Hund, setzte sich still wie ein buddhistischer Bettelmönch an ihren Platz und wartete, genau wie dieser: zunächst auf Essen; in zweiter Linie erst auf Arbeit. An letzterer lag ihr ganz offensichtlich weniger als am ersteren. Ach, sie gehörte zu jenen still-beschaulichen Naturen, die sich in ihrem tiefen Sinnen nur ungern durch profane Thätigkeit stören lassen. Sie haute denn auch zunächst tüchtig in das ein, was ihr vorgelegt wurde, stand auch wohl ein paarmal, wenn ihr die Butter nicht dick genug auf das Brot gestrichen oder die Bratkartoffeln nicht fett genug erschienen, ruhig auf und ging still und sittsam, wie es einer ehrbaren Jungfrau geziemt, mir nichts — dir nichts in die Speisekammer, um sich einen Brocken Butter von einem Viertelpfund herauszuholen. „Butter bekommt mich nämlich gut“, erklärte sie dann seelenvergnügt. Dies unerlaubte Umherschweifen haben wir ihr mit der Zeit abgewöhnt! So gutmüthig und spendend meine Frau auch veranlagt ist — bei der Butter hört ihre Menschenfreundlichkeit auf! — Hatte sich „Juno“ an Speise und Trank gelabt — der halbe Vormittag war damit ungefähr vorübergegangen — so besah sie sich die Arbeit. Still versunken saß sie vor den Löchern, die die Jungens in die Hosen und die Mädchen in Schürzen und Strümpfe gerissen hatten, schüttelte den Kopf und sagte: „Nee,

so
Mi
den
hat
Mi
wie
tra
Gr
Erg
We
der
her
zud
gefi
Ber
ihr
allz
tro
irge
lofig
Da
Am
lang
sei
zuri
noch
nied
glier
gend
gese
als
betr
sittl
ihn
von

so wat, so wat! Un dat wollen nu gebildete Kinders sein!“ Mittlerweile war die Zeit zum Frühstück herangekommen. Nachdem sie sich dieser Beschäftigung mit Eifer und Liebe gewidmet hatte (ich beglückwünschte meine Frau immer zu dieser fleißigen Mitarbeiterin: denn nach einem alten Sprichwort soll der Mensch wie im Essen so auch im Arbeiten sein), setzte sie ihre Betrachtungen über die Ungebildetheit unserer Kinder und die Größe der Löcher fort und ging dann seufzend daran, die Ergebnisse der Unbildung mit Nadel und Faden zu beseitigen. Weit kam sie allerdings damit nicht. Denn allzuschnell kam der Mittag mit seinen verführerischen kulinarischen Genüssen heran. Nun war sie wieder „ein Mensch“, wie sie sich auszudrücken pflegte, das heißt sie trug ein gesteigertes Selbstgefühl in sich, das zu ihrer demütigen Ankunft in gar keinem Verhältnisse stand. — Saßen am Nachmittag die Kinder mit ihr arbeitend im „Schweineeställchen“, dann unterhielt sie sie allzu gerne über ihre Verehrer! Ich habe allerdings die Gören trotz ihres Leugnens im Verdacht, daß sie das arme Wurm durch irgendwelche, unter der Maske der Teilnahme und der Harmlosigkeit gestellte, heimtückische Fragen zum Reden brachten. Daß ihr Verehrer, der „Herr Meyer“ sie zu einer Reise nach Amerika eingeladen habe, erzählte sie dann; allein sie scheue lange Wasserfahrten und sei deshalb lieber hiergeblieben. Auch sei sie ein „ehrbares Mädchen“. Der Herr Meyer würde aber bald zurückkommen, und dann würde Hochzeit sein. Vorläufig stünden noch „lebende Barrikaden“ zwischen ihm und ihr, die erst niedergezungen werden müßten. Natürlich luden sich die Mitglieder der Rasselbande zur baldigen Hochzeitsfeier samt folgendem Gastmahl ein, und nun wurde die Speisenfolge festgesetzt. Hier ging leider die Eintracht in die Brüche. Denn als der große Junge ihr einen „Hohenzollerntopf“ vorschlug, betrachtete sie ihn mit Auglein, aus denen Wut und Zorn und sittliche Entrüstung tötende Pfeile schossen, und sie schnaubte ihn an: „Wat for'n Topp? Du Swinegel, du! Geh fort von mich mit deinen Topp!“ — Einmal mußte gar ein Ver-

bannungsurteil auf einige Zeit über sie ausgesprochen werden. Die Kinder hatten Besuch. Ein netter Junge war gekommen, dessen schwache Augen mit mächtigen runden Brillengläsern bewaffnet waren. Als er im „Schweineeställchen“ die Juno sitzen sah, ging er als wohlerzogener junger Mann, sein Grauen überwindend, auf sie zu und reichte ihr artig die Hand, indem er sie freundlich durch seine beiden Brillengläser hindurch anschaute. Das nahm Juno als persönliche Beleidigung auf, schwang das alte Hemd, an dem sie ihre Flickkünste betätigte, wie eine Keule um ihr Haupt, schlug auf den ahnungslosen Knaben los, indem sie rief: „Ich snied dich den Kopf von dein' Rumpf ab, du Snodderbengel, ich s—lage dir fu Brei und fu Mus, ich snied dich fu kleine S—tücke, du!“ Mit einem furchtbaren Schreckenschrei rannte der völlig Überraschte davon, um den Tisch herum, Juno ständig hinter ihm drein, während sich die Unsrigen vor Lachen bogen und vor Wonne auf dem Boden wälzten. Erst als das alte Weiblein ganz außer Atem geraten war, hielt es in der Verfolgung inne und zog sich wieder auf seinen Sitz am Fenster zurück, wo es noch lange dumpf grollte, wie die rollende See, wenn der Sturm schon lange zu rasen aufgehört hat... Nun ist ihr Platz am Schweineeställchenfenster leer. Sie ist, wie das ja immer der Fall ist bei Leuten, die in Geschichten vorkommen, heimgegangen, ohne die Hochzeit mit ihrem „Herrn Meyer“ aus Amerika gefeiert zu haben, im zweifellosen Besitze ihrer unangetasteten Jungfräulichkeit. Der „Swinegel“ hat sich vergebens die Finger nach dem „Hohenzollerntopf“ gelehrt...

Doch überlassen wir nun das „Schweineeställchen“ seinen Insassen! Wir treten durch eine seiner drei Türen in

das Wohnzimmer

ein. Ein schönes Zimmer! Von seinem ausladenden Erker aus sehen wir in die Weser hinab, schauen wir das Leben am Strande, blicken wir auf die „Große Weser“ und die „Kaiserbrücke“,

und die Türe in der Wand rechts führt über unsere von Klematis über und über besponnene Veranda in den Garten hinein. An seiner Ausstattung ist weiter nichts Besonderes. Es ist die gewöhnliche der Wohnzimmer aus den Endjahren des vorigen Jahrhunderts. In der Mitte steht der große Tisch, der die Familie zu den Mahlzeiten vereint. Alle ihre Mitglieder sitzen drum herum, wartend der Dinge, die da kommen sollen. Wenn das Essen aufgetragen ist, reichen wir einander die Hände, so daß wir eine Kette bilden, und wünschen uns „Guten Appetit“. Soll nicht nur ein Wunsch sein, sondern auch eine Mahnung: zusammen wollen wir alle hängen, wie die Glieder einer Kette einander halten und stützen; nie soll eines dieser Glieder versagen oder herausgerissen werden oder sich selber ausschalten! — Beim Essen geht es stets munter zu. Da werden die Berichte erstattet über das, was am Vormittag in der Schule, am Nachmittag im Hause oder bei und mit Freunden und Freundinnen erlebt worden ist. Ob die Arbeiten 2—3 oder 3—4 als Zensur erhalten, was Herr Lehrer K. und die Lehrerin Fräulein N. gesagt haben. In welchen Fächern sie sich schwach fühlen, so daß Bati wieder einmal nachhelfen muß, welche Aufgaben allzu schwer oder gar unlösbar sind. Es werden auch die Streiche erzählt, die man selber ausgefressen hat, aber noch lieber diejenigen, die sich die „anderen“ haben zuschulden kommen lassen. „Denk’ mal, Bati, der Fritz Eberhardt, der ist heute wieder einmal in die Ecke gestellt worden!“ — „Au! So’n Schlingel! Was hatte er denn verbrochen?“ — „Ja, denk’ mal, er hat eine Kirsche in der Stunde gegessen!“ — „Au! Wirklich? So’n Schlingel!“ — „Ja, und dann hat er den Kirschkern zwischen die Finger genommen und hat ihn in die Klasse hineingestippt, g’rad an der Nase von Herrn K. vorbei.“ — „Au! Nein, so was!“ Ich entsetzte mich baß. Ich kann dem Bengel doch nicht gut sagen, daß ich das auch einmal in der Schule fertiggebracht habe, daß ich aber nicht so ungeschickt gewesen bin, vorbeizutreffen und nicht so dumm, mich dabei erwischen zu lassen. Nein, das geht nicht! Aber

die anderen lassen Rufe des Staunens hören. Ha, das soll was sein! In ihrer Schule, da werden ganz andere Sachen gemacht, da sind solch dämliche Kirschsteinschleuderer, die sich dazu erwidchen lassen, die reinen Waisenknaben gegen! Unglaubliche Heldentaten werden nun zum besten gegeben, die da verrichtet worden sind, Heldentaten, wert, von Dichtern besungen und der staunenden Mit- und Nachwelt überliefert zu werden. Und doch erhalte ich aus allem, was ich höre und merke, den Eindruck, daß nicht mehr so viele dumme Streiche in den Schulen verübt werden wie früher, denselben Eindruck, den ich aus meinem Religionsunterricht bekomme, in dem die aus der ganzen Stadt zusammenkommenden Schüler kaum jemals zu einem halbwegs gelungenen Streiche sich aufzuschwingen vermögen. Da waren wir seinerzeit andere Kerle! — Nur die blonde Doris überraschte mich eines Tages mit der Frage, ob sie wohl ihrem Fräulein Stecknadeln in den Sitz des Stuhles stecken solle; sie könnten alle die betreffende Lehrerin nicht leiden und hätten in der Klasse den Beschluß gefaßt, sich auf diese Weise an der Unbeliebten zu rächen. Sie malten sich jetzt schon die Bewegungen aus, die sie vollführen würde, wenn sie sich hineingesetzt hätte. Keine der Mitschülerinnen wolle aber diese Heldentat verrichten. Nun hätten alle beschlossen, sie sollte es tun. Dies Vertrauen der Mitschülerinnen eröffnete mir gewisse Ausblicke auf die Tätigkeit meines Blondköpfchens! Hm, also so stand die Sache! Ich sagte ihr, meinem Erziehungsgrundsatz gemäß, daß sie sich die Sache überlegen solle, sie müßte selbst wissen, was sie zu tun hätte. Sie schwieg still, konnte aber offensichtlich zu keinem rechten Entschlusse kommen. Denn sie fragte mich plötzlich ganz unvermittelt: „Du, Bati, würdest du es tun, wenn du dein Kind wärst?“ — „Nee,“ entgegnete ich, „so dumm wär’ ich wahrhaftig nicht!“ — „Dann tu ich’s auch nicht!“ erklärte sie daraufhin. Und bis heute sind die Stecknadeln nicht in den Stuhlsitz gesteckt worden, wird die Rache nur im Geiste genossen — wo sie ebenso süß schmeckt wie die durch die That genommene.

Wir halten auch allerhand „tiefsinnige“ Tischgespräche. Sei es, daß den Kindern etwas begegnet ist, was ihnen eigenartig vorkam, sei es, daß sie in der Schule irgendeine Erklärung nicht begriffen haben, sei es, daß wir in Wissensgebiete schweifen, die in der Schule nicht oder nicht in erwünschtem Maße behandelt werden, besonders in naturwissenschaftliche und religiöse. Auch über Politik und Kunst unterhalten wir uns, und zwischendurch überrascht uns plötzlich Manni mit einem: „Du, Bati!“ — „Ja?“ — „Bati, hör' mal!“ — „Ich höre!“ — „Du, Bati, wie kommt das Süße in die Zuckerrübe? Das versteh' ich nicht!“

Auch mit unseren Freunden sitzen wir um den Tisch herum. Und manche gelungene Sitzung ist schon im Hause am Weserstrande an unserem großen Eßtisch gegessen worden. Große Schmausereien werden nicht abgehalten. Dazu reicht der Beutel des Hausherrn ebensowenig wie das Haushaltungsgeld der Hausfrau. Aber wenn unsere Freunde mit Pellkartoffeln und Hering vorliebnehmen wollen, sind sie uns sehr willkommen. Freilich schicken wir keine gedruckten Einladungskarten zu diesen „Diners“ oder „Soupers“ herum und verlangen nicht ein Antreten in Frack oder Smoking! Nein, wer immer dazu sich einfinden will, der ist willkommen! Er darf sich sogar die Heringe selber mitbringen, wir nehmen nichts krumm im Hause am Weserstrande. Wer kommt, muß es so nehmen, wie er's gerade trifft, einmal besser als das andere Mal, denn — gut ist es selbstverständlich immer! Nachher sitzen wir auf der Veranda, die vom Wohnzimmer in den Garten führt, hingegeben dem Zauber der stimmungsvollen Umgebung, oder wir gehen zum „Plätzchen“ im Garten, oder setzen uns unter den alten Ahornbaum und halten fluge Gespräche oder „snacken“ leichte Dinge — je nachdem!

Es kommt auch vor, daß überlustige Gesellen noch in ganz später — auch früher! — Stunde an der Türe des Hauses am Weserstrande anklopfen, Einlaß und Kaffee heischend, wenn sie etwa nach einer Festlichkeit, die sie im Ratskeller oder sonstwo gefeiert, das Bedürfnis haben, noch nicht nach Hause zu gehen,

sondern ein nettes Stündchen zu verplaudern. Dann muß alles bei der Zubereitung des Kaffees helfen. Ist im Winter der Ofen ausgegangen — im Hause am Weserstrande gibt's keine Zentralheizung — so geht die ganze Gesellschaft auch wohl in die Küche, wo der Grudeofen stets angenehme Wärme ausstrahlt. Bei solchen Gelegenheiten geht's lustig her. Die fröhliche Stimmung in später Nachtstunde verfliegt nicht so bald! Dann tanzt der eine mit dem Besen einen wunderbaren Walzer, während der andere aus einer verstimmten dreisaitigen Gitarre Weisen hervorlockt, wie man sie im tiefen Urwalde aus Negerhütten erschallen hört, und ein dritter sich redlich abmüht, einen vielschwingigen, aber harmonisch klingenden Chorgesang zustande zu bringen. Oder es werden Reden gehalten, die sich mehr durch ihre Länge und den guten Willen des Redners, als durch tiefen Inhalt auszeichnen. Oder es werden schnell noch, ehe der Morgen graut, die allerverwickeltesten Fragen der Politik oder der Weltanschauung restlos gelöst. Auch Pläne werden gefaßt, was alles man in nächster Zeit mit den Freunden zusammen, die gerade beim Kaffee zusammensitzen, zu tun gedenkt — Pläne, die teils zur Ausführung kommen, teils auch nicht... Auch Ulk wird ausgebrütet, darf aber nicht übelgenommen werden! So brannten wir stets darnach, ein Strohdachhaus als Sommerwohnung zu besitzen. Ich hatte es in Freundeskreis erzählt, worauf man mir bei einer solchen nächtlichen Gelegenheit den guten Rat gab, diesen Wunsch in den „Nachrichten“ der Mitwelt kund und zu wissen zu tun, damit etwaige Strohdachhausbesitzer sich melden könnten. Der Rat war nicht übel, und die ganze Familie wanderte am nächsten Tage zur Anzeigenannahme des genannten Blattes. Achtzig Pfennige mußten wir für das Mietgesuch bezahlen, das am anderen Tage, bestaunt von der hoffnungsvollen Jugend unseres Hauses, der weiten Öffentlichkeit von unserem Wunsche berichtete. Alle zwei Stunden liefen die Kinder zur Entgegennahme der „unter x 42“ eingelaufenen Angebote zur Zeitungs- ausgabe- stelle hin, und der ausgehende Beamte wird nicht übel

geflucht haben, wenn er die Nummer „schon wieder“ hörte. Ihre Neugierde war so groß, daß sie auf dem Heimwege schon die Briefumschläge öffneten — das Strohdachhaus war ja ihr sehnlichster Wunsch! Traurig kamen sie immer wieder an. Denn ach, die Angebote waren alle derartig, daß sie im Voraus wußten: Bati geht nicht darauf ein, es ist zu teuer! — Doch am zweiten Tage kamen sie mit vor Freude geröteten Wangen angestürmt. Schon von weitem schwenkten sie ein gelbliches Papier in der Hand und riefen jubelnd: „Ein ganz billiges, ein ganz feines Strohdachhaus, die Milch kriegen wir noch zu! O Bati, gelt, wir nehmen's!“ — — „Was? Die Milch... noch dazu? Da müßten ja die Bauern ihre Natur so geändert haben, wie ein Wolf, der mit dem Schafe zusammen auf die Weide geht und Gras frißt! Doch laßt sehen, was ihr habt!“ — Das Angebot lautete wie folgt: „Geehrter Herr x 42 zu Bremen. Wo uns Batter bei uns zu Besuch is und Er mechte woll sein aldes Strohdachhaus vermieden. Wen sie es wolln denn so können Sie das kleine Stück Grasland vor der Beke können Sie auch mit kriegen, Gern geschehen auch ein Luftbatt machen. Wir haben jets mein Hinnerk un ich Battern ja auch erzählt das hier in der Stat auch vile sone Verrückte sind die so sich auf dem Werrer nagt ausgezogen in der Sonne legen, womitt ich Ihn abers nich zu nahe treden will, man den Annern hatt Badder ja darum gekinnigt. Un kann es nu nich meer los wärn. Die Milch müssen Sie abers von Battern nehm. Die Michte soll 150 Mark alle Jahre tun. Oder iß Sie daß zu viel. Denn so sol ihn die Milch nichts kossen. Womit ich verbleibe Johann Basmer und Frau. — Nachschrift Battern sein Hoff is der zweite von der Kirche rechts!“

Als ich diesen wundersamen Brief gelesen hatte, sagte ich, alle schönen Träume vom billigen Strohdachhaus grausam vernichtend: „Kinder, das ist ein Ulf, den sich irgend jemand mit uns geleistet hat!“ — Ein Ulf? Dies schöne Angebot? Die gute Milch? Unmöglich, ganz unmöglich! Und sie studierten von neuem das Schriftstück und studierten es immer wieder.

Etwas sonderbar kam es ihnen jetzt auch vor. Neben welcher Kirche soll es wohl liegen, dies Strohdachhaus? Allein der sehnliche Wunsch verdunkelte ihnen die klare Erkenntnis! Es wäre halt doch zu schön, wenn es wahr wäre — warum sollte es also nicht wahr sein? Wäre es nicht schade, wenn's nicht wahr wäre? — Also mußte es wahr sein!... Ja, ja, das ist menschlich! So machen's die Kinder, so treiben's auch viele Erwachsene ihr ganzes Dasein hindurch. Zum ersten Male vielleicht in ihrem Leben galt meinen Kindern meine Autorität nichts. Ihre Wünsche hatten sie totgeschlagen. Allen Ernstes machten sie den Vorschlag, sämtliche Dörfer an der Beke aufzusuchen, um das zweite Strohdachhaus rechts neben der Kirche zu entdecken, da nun einmal der Bauer — leider! — so nachlässig gewesen war, den Namen des Ortes zu vergessen. Und sie wollten sogar maulen, als ich mich über den Brief und ihre Vertrauensseligkeit und Harmlosigkeit lustig machte. In ihrem Herzen hielten sie krampfhaft die Hoffnung fest, der Bauer würde, seiner Vergeßlichkeit sich erinnernd, noch einmal schreiben. Aber kein neuer Brief von Johann Basmer kam mehr an, so oft sie auch in den nächsten Tagen zur Offertenausgabe hinpilgerten. Bis sie eines Tages einen guten Freund auf der Straße trafen, der sie nach unserem Strohdachhause fragte, auch wissen wollte, ob wir das Angebot des Johann Basmer nicht annehmen wollten. Da hatten wir den Vogel im Garn! Aber selbst dann, als der betreffende liebe Freund seine Sünden reumütig bekannt und sich als den Täter zu erkennen gegeben hatte, selbst dann noch schüttelten sie zweifelnd die Köpfe und meinten: „Es ist doch zu schade, daß es nicht ein richtiger Johann Basmer gewesen ist. Es hätte doch so leicht möglich sein können. Warum war's nicht so? O, dies schöne Strohdachhaus rechts neben der Kirche an der Beke!“ — Ja, so tief wurzelt in der menschlichen Seele das Streben, die rauhe Wirklichkeit dem Wunsche anzupassen, daß selbst Wahrheit und Klarheit den falschen, und doch so süßen Hoffnungsglauben nicht ganz auslöschen können. —

Unter dem Tische des Wohnzimmers befindet sich die elektrische Klingel, die das Mädchen aus der Küche hereinrufen soll. Es ist dies eine geradezu ideale Einrichtung, die ich nicht genug denen empfehlen kann, die an schlechter Verdauung leiden, da, soviel ich einmal von einem berühmten Naturarzte gehört habe, ein kleiner Arger für den Magen die beste Medizin sein soll. Früher bammelte die Birne dieser Klingel, deren Leitung am Gaskandelaber über dem Tisch aufgehängt war, dem einen oder anderen vor den Augen herum. Schob man sie weg, so flog sie in großen und immer größeren Bogen erst dem Schiebenden, dann dem ihm Gegenübersitzenden näher und immer näher an der Nase vorbei, auch wohl an die Nase heran — besonders wenn sie einem der Kinder vor den Augen gebammelt hatte. Das gab dann stets Anlaß zu bewegter Anklage- und glänzender Verteidigungsrede, da niemals irgend jemand „etwas dafür konnte“. Die Birne war nun einmal nach der Art jener schweren Steine aufgehängt, welche von den russischen Bauern an langen Seilen vor den Löchern hohler Bäume befestigt werden, um Meister Pech zu fangen, der sich nach dem Honig der wilden, darin hausenden Bienen die Lagen leckt. Da empfahl irgendein Pfiffikus meiner Frau, die Klingel doch „einfach“ unter den Tisch legen zu lassen, das sei eine kleine Änderung! Ich nahm diesen Vorschlag zwar mit großem Mißtrauen auf, aber — was will der Mann wollen, wenn die Frau wollen will? Er übe sich in Entsagung und schweige im Hause! Draußen kann er reden, soviel er Lust hat. Doch das Haus ist das Reich des Weibes — und der Handwerker, die zu Hilfe gerufen werden. Sie kamen bald an, um die „kleine Änderung“ vorzunehmen, obwohl sie wenig Zeit und Hilfskräfte zur Verfügung hatten. Zu diesem Zwecke war alles da! Wenn ich Handwerker nur von weitem sehe, kribbelt's mir schon in der Nase, als fliege Schneeberger Schnupftabak in der Luft herum, wie das seinerzeit fast in jeder Gesangsstunde in unserem Gymnasium der Fall war. Ich gehe diesen allzu gerne große Rechnungen schreibenden Unruhe- und Unordnung-Stiftern möglichst aus dem Wege.

Als ich aber den Klingelmenschen ankommen sah, da wurde mir gelb und grün vor den Augen. Sehr Böses schwante mir. Denn er war über die Maßen freundlich, empfahl die geplante Verlegung mit den wärmsten Worten und versicherte, daß es tatsächlich nur eine „kleine Änderung“ sei. Das alles waren mir ganz bedenkliche Anzeichen! Die Folge zeigte leider, daß mein Verdacht nur allzu berechtigt gewesen war. Erst nahmen sie das alte Linoleum auf. Es zerriß. Also mußte es durch ein neues ersetzt werden. Dann wurde der Fußboden aufgerissen — man konnte doch die Klingelschnur nicht auf den Fußboden legen, nein, sie mußte hinein! Endlich wurde mitten in die Stube ein halbbirnenförmiger Holzknopf gesetzt, aus der sich die Klingelschnur in die Höhe zog, und zuletzt wurden am Tische allerhand Eingriffe vorgenommen, damit die Schnur einen Halt hätte. Um die Klingel aber auch dann erreichbar zu machen, wenn der Ausziehtisch seine größte Fläche entfaltet hätte, wurden wieder allerhand Vorrichtungen angebracht. Nachdem sodann neue Dielen ein- und neues Linoleum aufgelegt worden waren, wurde die Erklärung abgegeben, daß „die kleine Änderung“ fertig sei. Der Erfolg? Hm! Die Klingel umbammelt allerdings nicht mehr die Kindernasen. Aber stets kriecht eines aus der Familie unter dem Tische herum, die Klingel zu suchen, die andauernd verlegt ist, als wäre sie ein Damenhandtäschchen! Immer wieder kann man die Frage erschallen hören: „Wo ist wieder die Klingel?“ Dann fahren die Köpfe, die alle zu gleicher Zeit hilfsbereit und gefällig unter den Tisch schauen wollen, mit großem Krachen aneinander, so daß der eine Kopfbesitzer lacht und der andere heult, dann springt ein anderer auf, um sich mit den Füßen in der Klingelschnur wie in Fußangeln zu verwickeln und längelang hinzuschlagen, bis es endlich einem dritten — meist ist es Manni — gelingt, unter dem Tische der ersehnten habhaft zu werden. — O ja, die „kleine Änderung“ ist entschieden probat! Und Frau und Kinder seufzen der am Gaslandelaber bammelnden Birne nach: „Kehre zurück, es ist alles vergeblich“ — meine Frau wegen der Bequemlichkeit, und

die Kinder wegen des Bammelns, das stets so feinen Spaß verursachte. Doch vergeblich ist alles Seufzen, die Vergangenheit wird nicht mehr lebendig und die „kleine Änderung“ war zu groß, als daß sie noch einmal ohne den allerzwingendsten Grund geändert werden könnte.

An der Wand, die dem Erkerfenster gegenüberliegt, steht ein großes Sofa. Es soll sich ganz gemüthlich darin sitzen, behaupten einige Menschen. Ich selbst weiß es nur vom Hörensagen. Denn obwohl sich dies Sofa bereits an die zwanzig Jahre bei uns herumtreibt, so hat es doch niemals Veranlassung dazu gehabt, sich über einen allzu großen von mir ausgeübten Druck zu beklagen. Um so lieber setzen sich Mau, der schwarze Kater, und Peter, der krummbeinige Dackel darauf. Trotzdem es beiden sehr strenge verboten ist. Der Hund hat noch wenigstens soviel Achtung vor unseren Hausherrnrechten, daß er schnell herunterspringt, wenn er die Schritte meiner Frau oder auch die meinigen sich nähern hört. Tritt man ein, so liegt er mit der unschuldigsten Miene der Welt vor dem Ofen, und nur sein hastig klopfender Schwanz und seine verdrehten Augen verraten sein schlechtes Gewissen. Die warme Stelle auf dem Sofa überführt ihn seines Fehltrittes, der durch eine Ohrfeige und Schelten, das er sehr demüthig anhört, gesühnt wird. Doch die Armesündermiene täuschte, und die Reue war nur von kurzer Dauer. Sowie man nämlich draußen ist, so hüpfst auch Peter wieder seelenvergnügt auf den weichen Pfuhl hinauf, ja, es kommt vor, daß er die Vorderpfoten darauf setzt, hilfeslehend sich umschaut und durch leises Weinen die Kinder auffordert, ihm hinaufzuhelfen, damit er sich ja nicht überanstrengt. Und — ist es zu glauben? — seine winselnde Bitte erweicht immer das Herz des einen oder des anderen. Der Kater jedoch zeigt nicht einmal soviel Achtung! Er liegt auf der Sofalehne, die dem Ofen zugekehrt ist — im Sommer hält er sich ständig im Garten auf, wo er eifrig Spazenjagd betreibt — mit einem Gesichte, als hätte er die Philosophie Hegels studiert und nicht verdaut, und blinzelt den Eintretenden überaus gemüthlich an,

„kühl bis ans Herz hinan“. Schmeißt man ihn entrüstet von seinem weichen Lager herunter, so macht er erst einen kreisrunden Katzenbuckel, streckt sich sodann und gähnt endlich, ohne sich jemals die Pfote vor das aufgesperrte Maul zu halten, wie Manni voll Entsetzen feststellt. Dann springt er, als sei nichts geschehen, am entgegengesetzten Ende des Sofas wieder hinauf, kuschelt sich gemüthlich hin, seine Herrschaft mit philosophischer Ruhe anblinzend. Oder aber er nimmt die Gelegenheit wahr und schleicht sich, während die Hausfrau im Wohnzimmer weilt, in die Küche, um zu revidieren, ob auch alles ordentlich aufgeräumt und der Milchtopf an seinem rechten Platze steht, an den er nicht herankann. Sonst kostet er, ob die Milch noch nicht sauer geworden ist, indem er sehr niedlich, aber wenig appetitlich das rechte Borderpfötchen hineintaucht, um es dann mit Behagen abzulecken...

Links neben dem Erkerfenster steht das Klavier. Es ist der mißhandeltste Gegenstand unseres Hauses. Man denke sich acht Kinderhände, also achtzig Finger, die es tagtäglich bearbeiten! Da ist die Älteste. Sie spielt schon einigermaßen. Sogar den Chopinschen Trauermarsch kann sie herunterklopfen. Und da sie im Entwicklungsalter ist, spielt sie ihn mit Vorliebe und Gefühl. — Die Blonde aber rappelt ihr Pensum herunter, und der große Junge hämmert es geradezu ab. Es besteht bei ihm in der Hauptsache noch immer aus der Tonleiter, genau wie in der ersten Woche, da er zu lernen angefangen hat. Dabei behauptet er stets, Musik sei „sein Liebstes“ und heult steinerweichend, wenn er das „Musizieren“ aufgeben soll. Der Kleine aber sucht sich die Töne zusammen, um die Melodien herauszubekommen, die er irgendwo und irgendwann gehört hat. Ihm ist es „zu langweilig“ Tonleiter zu üben... Der Kunstgenuß, der hierbei herauskommt! Nur sehr bedingt ist er schön zu nennen, und man kann es Peter nachfühlen, wenn er hie und da seiner Nüßrung in weichen Molltönen Ausdruck gibt, die mir den Kunstgenuß erhöhen und zweifellos vervollständigen...

Eines Tages hörte ich, oben im Studierzimmer sitzend, eine noch fürchterlichere Musik als gewöhnlich. Es war als ob aus einem Maschinengewehr auf die Tasten geschossen oder Klavier-trommelfeuer eröffnet worden wäre. Der Jubel, der von unten heraufstönte, sagte mir, daß sich die Kinder recht gut vergnügten. Das war verdächtig! Welche Teufelei mochten sie wohl wieder ausgeheckt haben? Wieder erschallte das Tastenmaschinengewehrfeuer, begleitet von einem gesteigerten Jubel. Dann plötzlich tiefe Stille. Aha, denke ich, sie wollen sich durch die allzu laute Freude nicht verraten. Etwas, was nicht sein soll, treiben sie demnach auf alle Fälle. — Leise, damit sie meinen Stuhl nicht rücken hörten — denn das ist für sie das Signal, auszureißen — stand ich auf und schlich mich hinunter, um zu sehen, wer dieses sonderbare Klavierspiel verübte. Was war's? Die Kaze setzten sie auf die Tastatur, worauf Mau mit einer unglaublichen Geschwindigkeit über die Tasten weglief, oben hinaufsprang und wütend herunterzischte. Offenbar gefiel ihm diese Musikmacherei durchaus nicht. Nun kam der Hund an die Reihe. Schwanzwedelnd hatte er die Mißhandlung von Kaze und Klavier mit angesehen und in seiner Dummheit und Gutmütigkeit riß er auch dann noch nicht aus, sondern ließ sich ruhig auf die Tastatur setzen, so unangenehm es ihm auch war, unter seinen Pfoten holde Töne erklingen zu hören. Na, ich habe der Gesellschaft eine Vorlesung gehalten! Dabei soll dann das Instrument Harmonien von sich geben! Und sie kommen mit unschuldigen Mienen an und erklären: „Du, Bati, das Klavier wäre verstimmt, läßt unsere Klavierlehrerin dir sagen; es sollte neu gestimmt werden.“ Kein Wunder! —

Verstimmung! — Nicht nur die Klaviere sind ihr ausgesetzt, nein, auch die Menschen. Und nicht immer hat ein anderer, wie ein Klavierstimmer, den Schlüssel in der Hand, um die Harmonie für Geld und gute Worte mit Leichtigkeit wiederherzustellen. Das erfährt meine Frau gar oft, wenn sie an ihrem Schreibtische sitzt, der an der dem Klavier gegenüberliegenden Wand steht. Sie sitzt da in tiefen Sorgen. Denn sie rechnet.

Rechnet und rechnet am Tage, rechnet und rechnet bis in die tiefe Nacht hinein, wie sie auskomme mit den wenigen Geldern, die ihr zur Befriedigung der vielen Anforderungen zur Verfügung stehen, die das Leben und die Kinder an sie stellen. Da ist der Milchmann und der Kohlenhändler, der Gasman und der Buchhändler, die Geld wollen. Da kommt der Schulgeldonkel und der Steuer—mann. Da sollen Lebensversicherung und Feuerversicherung, Unfall- und die Einbruchversicherung und andere Versicherungen mehr bezahlt werden. Da sind Hefte und Bleistifte, Papier, Federn und Federhalter, Tinte, Gummi und Schulranzen, da sind Schuhe und Kleider, Noten und Saiten... ach, wer zählt alles das auf, was bezahlt werden soll, außer Essen und Trinken — letzteres ist allerdings am billigsten, da wir uns mit dem sehr bekömmlichen „Gänsewein“ begnügen! Geld, Geld, Geld, so geht es den ganzen lieben langen Tag. Und alles soll von dem Pastorengehalt, das doch nicht gerade zu den glänzendsten gehört, bezahlt werden. Freilich, die Bremer Kaufherrn, die von keinem Gehalt zu leben brauchen, die können zum Teil solche Sorgen nicht verstehen, können überhaupt nicht recht begreifen, daß es Menschen gibt, die nur von ihrem Gehalt leben. „Sehen Sie, ich bezahle soviel Kontormiete, wie Sie Gehalt haben“, sagte mir einmal jemand in den ersten Tagen meines Aufenthalts in Bremen. Und damit soll die arme Pfarrfrau nicht nur sich und ihre Familie, sondern auch noch einen nicht unbeträchtlichen Teil von Leuten, die sich dann zur Gemeinde zu zählen beginnen, wenn sie etwas nötig haben, erhalten! Daß sie unter solchen Umständen oft mit trüben Gedanken und seelisch verstimmt an ihrem kleinen, niedlichen Schreibtische sitzt — wer könnte ihr das verdenken? Wenn sich ihr die Haare nicht zeitweise vor Entsetzen sträuben, so ist es nur deshalb, weil ihre Länge sie daran hindert. Ja, ja, die Sorgen der Hausfrau! Wir Männer würdigen sie im allgemeinen zu wenig! „Hier ist mein Gehalt“, sagt der edle Gatte; und auch ich. Was sollte ich wohl anders sagen? Und im Geiste setzte der Edle hinzu: „Nun siehe du

zu, wie du damit auskommst.“ Und auch ich sage dies. Wie die holde Gattin das macht, ja, darüber machen wir Männer uns keinerlei Sorgen, auch nicht darüber, daß das Brot wieder um zwei und die Kartoffeln um drei und die Milch um vier Pfennige und die Butter um fünfzig oder noch mehr Pfennige teurer, und die Kinder wieder um soundso viel Zentimeter länger geworden sind, so daß sie größere Hosen und längere Röcke und eine höhere Schuhnummer und eine größere Menge Nahrung usw. usw. brauchen.

Ich habe jene Männer nie verstehen können, die ihrer Frau nur einen Bruchteil ihres Gehaltes abgeben und sie dann zappeln und betteln lassen, wenn es nicht ausreicht. Denn wann würde es bei einem Beamten reichen? Ich kann mir keine größere Entwürdigung der Frau als Gattin denken, als wenn sie in solcher Weise knapp gehalten und unter eine Haushälterin gesetzt wird — die sich solches nicht gefallen läßt! Alle Lebensfreude wird ihr auf diese Weise geraubt, da sie stets in der Angst lebt, sie könnte nicht auskommen! Die Sorgen sind auch dann groß genug, wenn sie alles verbuttern darf, was der Mann verdient...

Heil, dreimal Heil sei ihr, der Hausfrau, die so oft rechnend und sorgend an ihrem Schreibtische gesessen in tiefsinnige Spekulationen versunken, wie sie wieder ein paar Pfennige hier und ein paar da sparen, wie sie aus einem alten Rock des Vaters ein paar neue Hosen für den Sohn, und aus dem abgelegten Kleide der Mutter eine Bluse für die Tochter bauen könne. Ihre Verdienste wollen wir würdigen, ihren guten Willen und ihre Geschicklichkeit preisen!

Und rechnend und sinnend sitzt sie auch für andere da. Einer will Arbeit verschafft haben, eine andere will stricken; der eine ist am Verhungern und will einen Mittagstisch, die andere soll demnächst niederkommen; Krankheit soll erleichtert, und Sorgen müssen gemindert werden. Wolle soll an Strickerinnen verteilt, und Näharbeiten müssen abgeliefert werden — so geht es den ganzen lieben langen Tag. Darum Heil ihr, der sorgenden

und rechnenden Pfarrfrau! Und wenn sie wieder einmal durch die Sorgen verstimmt sein sollte, wie das Klavier, wenn sich Katzenpfoten und Hundetagen plump und schwer auf seine Tasten legten, so möge sie dies Büchlein nehmen und das „Heil“ lesen, das ihr darin zugerufen ist. Vielleicht wirkt das wie der Schlüssel des Klavierstimmers: die Saiten ihrer Seele zum Wohlklange führend...

Hiermit wollen wir vom Wohnzimmer scheiden und damit zugleich aus dem unteren Stockwerke. Oder sollen wir der Küche erst noch einen Besuch abstatten? Wozu? Sie ist doch nur interessant durch ihre Bewohnerinnen. Ihnen wird ein besonderes Kapitel dieses Buches gewidmet werden, entsprechend ihrer Wichtigkeit und ihrer Würde. „Sum cuique!“ ist unser unentwegter Grundsatz!

Eine Treppe höher

So steigen wir die Treppe hinauf, die in die oberen Räume des Hauses am Weserstrande führt, um nach einigen Stufen auf die Tür zum Lehrsaale zu stoßen, wo ich das hoffnungsvolle Jungbremen, das sich zu Martini hält, in allem, was Religion und Sitte betrifft, unterrichte, nachdem es sich vor der Stunde ordentlich ausgetobt, bzw. soweit es sich aus Vertretern des männlichen Geschlechtes zusammensetzt, auch ausgebrüllt hat.

Oben angelangt starren uns nicht weniger als sechs Türen an. Welche wollen wir zuerst öffnen? Die erste links? Sie führt in das

Badezimmer

hinein, in dem sich jeweils beim großen Familienreinemachen ein buntes Leben und Treiben abspielt. Fröhliches Tauchzen erschallt auf der einen Seite, wenn wieder ein Streich geglückt ist, dem ein wilder Protest auf der anderen Seite folgt. Meist

handelt es sich um die Dusche. Wenn der eine, nichts Böses ahnend, im warmen Wasser der Badewanne seine Künste vorführt, so schleicht sich der andere unbemerkt zum Duschengebel und kehrt ihn um, so daß im nächsten Augenblicke das allzu kühle Raß auf den Rücken des ahnungslosen Künstlers heruntersprüht. Die wunderlichsten Sprünge vollführt er nun und schnappt nach Luft, wie ein aufs Ufer gezogener Karpfen. Dann hält er eine improvisierte, aber trotzdem inhaltsreiche Rede an das versammelte Publikum, in welcher vor allem über Boshaftigkeit und Lücke der Mitmenschen beredete Klagen geführt werden. — Was aber auch alles in der Badewanne gemacht wird! Den „Taucher“ von Schiller führten die beiden Jungen lezthm auf, wobei aber der Kleine der Schlaue und der Große der Dumme war, sintemalen der letztere es war, der den Taucher darstellte. Eine Mohrrübe vertrat den „goldenen Becher“, und weil ihnen der „Grund“ auf den sie hinabgesunken war, nicht tief genug erschien, um sie „unter Lebensgefahr“ mit den Händen herauszuholen — Heldentaten müssen es ja auf alle Fälle sein, die man vollführt! — so sollte der „goldene Becher“ mit den Zähnen gefaßt werden. Der törichte Knabe holte die Mohrrübe vom Boden der Badewanne so oft mit den Zähnen herauf, bis ihm übel wurde. Dann schlich er still in sein Bett, vor das er wohlweislich einen Wassereimer setzte, denn man konnte nicht wissen... Die ganze Nacht und den folgenden Tag war er krank, der Herr „Taucher von Schiller“.

Ein anderes Mal wiederum spielten sie „Weserbrücke und Dampfsschiff“, ein Spiel, das mindestens ebenso vergnüglich und geistreich war, wie das soeben geschilderte. Der eine der Jungen legte sich quer über die Badewanne: er war die Weserbrücke. Der andere kroch pustend und schnaubend, wie sich's für einen richtigen alten Weserdampfer schickt, unter der „Brücke“ durch. Dabei wechselten sie ab, so daß die Brücke nach einigen Durchfahrten Dampfer wurde, und umgekehrt. Eine Weile war es ganz gut gegangen und sie hatten, um Abwechslung in das Spiel zu bringen, eben beschlossen, daß der

Dampfer unter der Brücke jeweils „feste“ tuten müßte, als plötzlich, da der Große Brücke war, diese versagte, und gerade in dem Augenblick in die „Weser“ hinabrutschte, als der „Dampfer“ mächtig tutend darunter durchfuhr. Beide lagen im Wasser übereinander, der Dampfer und die Brücke, und beide schluckten ordentlich von dem edlen Raß, so daß meine Frau, die auf das Getöse, Geheule und Hilfesgeschrei schnell herbeigelaufen kam, regelrechte Rettungsarbeiten ins Werk setzen mußte. Die Wut, mit der nachher der verunglückte Dampfer über die gestürzte Brücke, die des schwärzesten Verrates bezichtigt wurde, herfiel, die kannte keine Grenzen!

Die Mädels wiederum spielten, als sie noch kleiner waren, Nixen und Elfen, auch Walfisch und Jonas und ähnliche „wunderschöne“ Sachen. Das hörte auf, als sie den Dackel bekamen. Dieser ersetzte alle Spielsachen. Sie haben es tatsächlich fertiggebracht, den krummbeinigen Peter in der Badewanne zu baden! Zwar steht zu diesem Zwecke ein Waschzuber im Keller, aber... was tun Kinder nicht alles, wenn man nicht hinter ihnen her ist, wie der Teufel hinter einer armen Judenseele! Der „kleine Süße“, so wird das Vieh kosend genannt, ist nämlich durchaus kein Liebhaber kalter Bäder, und keiner Überredungskunst, nicht einmal einer in die Weser geschleuderten Wurst, an die er zuerst riechen durfte, um von dem süßen Geruche zu unerhörter Heldentat angefeuert zu werden, ist es bisher gelungen, ihn in die kühlen Fluten zu locken. Der „kleine Süße“ muß aber doch sauber sein! So soll die Badewanne Gelegenheit geben, ihn zu reinigen. Dabei ermöglicht sie es auch, ihn schwimmen zu lassen. Die Augen in Todesangst weit aufgerissen, so patscht er mit seinen kurzen Beinchen im Wasser herum, das dünne Schwänzchen herausstreckend wie eine Wasserschildkröte, um, wenn er nach anderthalb Sekunden schnaufend an das andere Ende der Wanne angekommen ist, erbarmungslos gezwungen zu werden, diese entsetzliche Strapaze zu wiederholen. So sehr sie ihren Hund lieben — das Schwimmen im warmen Wasser schenken sie ihm nicht, obwohl es ihm offensichtlich furchtbar

sauer wird, weil — es ihnen selbst ein zu großes Vergnügen bereitet! Bei diesem Punkte scheint sogar das Mitleid mit dem „kleinen Süßen“ aufzuhören.

Das Zimmer der Hausherrin

Die nächste Türe führt in das Zimmer der Hausherrin. Es ist ein kleiner „Kunstsalon“. Man hat hier in der That Gelegenheit, die „Kunstfertigkeit“ der Familie zu bewundern. Ich sagte bereits an irgendeiner Stelle dieser Blätter, daß wir unsere Bilder teilweise selber malten. Wir schreiben auch unsere Bücher selbst, und unsere Plastiken verfertigen wir uns ebenfalls selber an. Von allen diesen Erzeugnissen hat sich meine Frau den Löwenanteil in ihrem Zimmer, das an Größe einem kleinen Tanzsalon gleichkommt, zusammengehamstert. Da hängt an der Wand ein kleines Büchergestell. Alle Schriften, die meiner Feder ihre Entstehung verdanken, kann man hier versammelt finden. Meine „Erstgeburt“ ist da, jene kleine Novellensammlung, die uns soviel Freude und so wenig Geld eingebracht hat. Wie stolz sind wir gewesen, da sie vor ach so vielen Jahren schon im Buchhandel erschien. Wir waren noch nicht miteinander verheiratet, noch nicht einmal „öffentlich“ verlobt. Gerade von der Universität war ich gekommen. Wohlweislich hatte ich mit dieser Veröffentlichung solange gewartet, bis ich die Examina alle hinter mir hatte, da Examinatoren wenig Sinn für solche „Allotria“ zu haben pflegen, obwohl das Manuskript mir längst in den Fingern brannte. — In Straßburg gingen wir an den Schaufenstern der Buchhandlungen vorbei und freuten uns, wenn das gelbe, geschmacklos geheftete Büchlein auslag. Wir wollten auch einmal hören, ob es wohl gekauft würde, gingen hinein und fragten, des Erfolges todsicher, wie es damit wäre — selbstverständlich verschweigend, daß „wir“ es verbrochen hatten. „Ja, was soll ich sagen,“ entgegnete der Buchhändler, „es soll ja ganz nett sein und wird auch nicht schlecht gekauft.“

Aber 's wird eben eine Eintagsfliege sein.“ Wir sahen uns entsetzt an. Unser Buch — eine Eintagsfliege! Das Buch, das so schöne Besprechungen erhalten hatte! Es mußte ja einschlagen! Alle Menschen würden es sich kaufen, zum mindesten alle Bekannten, alle, die immer versicherten, daß sie großes Interesse an uns nähmen. Ach ja, Jugendhoffnungen, Jugendträume! Der Verleger hatte große Mühe, die tausend Exemplare, die er hatte drucken lassen, an den Mann zu bringen. Gewiß interessierten sich die Menschen sehr für das Buch. Aber wozu Geld ausgeben, wozu es kaufen, wenn man ein Bekannter des Schriftstellers ist? Der muß es doch schenken! Oder zum wenigsten — pumpen! Man glaubt nämlich nicht, wie geschmack- und gedankenlos viele, sogar sehr viele Menschen sind. Bücher, in denen die Schriftsteller ihr Bestes niederlegen, behandeln sie als Leihartikel, die sie ohne Scham und Scheu pumpen können, sogar vom Schriftsteller selbst! Das geht bis zur Unanständigkeit. Da sich unter den Lesern dieser Blätter keine solche Banausen oder Pumpgenies finden, oder gar solche, die Bücher nur geschenkt haben wollen, so kann ich solches ruhig aussprechen, ohne fürchten zu müssen, Anstoß zu erregen. — Nur kurze Zeit darauf erschien das zweite Büchlein. Wir waren durch die Enttäuschung, die wir am ersten erlebt hatten, in unseren Hoffnungen schon etwas vorsichtiger geworden. Aber trotzdem erwiesen sich diese noch immer als zu überschwenglich. Mit jedem Buche, das nun erschien, strichen wir etwas von unseren Hoffnungen und kamen dadurch immer mehr in die Nähe der Wirklichkeit... aber trotz allem spinnen wir immer wieder, wenn eines dieser Geisteskinder aus Druckerpresse und Buchbinderkleister heraus das Licht der Welt erblickt, Hoffnungsfäden, die weit, weit hinein in unbekannte Gefilde einer schönen Zukunft führen...

So stehen auf dem Bücherbrette meiner Frau mehr als nur Büchlein und Bücher. Eine Sammlung steht da von Hoffnungen und Enttäuschungen, von vielen Stunden ernster Arbeit und fleißigen Sinnens, ein Stück unserer Herzen und unseres Lebens.

Das können nach meinen Erfahrungen nur diejenigen voll und ganz verstehen, die selbst den Wurf auf dem Gebiete der Schriftstellerei gewagt und darum ebenfalls erlebt haben, was wir erlebten... Haben doch die allerwenigsten Mitglieder der Schriftstellerzunft die Träume ihrer Jugend in Erfüllung gehen sehen, wie überhaupt nur sehr wenige von den Menschen, die den steinigten Pfad der Kunst wandeln: von wilden, großen, dornenstarrenden Hecken ist er umsäumt, darin wenige, kleine, süßduftende Röslein blühen. Nur wenigen ist es vergönnt, Prinz zu sein, dem sich die Rosenhecke öffnet, um Dornröschen zu gewinnen...

Sie einzeln aufzuzählen, die Bändchen und Bücher, die im Laufe der Jahre bei uns entstanden sind — das erübrigt sich. Sie sind auch zum Teile schon im Buchhandel vergriffen. Doch eines Büchleins will ich Erwähnung tun, weil es mir nicht nur große Freude beim Schreiben bereitet hat, sondern uns auch zum Helfer in der Not geworden ist. Könnte man solcher Freunde vergessen? — Ein Umzug stand uns drohend bevor. An und für sich schon eine unangenehme Sache. Aber geradezu verhängnisvoll, wenn es keine Umzugskosten gibt, und wenn die Kasse jene Ebbe aufweist, die zwar bei uns üblich ist, ehe dem aber, da die Einnahmen noch geringer waren als heute, viel empfindlicher war! Was tun? Wir berieten eifrig hin und her. Nichts, aber auch gar nichts wollte uns einfallen. Die Bienenzucht, die brachte nicht viel ein, würde, auch wenn ich die Stöcke verkauft hätte, kaum die dafür gemachten Ausgaben decken. Denn man kauft alles zwar sehr teuer ein; will man jedoch vor einem Umzuge verkaufen, dann will niemand etwas geben. „Er muß es ja doch loswerden“, sagen dann die lieben Mitmenschen, denen die eigene Wohlfahrt so sehr am Herzen liegt, daß sie nichts lieber tun, als die Notlage des anderen auszunutzen. „So muß uns denn die Kaninchenzucht herausreißen!“ Hundertzwanzig Stück große und kleine, Kassetiere sowohl wie gewöhnliche, aber um so fruchtbarere Stallkarnickel waren vorhanden. „Ach, damit wird's genau sein wie mit den

Bienenstöcken! Kassetiere braucht jetzt gerade niemand. Einbringen wird's nichts, für den Umzug gar nichts." Was tun? „Kannst du nicht wieder ein paar Artikel schreiben?“ fragt meine Frau. Wenn wir in jener Zeit Geld brauchten — ich meine, wenn eine Extraausgabe vor der Tür stand, denn wann hätten wir wohl kein Geld gebraucht! — dann schrieb ich wohl einen Artikel oder ein Feuilleton, oder eine Novelle. So z. B. wenn die Hebamme bezahlt werden sollte, die bei uns alljährlich zu tun hatte, oder wenn ein Kinderwagen nötig war, oder eine Reise gemacht werden mußte, oder ähnliche Forderungen an uns herantraten, die nicht im Programm des alltäglichen Daseins standen, für das das Pfarrgehalt mit Mühe und Not eben reichte. — Ein Artikel? So viele Artikel, als notwendig sind, um die zum Umzuge nötige Summe aufzubringen, die kann ich in der kurzen Zeit gar nicht zusammenschreiben! Dann ein Buch! Ach, ein Buch! Was das unter Umständen einbringt! — Aber wir schrieben endlich doch eins. Wozu hatte ich die hundertzwanzig Karnickel gezüchtet? Wozu hatte ich alle die Versuche mit dem Füttern und Tränken und Belegen und dem Unterlegen von Ammen und all dem Zeug gemacht, wenn es nicht ausgenutzt werden sollte? Schreiben wir also ein Buch über die Kaninchenzucht! — Und so geschah es, und so bekamen wir das Geld für unseren Umzug und behielten noch etwas übrig für die notwendigen Neuanschaffungen. Zum Dank für den guten, rettenden Gedanken wollte ich dies Büchlein meiner Frau widmen. Doch da kam ich schön an! Als eine Beleidigung wurde mein freundliches Anerbieten beinahe gewertet, trotzdem ich so viele schöne Bilder von Karnickeln und Ställen selbst dazu gezeichnet hatte... Man würde glauben, so meinte sie, ich wollte hämischerweise auf den reichen Segen an Kinderlein anspielen, der sich in jenen Jahren bei uns einstellte, wenn ich ihr, der Mutter, das Karnickelzuchtbuch widmete... Honny soit, qui mal y pense! —

An den Wänden hängen sodann unsere selbstgemalten Bilder, Versuche freier Stunden, da die Farbenpracht uns trunken ge-

macht und die Formen uns gefangen hatten, so daß wir vermeinten, wir müßten sie auf Pappdeckel bannen — denn zur Leinwand haben wir uns nie aufgeschwungen! Da hängen auch unsere Plaketten, die wir in Plastelina geformt und dann unter Mithilfe der ganzen Familie im Keller in Gips gegossen. Hier genau wie beim Buche: die erste gelungene Arbeit, so wenig sie auch an sich wert ist, hat uns die größte Freude bereitet, die Freude des Entdeckens neuer, bisher unbekannter Gebiete. — Auf Tischchen und Postamenten stehen die anderen plastischen Arbeiten: ein weiblicher Akt, „die Muskeldame“ genannt, weil in dieser Studie die Muskulatur besonders scharf herausgearbeitet wurde, und ein weiblicher Torso, den eine böse Zunge „die Dardanellendame“ getauft hat. Er war in Plastelina ausgeführt, ehe er in Gips gegossen wurde, und da ich nur in meinen mehr als dünn gesäten freien Stunden daran arbeitete, so wurde behauptet, die Plastik würde dann fertig werden, wenn die Engländer die Dardanellen eingenommen hätten. Etwas früher ist der Guß nun doch zustande gekommen!

Ein Totenschädel aus Gips gegossen, ebenfalls eine meiner plastischen Arbeiten, ziert das Tischchen, das neben dem Bette meiner Gattin steht. Niemand, der den Schädel sieht, hält ihn für einen unechten. Mit Farbe und Tonwasser ist er so zugerichtet worden, daß er aussieht, als sei er eben unter dem Maulbeerbaume ausgegraben worden. „Hu, wie können Sie nur so was neben ihr Bett stellen“, wird meine Frau wohl gefragt. Sie lächelt nur daraufhin. Ist ihr doch der Totenschädel ein lieber Freund und Erinnerer geworden. In der That, welch eindringliche Predigten hält ein solcher Zeuge irdischer Vergänglichkeit dem mit dem Herzen lauschenden Menschenkinde: „Nutze die Zeit deines Daseins aus,“ so mahnt er, „noch bist du im schönen, durch sein Leid und seine Freude so inhaltsvollen Leben! Bald kommen Herbst und Winter, bald die Zeit, da du Liebe nicht mehr geben, nicht mehr nehmen kannst. Darum koste beides, Freude und Leid, bis in ihre tiefsten Tiefen aus. Und fürchte dich nicht, dich dann, wenn

deine Stunde kommt, zur Ruhe zu legen, nicht davor, den Weg zu gehen, den Millionen und aber Millionen deiner Väter und Brüder vor dir gegangen sind, die alle den Frieden gefunden haben, den die Welt nicht geben kann, auch nicht die Welt der Liebe und der Lieben!“ Warum sollte man einen solchen stummen und doch so ernststen und geistvollen Prediger, der zudem seine Weisheit niemandem aufdrängt, aus dem Zimmer weisen? Nein, er verrichtet seinen Dienst aufs trefflichste!

Einmal freilich hat er eine Dummheit begangen. Doch war letzten Endes nicht er daran schuld, der stumme Prediger, sondern wir! Das kam so: Ich suchte meine Frau in ihrem Zimmer. Sie war ausgegangen. Ich nahm den Totenschädel in die Hand und betrachtete ihn. Auf einmal kam mir der Gedanke, er würde sich auch tadellos im Bette ausnehmen. Gesagt, getan! Ich schlage die Bettdecke zurück und lege den Totenschädel hinein. Er lag zu tief, ich legte ein Buch unter. Nun sah es tatsächlich aus, als sei er der Kopf eines sich an ihn anschließenden, ins Bett gekrochenen Skelettes. Die Sache machte mir Vergnügen. Ich rief die Kinder herauf: „Seht einmal, wer da im Bette liegt!“ Sie kamen an, bewunderten den „herrlichen“ Aufbau und hatten ihre Freude dran. Wir beschloßen, alles so zu lassen, wie es war, damit Mutti auch etwas davon habe, es ihr aber zu sagen, ehe sie ins Zimmer trete, damit sie ja nicht erschrecke. Mutti hatte draußen sehr viel zu tun gehabt und war erst ganz spät zum Mittagessen gekommen. Sie hatte gerade viel erlebt und im allgemeinen Plaudern und Erzählen dachte niemand mehr an den Totenschädel, der es sich immer noch oben im Bette bequem machte. Nach dem Essen begab sich meine Frau in ihr Zimmer. — Da fällt mir plötzlich der vergessene Schädel ein. „Der Schädel!“ rufe ich den Kindern zu, und so schnell uns die Beine tragen, rennen wir hinauf, um Mutti zu warnen. — Es war zu spät! Als sie ins Zimmer getreten war, hatte sie sich ahnungslos darin umgesehen. Hatte das aufgedeckte Bett erblickt. Was war das? Welche Unordnung! Und als sie näher herantrat, da grinste

der Totenschädel sie kalt und gefühllos an... — Als wir hinaufkamen, weinte und lachte sie durcheinander. Sie war furchtbar erschrocken, hatte aber die Lage sofort erfaßt und sich an der Komik derselben herzlich erfreut... Wir aber, froh des günstigen Ausgangs dieses dummen Scherzes, haben uns gelobt, niemals wieder Totenschädel in die Betten unserer Nebenmenschen zu legen!

Doch fort von diesem Bilde des Vergangenen und der Vergänglichkeit alles Irdischen! Hinein ins Leben, in die lichtvolle Gegenwart! Jenes Fenster dort sei ihr Sinnbild! — Es ist das „Blumenfenster“ meiner Frau.

Auf breitem Fensterbrette stehen Blumen aller Art. Ein kleiner blühender Garten ist hier angelegt worden, der durch seine Lieblichkeit jedweden erfreut, der den kleinen „Tanzsalon“ betritt. Es stehen in Töpfen lebende Blumen, die wachsen, blühen und erfreuen sollen. Ich liebe sie, diese sonnetrinkenden Kinder Floras, weil sie so unsagbar dankbar sind. Mit dem besten, was sie haben, vergelten sie die geringe Pflege und Liebe, die wir ihnen angedeihen lassen; so gern geben sie es, je mehr um so lieber! So wie ein echtes, rechtes, liebendes Weib es hält. Vortrefflich gedeihen die lieblichen Kinder der Natur am Fenster Blumenheck! Im Zimmer ist kein Gasrohr, bekanntlich der Blumen bitterster, ihr heimtückischer, schleichender Feind. Man sieht ihn nicht, man hört ihn nicht, man merkt nicht das geringste von seiner Anwesenheit. Bis es zu spät ist, bis die Blume dahimwelkt, unrettbarem Siechtume verfallen. Ich muß immer an die Verleumdung denken, wenn ich ein solches Gasrohr im Blumenzimmer sehe. Die wirkt ähnlich...

Nur auf die „Schwiegermütter“ nicht, jene bekannten dankbaren Blattpflanzen. Die halten alles aus. Selbst Gasrohre. Womit ich aber durchaus nichts gegen die ehrsame Zunft der menschlichen Schwiegermütter gesagt haben will... Außer diesen Topfpflanzen stehen noch andere Blumen ständig am Fenster. Arme, abgeschnittene, dem Verderben geweihte Pflanzen! Die sich kümmerlich von Wasser nähren müssen, um nicht allzubald,

vor ihrer Zeit, die farbfrohen Blütenblätter weß niederhängen zu lassen, um nur einige Tage, wenige Stunden länger Sonnenlicht und Leben trinken zu können, wenn es auch nur in einem armseligen, traurigen, wurzel- und ziellosen Dasein ist. Es beschleicht mich immer ein wehmütiges Gefühl, wenn ich sie im Wasser stehen sehe, die armen, süßen Kinder der Matten und des Gartens! Dasselbe Gefühl ist es, das mich beschleicht, wenn ich am Schmerzenslager eines hoffnungslos kranken Menschen stehe, dessen Auge nur noch durch Anwendung künstlicher Mittel ein paar armselige Tage länger das Sonnenlicht trinken darf... Nur daß es hier die tränenreiche Liebe bangender Herzen ist, die das fliehende Leben festhalten will, während es dort die Eigenliebe war, die den Blumen die Wurzel nahm, und ihnen dafür Wasser gab und frühzeitigen Tod. Und ist doch etwas so schönes, ein Blumenstrauß! Und etwas so Sinniges, ein Blümlein zu schenken! Ein feinsinniger, billiger Luxus. Kein Wunder, daß das Frauenherz so sehr an ihm hängt. „Ich kann alles von meinem Manne haben, was zur Wirtschaft nötig ist, wessen ich für Kleidung und Essen bedarf. Er ist gut zu mir in jeder Weise! Aber — ein Blümlein hat er mir noch nie geschenkt. Ach, daran denkt er nicht.“ So sagte mir einst ein Weib, das in einer nach Ansicht der Welt sehr glücklichen Ehe lebte. Die Klage, die in solchen Worten liegt, kann nur ein Herz verstehen, das Blumen liebt und das, was blumig und duftig ist... Es kommt wohl auch vor, daß im Frühling oder im Sommer, wenn die Morgensonne auf dem Blumenheck liegt, ein Falter ins Zimmer hereintaumelt und sich einen Augenblick auf einer der Blumen niederläßt. Er ist wohl vom Werder herübergekommen, wo er gedankenlos in toller Lebenslust, ohne links oder rechts zu schauen, umhertaumelte, bis der Wind kam und ihn über die Weser trieb. Nun ist der arme Verschlagene froh, ein Plätzchen zu finden, da er einen Augenblick seine müden Schwingen ausruhen kann. Uns bietet er durch sein Unglück ein wonniges Bild, das wir mit Freude, andächtig beinahe, betrachten... bis nach einer kleinen Weile die Sehnsucht unseren

kleinen, buntgeflügelten Gast weitertreibt. In die Lüfte erhebt er sich mit neuem Mute, und bald ist er unseren Blicken entflattert. Unruhvolle Gesellen, diese Falter! Gerade wie Menschenseelen, die Blumen und Sonne lieben und suchen, die den dunklen, schweren Wolken entgehen wollen, die drückend über ihnen dahinschweben — um vom Sturme des Schicksals verschlagen zu werden, ohne aber jemals den Mut zu verlieren! Ach, wenn man sich wie ein Falter vom Winde tragen lassen könnte, bis man Blumen findet, die sinnige Ruhe und labenden Nektar und neuen Mut bieten! Doch wie oft ist es anders! Wie oft muß der Mensch an seinem Platze bleiben und die dunklen Wolken über sich weg ziehen lassen, ohne sich fort tragen lassen zu dürfen in blumige Gefilde, muß dabei den Gedanken ständig denken: „Nun kann der Blitz, der verborgen in diesen schweren Wolkenmassen lauert, herniederzucken!“ ... Dann gleicht der Mensch der still sterbenden Blume im Wasserglase...

Das lehrt uns der Liegestuhl, der seit Jahren vor dem Blumenfenster steht und bald mehr, bald weniger in Gebrauch ist. Ach, bange Stunden sind's gewesen, da er angeschafft werden mußte... und doch lagen die allerschlimmsten bereits hinter uns. Krankheit war eingekehrt in das Haus am Weserstrande und hatte unseren Herzen tiefe Wunden geschlagen... „Die des Hauses Mutter“ ist, die hatte es in seine Klauen genommen, dies herzenfressende, kammerschaffende Raubtier! Doch Menschenwissen und Liebe und Wille zum Leben und die göttlichen und zugleich natürlichen Kräfte, die wachgerufen wurden, entriß ihm seine Beute. Gehört es nicht zu den schwersten Augenblicken im Menschenleben, am Krankenlager eines lieben Menschen stehen zu müssen, ohne helfen zu können? Das drückende Gefühl im Herzen zu tragen von der eigenen und allgemeinen Menschenohnmacht? Was, was kann man tun? Ach, nichts! Nichts, als die Rissen glätten oder aufschütteln, die Hand reichen und drücken... kurz, Liebesdienste erweisen, die — man fühlt es so entsetzlich deutlich — demjenigen gleichen, den man der abgeschnittenen Blume erweist, wenn man ihr

Wasser gibt!... Und doch! Man kann noch mehr tun! Man kann dem Kranken das geben, was auch der Blume Erquickung bringt: Sonne! Trübe willst du schauen am Krankenbette? Geh fort, du passdest nicht dahin! Alles andere sollst du bringen, magst du geben, nur keine Trübsal! Sondern lachen sollst du und freundlich schauen, wenn's dem eigenen Herzen auch weh tut, und erzählen, wie komisch sie's treiben draußen in der Welt, die Gesunden, die ihre Kraft und Gesundheit und Liebe auf so unsagbar törichte Weise verschwenden und meinen, das sei Glück; und nicht wissen, daß Glück einzig und allein in der stillen Stunde liegt... „so, wie wir jetzt eine stille Stunde miteinander verleben, du und ich, der Kranke und der Gesunde...“, eine Stunde, da die Herzen im Gleichklang stehen, wo sie warm füreinander schlagen, wo sie einander das Beste geben, was sie zu geben haben: festen, heiligen Willen, den anderen glücklich zu machen, und darin das eigene Glück zu finden: „Gib acht, wenn du wieder gesund bist! Nun haben wir gelernt, die Stunden zu genießen! Gelernt für jede Minute dem Schicksale dankbar zu sein, die wir zusammen verleben dürfen... Schau, daß wir dies gelernt haben, das ist schon eine Krankheit wert...“

Dies ist Sonne! Ist Medizin für den Kranken. Jeder kann sie verabfolgen, der ein Herz hat und darum weiß, daß Blumen den Menschen erfreuen, auch Geistes- und Herzensblumen...

Ich kann aus eigener Erfahrung reden! Denn auch mich hat der Liegestuhl beherbergt. Was waren es für Tage, die ich auf ihm verlebte? Häßliche oder schöne? Schwer waren sie! Denn schwer ist es immer, liebe Menschen in Kummer zu sehen, auch wenn sie keine Trübsal blasen, sondern uns Sonne geben, wie das die Menschen um mich herum getan haben. Darum sind sie trotz allem schön gewesen, diese Tage, die ich auf dem Liegestuhl verbringen mußte. Vieles haben sie mir gegeben! Ich habe einmal das ernste Mißfallen einer Dame erregt. Als sie mich nämlich ob meines langen Krankseins bedauerte, sagte ich ihr, nichts Schlimmes ahnend, daß ich jene Tage unter die

allerschönsten meines Daseins zählte. Da meinte sie, ich wollte sie anulken. Und es war mir doch heiliger Ernst mit meinen Worten! — Ich hatte krank gelegen. Viele große Ereignisse waren an mir vorübergebraust. Tatlos hatte ich sie vorüber-eilen sehen. Leidend? Gewiß! Körperlich. Geistig jedoch genießend. Genießend ein Glück, das mir bis dahin unbekannt gewesen war: das der vollkommenen Ruhe und der Muße. Ich konnte mit mir selbst lange und ununterbrochen reden, konnte meinem Herzen lauschen, ohne daß der rasselnde Fernsprecher störte, oder das Mädchen, das Herrn K. oder Frau V. anmeldete, die mich dringend in „eigener Angelegenheit“ zu sprechen wünschten... Ich betrachtete die Ereignisse. Nicht teilnahmslos, aber, ihrer unmittelbaren Einwirkung entrückt, wie aus weiter Entfernung heraus... Da verwandelten sie sich vor meinen Augen in Lustspiele, in Possen, in Grotesken. Auch in Trauerspiele. Es kam mir vor, als seien die Menschen Figuren im großen Puppentheater des ewigen Werdens durch unsichtbare Drähte von verborgener Stelle aus in sicherer, zielbewußter Regie geleitet. Das ebenso eigenartige wie schöne Wort Nietzsches lernte ich damals recht verstehen: „Solchen Menschen, die mich etwas angehen, wünsche ich Leiden, Verlassenheit, Mißhandlung... Ich habe kein Mitleid mit ihnen, weil ich ihnen das einzige wünsche, was heute beweisen kann, ob einer Wert hat oder nicht — daß er standhält!...“ —

Nun haben wir uns lange genug im Zimmer der Hausherrin aufgehalten. Durch seine Türe rechts hindurch kommen wir ins

Schlafzimmer

Viel ist da nicht zu berichten! So einfach ist seine Ausstattung, daß sie die Möglichkeit, irgendwelche Betrachtungen daran zu knüpfen, nicht gibt. Doch ist's ein schöner Raum. Seine Fenster schauen auf den Weserstrom hinab, dessen leises Rauschen in stillen Nächten durch die Fenster hereinflutet. Der Mond schaut gerne herein, wenn er am Himmel erscheint, und auch die Sterne

möchten wissen, wovon die müden Schläfer träumen. Wovon? Wovon sie alle träumen! Alle! Von Seligkeit, von Glück...

Ich kann nicht begreifen, daß viele Menschen kleine, unansehnliche Räume als Schlafzimmer benutzen. Ich meine, der gesunde Menschenverstand müßte jedermann das Gegentheil anraten. Bringt man doch einen verhältnismäßig großen Teil seines Daseins im Schlafzimmer zu. — Der schönste Raum muß es sein! Ihn müßten schon solche Menschen wählen, die ihre Arbeitsstätte im Hause selbst haben, wie es z. B. bei mir in der Hauptsache der Fall ist. Ganz besonders aber diejenigen, die außerhalb des Hauses arbeiten, in Fabriken, in Kontoren, oder sonstwo, und darum erst recht vor anderen Räumen das Schlafzimmer bewohnen. Und wie ist es, wenn Tage des Unwohlseins, der Krankheit kommen? Soll man diese ganze, oft kritische Zeit im ungemütlichsten Zimmer des Hauses zubringen? Aus demselben Grunde sollten die Schlafzimmer auch am geschmackvollsten von allen Räumen ausgestattet sein. In weichen, kunstvoll gemusterten Teppichen müßte der nackte Fuß versinken, wenn er zum Lager hinschreitet. Große Spiegel sollten die Schönheit des Körpers widerspiegeln, der in der unvergleichlichen Harmonie seiner Teile das Meisterwerk der Natur ist. Der Blick müßte, ehe er sich zum Schlummer schließt, voll Entzücken ruhen können auf einer lichtvollen, freudig stimmenden Tapete, die auch dem Erwachenden durch die reiche Mannigfaltigkeit froher Schönheit in Muster und Farbe gleich am frühen Morgen eine heitere Stimmung verleihe, die noch vertieft würde durch den Anblick ausgewählter Meisterwerke der Malkunst und der Bildhauerei. Kühles Wasser sollte sprudeln in marmornem Becken — kurz, gerade dem Schlafzimmer müßte eine Ausstattung eignen, die durch ihre ausgesuchte Schönheit die Heiterkeit der Seele und ihre Harmonie fördert. Statt dessen ist sie im allgemeinen die jammervollste des ganzen Hauses. Alte, abgetretene Teppiche, die man im „guten Zimmer“ oder auch in der Wohnstube nicht mehr haben will — natürlich in der Hauptsache um der fremden Menschen willen, die herein-

kommen — sind für das Schlafzimmer noch lange gut genug, und auch die Tapete braucht nicht erstklassig zu sein. Es ist ja „nur“ das Schlafzimmer!

Ich kann freilich nicht behaupten, daß unser Schlafzimmer nach den angeführten Grundsätzen ausgestattet ist. Aber wohl-gemerkt: nicht weil wir nicht wollen, sondern weil wir nicht können. Statt weicher Teppiche haben wir zu oft Kinder-bettchen ins Schlafzimmer stellen müssen, und anstatt uns an hohen Spiegeln zu freuen, haben wir die Ärzte aus- und ein-gehen sehen. Zudem ist es im lieben Deutschland noch immer so, daß Leute, die ihre Kinder zu tüchtigen Mitgliedern der mensch-lichen Gesellschaft und guten Staatsbürgern erziehen wollen und sie deshalb auf die besten Schulen schicken, um ihnen eine gediegene Bildung zu verschaffen, dafür am Geldbeutel übel gestraft werden! Auch indirekte Steuern müssen sie naturgemäß verhältnismäßig mehr zahlen als andere, die weniger oder gar keine Kinder haben und ihr Geld in Aktienunternehmungen, schönem Hausgerät, Kunstwerken, Wein und Braten anlegen können! — Wenn aber einmal der „Dunkel Geldbriefträger“ ins Haus kommen wird, um etwas Nichtiges zu bringen, statt wie jetzt, in der Hauptsache zu holen, dann, ha, dann wird's anders werden! Dann lasse ich zuerst die dunkeltraurige, nach Beamtenwohnung riechende Tapete herunterreißen, und statt ihrer eine mit großen roten, blauen und gelben Blumen, nebst dem entsprechenden Grün ankleben. Dann laß ich sogar das selbst-gemalte Bild, das die Wand auch dieses Zimmers ziert, auf den Boden hinaufbringen und mir von einem unserer Maler-freunde ein Meisterwerk malen, dann... o, ich habe noch viele, viele Pläne, die im Schlafzimmer zur Ausführung gebracht werden sollen, die ich hier nicht aufzählen kann. Und auch nicht will! —

Aus diesem Zimmer, das wunderbar schön und herrlich sein sollte, leider ohne es wirklich zu sein, trotz unseres guten Willens, kommen wir in das danebenliegende

Schlafzimmer unserer Jungs

Ein kleiner Raum nur, so groß wie das „Schweineeställchen“, über dem dies „Ställchen“ gelegen ist. Auch es ist sehr einfach ausgestattet: zwei schlichte eiserne Bettstellen, ein Waschtisch, zwei Stühle, an den Wänden einige Bilder, die die Jungs zum Teil selbst aus illustrierten Zeitschriften herausgeschnitten haben, in der Hauptsache natürlich See- und Soldatenstücke. Was brauchen die zwei auch mehr? Den ganzen Vormittag sind sie in der Schule, und die Nachmittage treiben sie sich, sowie sie mit den Schularbeiten im „Schweineeställchen“ fertig geworden sind, im ganzen Hause und im Garten herum. Denn alles, was ihnen erreichbar ist, ist ihr Revier. Sie glauben ein unbeschränktes Recht darauf zu haben. Und hat man sie aus einem Raum herausgeworfen, so ziehen sie kreuzvergnügt in einen anderen hinein, bis man sie auch hier wieder herauswirft. Das nehmen sie gar nicht krumm, finden es vielmehr ganz selbstverständlich. Haben sie doch immerzu ein schlechtes Gewissen in betreff dessen, was sie da, wo sie sich eben befinden, angestellt haben können. Etwas ist ja immer los! Darum freuen sie sich und sind geradezu dankbaren Gemüthes, wenn sie nur hinausgeschmissen werden und nicht noch ein Donnerwetter auf die allzeit schuldbewußten Häupter niedersaust. — In diesem Schlafzimmer steht ein großes Waschbecken, das für eine halbe Kompagnie Schipper ausreichen würde, aber für die Reinigung der beiden durchaus nicht zu groß ist; denn eine gründliche Säuberung ist immer notwendig bei Jungs, die „schön spielen“. Und unsere spielen immer „schön“, sei's auch nur mit Regenwürmern, die sie exerzieren, oder mit Mauerasseln, die sie turnen lassen, oder sei es, daß sie „Häuschen“ im Garten bauen, oder Stübchen oben auf dem staubigen Boden einrichten, und meine Frau ist immer wie der Satan hinter ihnen her, daß sie nicht schnell allzuviel ruinieren und sich nicht allzu große Löcher in Hosen und Finger, in Jacken und Köpfe reißen. Aufpassen muß man auch auf die Brüder, daß sie

nicht vergessen Zähne zu putzen und Haare zu bürsten; denn noch sind sie nicht allzu anspruchsvoll in ihrer Toilette. Das wird erst kommen, wenn sie dem anderen Geschlechte gefallen wollen, bewußt oder unbewußt...

Es ist jedesmal eine Erlösung für die übrigen Hausbewohner, wenn die beiden in ihren eisernen Betten liegen. Doch auch dann kann man sich noch nicht der Illusion hingeben, daß ihr Tätigkeitsdrang wirklich auf Stunden erloschen sei. Gibt man nicht scharf acht, so kann man erleben, daß sie das Bauen von Schützengräben, das im Garten durch das Zubettgehen unterbrochen wurde, noch „ganz schnell“ in den Betten fortsetzen, auch wohl mit Rissen regelrechte Kanonaden eröffnen — bis ein allzu kühner Wurf eines großen Geschosses, sein Ziel verfehlend, in das große Waschbecken oder in einen anderen Wasserbehälter, dessen Namen wir nicht nennen wollen, hineinfliegt. Dann ist's entweder keiner gewesen, oder es hat, wenn der Sünder reumütig den fehlerhaften Wurf eingesteht, immer der „andere“ „angefangen“ und das unschuldige Lämmlein verführt. — Oder sie bauen sich „Häuschen“ in ihren Betten. Zu diesem Zweck rücken sie ihre Stühle, die sie vorher von den darauf liegenden Kleidern „gesäubert“ haben, dicht an das Bett heran und legen die eine Seite der Decken darauf, so daß sie in einem Hohlraum liegen. Dann lachen und jubeln sie, trotz eifrigen Strebens, recht leise zu sein — wann wäre eine echte Jungenfreude jemals leise? — so laut, daß es Bati, trotz aller Mühe, die er sich gibt, nichts zu hören, doch vernimmt, aus seinem Studierzimmer kommt und den Übermütigen „eins herunterreißt“. Denn Batis

Studierzimmer

liegt — eine sehr weise Einrichtung fürwahr! — dicht neben dem Schlafzimmer seiner Buben! Jeder, der es betritt, sieht sich zu der unbestreitbaren Behauptung veranlaßt, daß es das schönstgelegene Zimmer im Hause am Weserstrande sei. Das

eine Fenster, an das sich der Schreibtisch anlehnt, schaut in den Garten hinein und über die Weser hin, die man mit den Blicken bis fast zur Eisenbahnbrücke hin verfolgen kann. Das andere, zu einem großen Erker ausgebuchtet, läßt uns nicht nur den Weserstrand mit allem, was sich da abspielt, sehen, sondern auch den ganzen Fluß zwischen den beiden Brücken. Der Erker ist abgeschlossen durch eine große Glastüre, und dieser Raum heißt „die Kotelierstube“. Das hat mit „Kotelette“ nichts zu tun. Soll vielmehr „Modellierstube“ heißen. Denn da ich eine Zeitlang die Geräte zum Modellieren und die noch unfertigen plastischen Arbeiten darin aufbewahrte, so gab ihm der Jüngste, dem entschieden sprachbildendes Talent zuzusprechen ist, diesen Namen, der seitdem in Geltung ist. Es liegen Pinsel und Palette und Farben darin, Bleirohre zum Versteifen des modellierten Thones und Pappe zum Malen, Plastelina zum Kneten und Zirkel zum Messen, kurz, gar viele Dinge, die des Interesses und der Betastung Mannis gewiß sein können. Das Studierzimmer selbst? Keine Diplomantische und Klubessel findest du darin. Alle Möbel sind einfach, fast bis zur Nüchternheit. Doch an den Wänden, da hängen schöne Bilder und Radierungen, zum Teil Geschenke der Künstler selbst und darum doppelt lieb und wertvoll, Aquarelle und Ölbilder, vor allem das Prachtstück: „Die Memnonkolosse“, ein echter Schmiegelow. Aus blaunächtigem Hintergrunde heraus schauen sie in den dunkelblauen, ruhig dahinfließenden Nil, in dem der Mond sich silbernspiegelt; ein liebes Bild großer Vergangenheit, die aus ihrem Dämmerseine heraus verwundert in das Zimmer dessen hineinschaut, der die Gegenwart durchaus bejaht und sie als Arbeitsstätte der Zukunft betrachtet.

Ein anderes Stück, schon seiner Herkunft wegen bemerkenswert, ist eine tadellose Radierung, zugleich ein Geschenk des Herrn Jean Jacques Walz, genannt der „Hansi“. In Kolmar war's, wo ich ihn kennenlernte. Ein verdrehter Kerl war er damals schon, der nachmalige Vaterlandsverräter, der kurz vor Beginn des Weltkrieges nach Frankreich auskniff, nachdem er wegen der

Abfassung eines Buches, das von Haß und Gemeinheit gegen alles Deutsche geradezu triefte, zu einer mehrmonatlichen Gefängnisstrafe verurteilt worden war. Damals, als ich ihn kennenlernte, konnte man von solchem blödsinnigen Deutschenhaß nichts weiter merken, als daß er gern über die „Schwoben“ loszog — wie im Elsaß die Reichsdeutschen spöttisch genannt werden. Wer hätte aber geglaubt, daß es dem dicknackigen, schiefen Jean Jacques, den man mehr oder weniger als verschrobenen Sonderling belächelte, mit seinem Schimpfen so bitter ernst sei? Haben doch die Elsässer jederzeit gern auf die deutsche Verwaltung und auf die „verkaibten Schwoben“ gescholten, wenn ihnen irgend etwas im Lande nicht paßte, ohne daß sie es im allgemeinen so böse meinten, wie man es auf dem anderen Ufer des Rheins wohl annahm. Andererseits war es aber auch ebenso überflüssig wie charakterlos, daß gerade solche gewerbsmäßigen Heßer, wie Sr. Hochwürden Monsieur l'Abbé Wetterlé und der vénérable Monsieur le Maire Blumenthal es waren, von gewissen Alt-Deutschen in der unglaublichsten Weise jahrelang überschätzt, gehätschelt und verehrt wurden! Als ich seinerzeit als allererster den Kampf gegen Blumenthal mit aller Schärfe aufnahm, da ich sein gemeingefährliches Treiben durchschaut hatte, da zeterte und schrie alles gegen mich an! — Jean Jacques Walz ist mir damals ein wertvoller Mitarbeiter gewesen. Wenn ich für die Illnummern, die ich regelmäßig zu Fastnacht und zum ersten April meiner Zeitung beilegte, eine recht giftige Karikatur eines politischen Gegners brauchte, dann rief sich Jean Jacques vor Vergnügen die Hände, und sein Mephistogeficht wurde fast schön vor Häßlichkeit. Es war ihm ganz gleich, wen er verulkte, ob's ein Klerikaler war oder ein anderer, wie er auch ruhig, obwohl Protestant, bald mit den Klerikalen lief, bald mit den Demokraten, wie sich's gerade traf; er nahm das alles nicht so sehr genau! Aus Dankbarkeit dafür, daß er seine giftigen Karikaturen bei mir los wurde, hat er mir die schöne Radierung verehrt, die das unbestreitbare Talent dieses unglücklichen Giftnickels klar erkennen läßt.

Auch ein Bild des Altmeisters Häckel, des vielgelästerten und vielgepriesenen Mannes, das er mir selbst verehrt hat, hängt in meinem Studierzimmer. Denn ich schätze ihn sehr hoch, den großen Naturforscher! Nicht nur als den erfolgreichen Gelehrten und tiefen Geist, sondern vor allem als den Menschen, der den Mut hat, neue Wege nicht nur zu suchen, weil die alten ihm ungangbar erscheinen, sondern auch selbst zu gehen, ohne Scheu vor der Mitmenschen bösem Gerede und schwerer Feindschaft. Ach, man findet fürwahr solches nicht so oft in unserer Zeit, daß man den nicht anstaunen müßte, der den Mut zu diesem Handeln hat! Und mag auch vieles fehlerhaft sein, von dem, was er in seinen philosophischen Schriften geschrieben — er hat in ihnen doch Tausenden und aber Tausenden den Anstoß gegeben, sich mit den Fragen der Weltanschauung zu befassen, die ohne dies niemals zum Nachdenken darüber gekommen wären! Ein Prophet ist er, der den Menschen neue Wege gewiesen hat, wenn sich auch — wie könnte es wohl anders sein? — manche von den Pfaden, die er durch Od- und Neuland hindurchführte, später als ungangbar erwiesen haben. Ehre, wem Ehre gebührt! —

Über dem Schreibtische hängt in schmucklosem, leinölbestrichenem Holzrahmen ein einfacher Zweifarbendruck. Zwei Hände stellt er dar. Kräftig und stark führen sie eine Pflugschar, die Neuland pflügend dem tiefen Dunkel des Hintergrundes entweicht, um ins helle Licht des Vordergrundes einzudringen, in dem die schönen Worte des englischen Philosophen Carlyle leuchten: „Arbeiten und nicht verzweifeln!“

Ja, schöne Worte sind's. In manchen schweren Stunden haben sie mir Trost und Stärke gegeben. Denn oft schon überkam mich am Schreibtische sitzend oder auch in Versammlungen für die Mitmenschen arbeitend, jene Stimmung, welche auch größere Geister, die Propheten Israels z. B., bewegte Klagen darüber anstimmen ließ, daß ihre Worte wie in weitem, leeren Raume wirkungslos verhallten. Es gehört tatsächlich eine große Entsagungsfähigkeit dazu, unermüdlich sein Bestes zu geben, ohne

daß sich die Menschen, gedanken- und interesselos, wie allzu viele sind, die Mühe machten, sich um die Arbeit zu kümmern, die für sie geleistet wird, die sie womöglich gar selbst angeregt haben! Leider kommt solches im Berufe des Großstadtpfarrers sehr häufig vor, vor allem, wenn er eine Gemeinde von Leuten hat, die sich zwar mit Stolz moderne und freie Menschen nennen, ihr modernes Menschentum und ihre Freiheit jedoch zu einem Teile lediglich im Abwerfen des Alten sehen, nicht aber in der Verpflichtung, Neues aufzubauen!

Sehen wir uns nunmehr den Schreibtisch an! Das Urtheil wird lauten: Es ist nichts Besonderes daran. „Im Gegentheil“, könnte man beinahe sagen; alt ist er und verkrast und unmodern. — Und doch ist er mir ans Herz gewachsen. Oft schon hat ihn meine Frau durch einen Diplomatschreibtisch ersetzen wollen, der sich in dem schönen Zimmer zweifellos „feudaler“ ausnehmen würde. Doch ich habe stets mit Erfolg ein gutes Wort für den alten Gefellen eingelegt. Zu gleicher Zeit mit mir kam er in meiner ersten Pfarrei an. Aber ach, er hatte nur noch drei Beine! Das vierte war ihm in der Eisenbahn durch der Menschen Unachtsamkeit abgebrochen worden. Natürlich war's keiner gewesen! So mußte er nochmals die Reise nach Straßburg zurücklegen, um endlich mit vier regelrechten heilen Beinen wieder anzukommen. Wer's bezahlt hat, weiß ich heute noch nicht; ich jedenfalls nicht! Seitdem hat mir der Schreibtisch in rührender Treue seine Platte für alles dargeboten, was ich verfaßt habe, und auch diese Blätter sind auf ihm geschrieben worden. Seine Schubladen bergen nicht nur Dinge, die dem Schreibenden selbst notwendig und angenehm sind, sondern auch solche, nach denen ein Kinderherz, vor allem das eines echten Jungen, geradezu lechzt. Man denke: unter anderem befinden sich ein farbiger Kneifer und eine dunkle Brille darin! Bereitet es der Jugend nicht ein auserlesenes Vergnügen, mit solchen Gläsern auf der Nase in der Welt herumzulaufen — wie sie ja überhaupt durch rosenrote Brillen alles betrachtet? Wenn ich meinen Knaben eine große Freude bereiten will, so öffne

ich die Schublade und setze dem einen die Brille und dem anderen den Kneifer auf. Dann stolzieren sie im Hause herum, wie Störche im Salat und tragen die Nasen so hoch wie ein verschuldeter Baron. Auch Schnüre finden sich in dem Schubladen. Schnüre sind ein Artikel, der bei Jungen ebenso begehrt ist wie bei den Feldgrauen eine wirksame Läusesalbe oder bei Reuter eine faustdicke Lüge über Deutschland. — O, wie sie, die Kinder, die Hälse recken, wenn ich die Schublade öffne oder gar ausräume! Da liegt der Kirchenstempel. Nein, damit darf nicht gespielt werden! Habe ich aber das Zimmer auf einen Augenblick verlassen, so kann ich sicher sein, bei meiner Rückkehr meinen hoffnungsvollen Nachwuchs mit blauen Stempelzeichen auf der Stirne, der Nase und den an sich schon fast immer dunkelfarbigem Pfoten zu finden. Um meiner Frau auch einen Genuß zu verschaffen, schicke ich die Gestempelten zu ihr. Die Freude ist dann stets entsprechend! — Früher lagen auch eine Anzahl neuer Bleistifte frei in der Schublade. Jetzt habe ich sie jedoch eingeschlossen. Hatte ich eben erst ein Duzend gekauft — nach etlichen Tagen war es bestimmt verschwunden. Alle hatten gerade Bleistifte dringend nötig gehabt und sich aus der Schublade „geklaut“, da ich sonderbarerweise immer dann, wenn sie ihrer so dringend bedurften, zufällig nicht anwesend war. Und warten hatten sie doch nicht können! Oder hätten sie etwa ihre Aufgaben nicht rechtzeitig fertigstellen, hätten sie gar die sich zufällig einstellende Stimmung zum Zeichnen ungenutzt verfliegen lassen sollen? Wer könnte das verlangen? Vati gewiß nicht! — Dann ist eine Schublade da, in der das Schreibpapier aufbewahrt wird. In den verschiedensten Formaten und in großer Menge. Brauchen wir doch davon ungewöhnlich viel. Das eine der Kinder will zeichnen, das andere will malen, das dritte schreiben und das vierte dichten. Deshalb reiße ich von allem Papier, das mir in die Finger fällt, das beschreibungsfähige Stück, ob groß oder ganz klein, ab und stecke es in die Schreibtischschublade. So läßt sich der Bedarf der Familie decken, ohne daß ich an den Bettelstab komme.

Neben dem Schreibtische steht der Papierkorb, der niemals leer wird. Er bietet besonders unserem Manni Gelegenheit, seinen Forschungstrieb rege zu betätigen. Was alles einem solchen Jungen wertvoll erscheint, ist nicht zu glauben! Farbige Brieffäclein und bunte Drucksachen, Papierschnitzel und Schnurstücke — alles wird herausgesucht und findet Verwendung bei seinen kindlichen Arbeiten. Sogar der Papierkorb selbst sollte einmal benutzt werden, um „Huhn“ zu spielen. Nachdem Manni den ganzen Inhalt desselben auf den Teppich im Studierzimmer ausgeräumt hatte, stülpte er ihn über den Kopf und rief: „Kikeriki! Bati, jetzt bin ich ein Gockelhahn, wo im Korb sitzt.“ — „Hahn im Korb“ — was ein Häkchen werden will... usw. Sein Krähen schallte durch das ganze Haus, ertönte auch bald im Garten. Nicht einmal ein plötzlich einsetzender Regen vermochte des Herrn Gockelhahns Begeisterung für dies „herrliche“ Spiel abzukühlen, geschweige denn ihn aus dem Garten zu vertreiben. Er war ja durch den Korb geschützt! Doch das dicke Ende kam in diesem Falle nach. Ich hatte einen Tintenstift in den Papierkorb hineingespißt, die pulverisierten Abfälle gerieten in Mannis langes, blondes Lockenhaar, der Regen fiel darauf, und bald konnten wir unseren Jüngsten mit blauen Haaren bewundern! Acht Tage lang hat meine Frau sich mit Kamm, Bürste, Seife und vielen anderen Mitteln abgemüht, dem Ritter Blauhaar wieder zu hellblonden Locken zu verhelfen!

Noch ein Stück muß ich erwähnen, das im Studierzimmer steht. Das ist unser altes Ledersofa. Diesen Namen führt es allerdings nur euphemistisch. Denn in Wirklichkeit ist es mit schwarzem Wachstuch überzogen. Ein altes Erbstück, in dem es sich „zu gemütlich“ sitzt, wie die Bekannten behaupten, die dies tun. Ach, so mancher hat schon drin gesessen, der in guten und in bösen Tagen zu mir kam. So z. B. jener Selbstmordkandidat, der mich am Ostersamstag, während ich in tiefster Arbeit saß, unbedingt sprechen mußte, da es sich um eine Angelegenheit von allerhöchster Wichtigkeit für ihn handle. Still und stumm saß er zuerst im Sofa. Nachdem ich ihn mehrfach

ermuntert hatte, sagte er: „Wissen Sie, Herr Pastor, daß Sie mir durch ihre gestrige Karfreitagspredigt jede Angst vor dem Tode genommen haben?“ Ich war sehr stolz. Wollte es als Plus buchen. Da fuhr er fort: „Ich habe bisher immer solche Angst vor ihm gehabt, daß ich mich zu keinem Entschlusse auffassen konnte. Sie haben es mir leicht gemacht. Ich werde deshalb heute nacht Selbstmord begehen.“ — „Was wollen Sie begehen?“ fragte ich, der ich an eine plötzliche Störung meiner Gehörnerven glaubte. „Selbstmord will ich begehen“, erwiderte er, als sei dies die selbstverständlichste Angelegenheit der Welt. Ich war über diese eigenartige Wirkung meiner Karfreitagspredigt so erschrocken, daß die Worte mir in der Kehle steckenblieben. Mag auch nicht sehr geistreich ausgesehen haben. Denn mein Besuch lächelte und begann mir auseinanderzusetzen, warum das so sein müßte, und warum gerade heute nacht. Auch wie er es machen wollte, erklärte er mir. Den Revolver hatte er gleich mitgebracht; die Patronen auch, sie steckten aber noch nicht drin. Nun wird der verehrte Leser genau derselben Meinung sein, wie ich es war: daß dieser junge Mann geistesgestört gewesen sein müsse. O nein, er war durchaus bei klarem Verstande! Das merkte ich bald, wie es auch später festgestellt worden ist. Ich bat ihn zunächst, einen Augenblick zu warten, da ich mit meiner Frau etwas Eiliges zu besprechen hätte. Ich traf sie in der Küche mit der Zurichtung des Osterbratens beschäftigt. „Du, sag' einmal, was soll ich tun?“ fragte ich sie. „Oben im Studierzimmer sitzt einer, der Selbstmord begehen will; den Revolver hat er gleich mitgebracht. Was macht man da am besten?“ Meine Frau sah mich an, groß an. Im ersten Augenblick war derselbe Verdacht mir gegenüber in ihr aufgefliegen, den ich meinem Besuche gegenüber gehegt hatte. Schließlich brachte ich ihr durch gütliches Zureden die Überzeugung bei, daß zum mindesten ich der Verrückte nicht sei. Da stand auch sie ratlos da. Ja, was war zu machen? „Geh auf alle Fälle schnell wieder hinauf, am Ende erschießt er sich noch hier“, schrie sie in plötzlicher Erleuchtung und blieb dabei,

troßdem ich ihr erklärte, daß Revolver, die nicht geladen sind, nicht losgehen können — ihr ist auch ein patronenloser Revolver ein gefährliches Ding, da „man nie wissen kann“. Ich also wieder hinauf. Schließlich bekam ich durch Kreuz- und Querfragen heraus, wer des Lebensfatten gute Freunde waren — Verwandte hatte er nicht hier —, und als ich ihn glücklich wieder draußen hatte, machte ich mich, Osterpredigt — Osterpredigt sein lassend, auf die Socken und suchte seine Freunde heim. Die nahmen den Unglückseligen — zu ihrer Ehre sei's gesagt — so in ihre Obhut, daß er einfach nicht dazu kam, sein Vorhaben auszuführen. Später hörte ich, daß er, nachdem er sich erholt und seine durch andauerndes Nachtwachen überreizten Nerven wieder zur Ruhe gebracht hatte, noch etwas „Schlimmeres“ getan habe, als sich zu „selbstmorden“: er habe — geheiratet! Aber das war ein verhärteter Junggeselle, der das sagte!

Ein andermal kam eine tiefverschleierte Dame zu mir. Nachdem sie lange im „Ledersofa“ still vor sich hingeweint hatte, brach sie endlich in die klagenden Worte aus: „O, Herr Pastor, wie unglücklich bin ich! Meine Mutter ist mir eingegangen!“ Ich bin vor Entsetzen beinahe vom Stuhle heruntergefallen.

Und jene Entrüstete hat auch im Ledersofa gefessen, die zu mir kam, um sich bitter, bitter zu beklagen! Ihr Mann war gestorben und sie hatte mich gebeten, die Trauerrede zu übernehmen. Leider hatte ich die Stunde bereits besetzt, so daß sie unverrichteter Dinge abziehen und sich an einen anderen Herrn wenden mußte. Nun kam sie nach der Beerdigung entrüstet zu mir. Nein, was der Herr über ihren Mann gesagt hatte! Nein, so was! Aber sie würde es nicht dabei lassen, unter keinen Umständen! Ihr Mann war so lieb und brav gewesen. Und da habe der Herr Prediger gesagt, „er habe seine Braut verlassen“! Ihr Mann! Als ob er mehrere Bräute gehabt, als ob er nicht vielmehr schon seit zwölf Jahren gelähmt zu Bette gelegen hätte! Sie würde den Herrn verklagen. So was lasse sie ihrem Seligen nicht nachreden! — Ich muß gestehen, daß der Fall mir rätselhaft vorkam. Und doch war des Rätsels

Lösung äußerst einfach! Der betreffende Redner hatte zwei Verordnungen dicht nacheinander gehabt und — die beiden verwechselt. So hatte er die Rede, die er für einen zweiundzwanzigjährigen Jüngling, der verlobt gewesen war, vorbereitet hatte, dem gelähmten zweiundsiebzigjährigen Greise gehalten und dabei betont, daß er „seine Braut habe verlassen müssen“, während er am Sarge des zweiundzwanzigjährigen bewegte Klagen darüber angestimmt hatte, daß zehn Kinder an dieser Bahre den Tod des geliebten Vaters beweinten... Es gelang mir mit vieler Mühe, nicht nur die Gute zu beruhigen und sie dazu zu bewegen, von einer „Beleidigungsklage“ abzusehen, sondern auch auf einen „öffentlichen Widerruf in der Zeitung“ zu verzichten...

Noch zu erwähnen hätte ich im Studierzimmer meine Mitbewohner. Als solche nenne ich in erster Linie meine Bücher. Oder glaubt jemand, ein Buch sei tot? O nein, ein Buch lebt! Lebt noch, wenn das Gehirn vergangen ist, aus dem es entstanden, wenn längst schon die Hand verwelkte, die es schrieb! Wenn ich ein Buch lese, so unterhalte ich mich im wahren Sinne des Wortes mit dem, der es geschrieben hat. Dann ist er bei mir in meinem Zimmer, gibt mir das Beste, was er hat, das Resultat seines Nachdenkens und seiner fleißigen, meistens, ach, so wenig belohnten und gering entlohten Arbeit. Er lehrt mich die Dinge anders bewerten, als ich es vordem tat, läßt mich mit ihm, dem Künstler, fühlen, und leitet mich an, wahrhaft frei zu werden und nur der inneren Stimme zu gehorchen. Ich wandere mit ihm zusammen durch die Dunkelheiten des Daseins hindurch, hinein in eine weite Welt erhabener Schönheit und tiefen Friedens, da Sorge und Trübsinn, Krankheit und Not zerflattern, wie Nebelfetzen in der Morgensonne, ja von uns als Werkzeuge gewertet werden, mit denen wir das wahre Glück uns schmieden. So ist mir der Mensch, der die Bücher schrieb, gegenwärtiger als mancher, der mich mit hohlen Redensarten und dummen Wizen unterhält oder mich als Unterhaltungsspenden und Vertreiber seiner Langeweile ansieht und

im Grunde nichts anderes tut, als mir meine kostbare Zeit stehlen. Gute Freunde sind Bücher, dem Menschen die treuesten Kameraden, die ihm auch in bösen Tagen bleiben, ja ihm gerade dann am meisten geben. Denn niemals sind sie laut und verlangend; schenkende Herzen sind sie allezeit! Darum begreife ich nicht, wie es Menschen geben kann, die es fertigbringen, ohne solche Freunde zu leben. Begreife auch nicht, daß so viele Menschen sich so sehr scheuen, sich diese guten Freunde anzuschaffen, sich vielmehr diese Freundschaft erschleichen, indem sie sich alle Bücher „pumpen“. Aber, ach, es ist nun einmal so, daß im Lande Schillers und Goethes der Philister und Banause lieber zehnmal drei Mark für einige Flaschen mehr oder weniger sauren, bald ausgetrunkenen Weines ausgibt als einmal eine Mark für ein gutes Buch! Nein, einen solchen Luxus, wie es die Anschaffung von Büchern ist, kann sich der ehrsame und satte Spießer nicht leisten! — An diesem unfehlbaren Merkmale erkenne den Spießer, lieber Leser!

Meine anderen Mitbewohner, die sich mit mir an der Sonne freuen und dem Glanze, die sie auf der Weser erzeugt, sind meine Kanarienvögelchen. Seit ich denken kann, habe ich solche Tierchen besessen, habe sie als Gymnasiast gepflegt und als Student auf meiner Bude gehegt, habe sie im kleinen Käfige mitgenommen, wenn ich in die Ferien fuhr und mich überall, wo ich war, an ihrem nervösen, lustigen Wesen und ihrem frischen Gesange ergötzt. Auch noch in meinem reifen Alter habe ich Freude an den gelbgefiederten, anspruchslosen Sängern. Seht, wie sie unruhig von einem Stäblein zum anderen hüpfen, bald oben sitzen, bald unten, wie sie sich nun in Positur stellen und das Hälschen recken, wie sich die Federn am Halse sträuben, wie sich das Schnäbelchen öffnet, um die süßen Töne hervorquillen zu lassen! Nun unten am Freßnapf, nun wieder oben auf dem Stängelchen, nun unten beim Wasser, schnell ein erfrischendes Bad genommen, und wieder hinauf, ein neues Liedlein zu schmettern! Liebe Tierchen, ihr, trauliche Freunde! So dankbar seid ihr für ein wenig Pflege und Futter!

Noch eines dritten Mitbewohners will ich gedenken in diesen Blättern: meiner alten Ruckucksuhr. Eine echte Schwarzwälder-
sche ist sie! Von einem lieben, feinsinnigen Menschen und Freunde,
einem elsässischen Pfarrer, erhielt ich sie in jungen Jahren ge-
schenkt, damals, als ich in dem Dörflein an der Grenze zwischen
Lothringen und Unterelsaß Pfarrer war. Der heimtückische
Typhus hatte ihn erfaßt und grausam geschüttelt. Wochenlang
lag er zu Bett, monatelang mußte er das Haus hüten. Eine
dauernde Muthilfe war in jenem kleinen Dorfe, das wohl eine
kleine Dorfschenke, aber kein Gasthaus besaß, kaum zu be-
schaffen. Im typhusverseuchten Pfarrhause durfte kein Kandi-
dat aufgenommen werden. Da verwaltete ich die verwaiste
Gemeinde nebenher. Zum Danke dafür schenkte mir der Kollege
die genannte Uhr. Ein Prachtstück ist sie. Zeigt doch eine Wachtel
mit ihrem frischen „Tück—tück—tück“ die Viertel und ein
Ruckuck mit seinem frechen Rufe die vollen Stunden an. Der
Freund kam, als er genesen zu sein glaubte, zu mir herüber,
um sich diese künstliche Vogelstube anzusehen und anzuhören.
Es war sein erster und sein letzter Ausgang nach seiner Ge-
nesung! Kaum war er nach Hause zurückgekehrt, da erfaßte
ihn das Fieber von neuem und zehrte schnell seine geschwächten
Kräfte auf. Eines Morgens ließ er mich zu sich bitten. Als
ich an sein Lager trat, streichelte er mir die Hand und sagte
mir, wie er sich freue, daß ich stets zu ihm gekommen sei,
auch als alle ihn flohen, weil sie die Ansteckungsgefahr ge-
fürchtet. Dann begann der Todeskampf. Zwei Stunden darauf
ist er in meinen Armen sanft eingeschlafen...

Jedesmal, wenn die Wachtel ruft und der Ruckuck schreit,
denke ich seiner, der nun schon seit Jahren in seinem stillen
Grabe ruht.

Große Freude bereitete diese Uhr den Kindern, als sie noch
klein waren. Sie wollten stets und konnten es nie begreifen,
daß Vögelchen in der Uhr saßen. Brotkrumen legten sie auf
einen Stuhl in der Nähe des Werkes, Früchte, ja selbst Kuchen
opfereten sie, um die süßen Tierchen herauszulocken. Das Rufen

von Wachtel und Kuckuck ist aber auch geradezu täuschend nachgemacht. Und doch klingt es nicht immer angenehm! Wenn eine frohe Stunde uns mit unseren Freunden im Studierzimmer vereint, wenn wir gemeinsam lauschen auf das Heulen des Windes und die Singversuche seiner Freundin, unserer Wetterfahne mit der eingeroosteten Stimme, wenn man sich gemütlich in die Ecken des schwarzen Ledersofas gekuschelt hat und sich am blinkenden Glanze des Feuers erfreut, das aus dem Ofen herausstrahlt, dann klingt jener Vöglein Ruf, wenn er eine späte — oder gar frühe — Stunde anzeigt, die zum Aufbruche mahnt, nicht angenehm in den Ohren. Wieder ein schöner Abend vorbei! Wieder Freundschaft und stille Freude genossen! Wird's wieder geschehen? Wann? Oder ist dies das letztemal gewesen? Denn daß „das Leben schnell dahinfährt, als flögen wir davon“, daß wir dahingehen, „wie ein Schatten“, das lehrt uns die Geschichte dieser Uhr, daran erinnert uns jeder Ruf ihrer beiden Vögelein...

Es kommt auch vor, daß im Studierzimmer Laufen oder Trauungen stattfinden. Da vergaß ich anfangs wohl einmal, durch die Erfahrungen noch nicht gewizigt, die Uhr abzustellen. Wenn es aber, während ich redete, gerade zwölf Uhr schlug, so fing erst die Wachtel an zu rufen: viermal hintereinander; dann begann der Kuckuck aus Leibeskräften zu schreien: zwölfmal hintereinander, zusammen sechzehn Vogelrufe und Glockenschläge — o, das war erbaulich! Immer schienen in solchen Fällen die Kerle ganz besonders laut zu schreien, als seien sie lebendige, mit Unvernunft begabte Wesen, und ich mußte mit meiner Rede solange aufhören, bis die Herrschaften an der Wand wieder die Schnäbel hielten... Da ging wohl ein stilles Lächeln über das in ernste Falten gelegte Antlitz der andächtigen Zuhörerschaft! Der Gipfel der Erbaulichkeit aber wurde erreicht, wenn ein Täufeling, oder gar mehrere — es ist als ob immer eine Krabbe die andere mit ihrem Geschrei ansteckte! — seine oder ihre Stimmen mit dem Gesang von Wachtel und Kuckuck vereinigten! O — dann gab's mitunter ein solches

Konzert, daß man auch bei starker Körperfassung Nervenzuckungen bekommen konnte! Zum mindesten stand einem der Schweiß in hellen Tropfen auf der Stirne. Daß ich in solchen Augenblicken den Kuckuck zum Kuckuck wünschte — wer wird es mir verdenken? — Jetzt freilich sind diese Symphonien eingestellt. Denn wohlweislich halte ich stets vor dem Beginn solcher Feiern den Finger an das Pendel, und die Uhr steht. Steht stumm und still, wie das Leben eines Menschen, wenn der allgewaltige Diener des Lebens, der Tod, seinen Finger leicht und unmerklich an die Herzensuhr legte.

Endlich ein vierter Mitbewohner! Das ist unser „Saul“. Eine Plastik, ein Knabenakt eigener Fabrikation. „Saul“ ist der allerjüngste Sprößling unseres Hauses, den ich meiner Frau zu Weihnachten geschenkt habe. Ohne ihre Mithilfe ist er entstanden. Da sie mir im Laufe der Jahre vier Sprößlinge als Angebinde bescherte, hielt ich es für angebracht, mich ebenfalls in dieser Produktion zu betätigen und ihr meinerseits einen Knaben zu verehren. Er ist sehr bescheiden, macht kein Geschrei, braucht keine Windeln, kostet kein Geld, so daß wir allseits mit ihm zufrieden sind. Nur nicht mit seinem Gesichte. Das ist nämlich ein regelrechtes Modellgesicht; „Frage“ nennen's die Gören respektlos. Doch daran bin ich unschuldig. Das war nun einmal so! —

Er steht neben der Türe, unser „Saul“. Wenn wir uns von ihm verabschiedet haben, verlassen wir das Studierzimmer und begeben uns nebenan in

Das Zimmer der beiden Mädchen

Wie verschieden voneinander sind doch ein Mädchen- und ein Knabenstübchen! Das eine ist ein niedliches Zimmer, das andere, wenn es ganz gut geht, eine Bude. Das Mädchen hat, wenn es noch so klein ist, immer etwas Sinniges in seinem ganzen Wesen, das sich auch in kleinen Dingen äußert. Sowie es sein eigenes Aussehen infolge einer ihm von Natur aus innewohnenden

Freude am Schönen, durch Bändchen und Blümchen, Nadeln und Schnallen aller Art verbessert, so macht es dasselbe mit seinem Stübchen, das durch Blümchen und Bilder, durch Vasen und Deckchen verschönert wird. Besonders, wenn die „Kleinen“ in das Alter hineinkommen, in dem sich das bekannte „namenlose Sehnen“ einstellt. So ist auch das Zimmer unserer Mädels mehr oder weniger dadurch verschönert worden, daß sie allerhand Dinge hineingebracht haben, die, ohne zum Leben an und für sich notwendig zu sein, vom weiblichen Schönheitsgefühl gefordert und vom männlichen als „gemütlich“ anerkannt werden. Darunter spielen die selbstgefertigten Bilder und Plastiken eine Hauptrolle, denn auch die Kinder malen sich ihre Bilder und verfertigen sich ihre Plastiken selber. Von Jahr zu Jahr machen sie ihre Sache besser, worauf die alten „Werke“ herausgenommen, auf den Boden gebracht und durch neue, vollkommeneren ersetzt werden. So soll es auch sein!

Der Boden

Wollen wir nun noch eine Treppe höher steigen? Wohin sie führt? Nun, zum Boden hinauf! So ganz uninteressant ist er nicht, der Boden im Hause am Weserstrand. Gibt es denn überhaupt einen Boden, der uninteressant wäre? Denke zurück an deine Jugendzeit! Übt der Boden damals nicht eine geradezu übermächtige Anziehungskraft auf dich aus? Wenn die Mutter des schlechten Wetters wegen die Wäsche nicht im Garten aufhängen konnte, sondern zum Boden ihre Zuflucht nehmen mußte, dann gerade trieb's dich hinauf, um dort das Reich deiner Spiele aufzuschlagen. Wie schön konnte man Versteck spielen zwischen den Hemden und Unterhosen, den großen Leintüchern und den Strümpfen, die mit Hilfe von Klammern an Seilen oder Drähten befestigt dort herumbaumelten! Der Mutter freilich bereitete dies unser Vergnügen wenig Freude, und wenn sie uns auf dem Boden erwischte, setzte es was ab! Denn gerade

in diesen Tagen der großen Wäsche war sie nicht in der allerrosigsten Laune!

Merkwürdig, daß sich genau das gleiche in unserem Hause wiederholt! Auch meine Frau sieht aus, als ob sie saure statt süßer Herzkirichen verzehrt hätte, wenn „große Wäsche“ im Hause ist. Fällt es aber dem Wettergotte ein, seinen Segen gerade dann auf die Erde auszuschütten, wenn die Wäsche im Garten aufgehängt werden soll, oder gar dann, wenn sie eben aufgehängt worden ist, oder wenn sie sich schon einige Stunden lang Mühe gegeben hat, das überflüssige Wasser aus sich herauszuschaffen, dann gleicht die hausfräuliche Laune nicht den Rosen, sondern den Dornen. Und gerade zu solcher Zeit treibt eine unsichtbare Macht unsere Kinder auf den Boden hinauf. — Eben noch hatten sie im Hause herumgetollt, daß meine Frau, die Hände an die Schläfen pressend, ausrief: „Was ist nur mit den Kindern heute! Es ist nicht zum Aushalten!“ — Wer wagte dann wohl zu sagen: „Aber Liebste! Die Kinder sind gewißlich nicht lauter, denn sonst; sondern die große Wäsche ist's, die in dir spukt.“ Ich frage, wer wäre so mutig oder so barbarisch, einer Hausfrau diese Worte zuzurufen? Die Kinder bekommen deshalb eins heruntergerissen und obendrein die gute Mahnung, stiller zu sein. Und siehe, Totenstille ist plötzlich im Hause! Nun kann die geplagte Hausfrau ihre Nerven zur Ruhe bringen. Aber siehe, das Gegenteil trifft ein! Die Stille hat auf sie die Wirkung der plötzlich stillstehenden Mühle auf den schlafenden Müller. „Es muß was geschehen sein; hör doch, wie still sie sind.“ — „Was sollte wohl geschehen sein? Und hören tue ich gar nichts!“ — „Aber sie sind so still!“ — „Na ja, wenn ich so eins heruntergerissen kriege, bin ich auch still!“ — „Nein, so still nicht, es ist eine beängstigende Stille.“ — „Ich kann nicht finden.“ — „Doch, doch! Wo sind überhaupt die Kinder?“ — „Wo werden sie sein? Im Garten!“ — „Bei diesem Regen? Sie müssen herein! Der Kleine hustet, und die Große hat vor drei Wochen erst Schnupfen gehabt; außerdem hat die zweite alte Schuhe angezogen, so daß si

nasse Füße kriegen kann. Der dritte endlich darf sich unter keinen Umständen erkälten! Kommt herein, Kinder!" Aber keine Kinder kommen! Und von neuem beginnt die weibliche Stimme zu sprechen: „Wo sind die Kinder? Im Garten sind sie nicht.“ — „Na, wo werden sie sein? Auf dem Boden wahrscheinlich.“ — Wenn ich sagen würde: „Sie sind in der Hölle und werden vom Teufel bei lebendigem Leibe geschmort“, oder: „Sie bringen einer Kreuzotter „Heil dir im Siegerkranz“ mit einem dreifachen Hurra am Schlusse bei“, so könnte die Wirkung meiner Worte keine andere sein, als sie meine harmlose Antwort hervorbringt. „Was? Auf dem Boden?“ Meine Frau wechselt die Farbe, wird erst weiß wie ein Leintuch, das frisch gewaschen wurde, dann gelb wie eine Zitrone, rot wie ein Krebs, den man in siedendes Wasser geworfen, um endlich, nachdem sie erst noch einmal weiß geworden ist, ihre natürliche Farbe, aber immer noch mit etwas Rot gemischt, anzunehmen. „Ah, dacht' ich's doch! Auf dem Boden! O, diese Kinder, diese Kinder! Gerade heute, wo ich eben meine Wäsche aufgehängt habe!“ Vergebens ist es dann, sie auf ihre eigene Jugendzeit hinzuweisen. Sie behauptet einfach, sie habe „so was nie, nie getan.“ Die Kinder müßten diese Eigenschaft, gerade dann auf dem Boden herumzukriechen, wenn Wäsche oben hänge, um die ehrsame Hausfrau um den Preis ihrer Mühen und Sorgen zu bringen, von mir geerbt haben — was ich allerdings nicht leugnen kann! Sie eilt hinauf. Ich, weil ich gerne Kinder „schön“ spielen sehe, erwartungsvoll hinterdrein. Meine Erwartung wird in der That nicht getäuscht! Zwischen den bammelnden Hosen und Unterröcken, Strümpfen und Hemden und Leintüchern sind herrliche Gassen; also kann man „Stadt“ spielen und einander durch diese Gassen hindurch: die Hemdenstraße, die große Taschentüchergasse, den wollenen Strumpfgraben usw. besuchen. „Niedliche“ Häuschen hat man sich ohne Mühe sofort eingerichtet: Material ist in Hülle und Fülle vorhanden! Es ist überhaupt merkwürdig, welches Talent meine Kinder zum Hausbesitzer haben. Haus-

chen sich zu bauen und einzurichten, das ist ihr größtes Vergnügen, und ich habe schon oft gedacht, daß sie am besten „darauf“ lernen sollten, Hausbesitzer zu werden; denn das halte ich für ein einträgliches und nahrhaftes Handwerk!

Auch sonst übt der Boden eine große Anziehungskraft auf die Kinder aus. Dieser schöne, große Raum, den er bietet! Und dann das Gerümpel, das er birgt! In jedem Hause gibt es Sachen, die ihren Dienst versehen haben, die man aber trotzdem nicht fortwerfen oder fortgeben will. Weshalb nicht? Ich weiß es nicht recht. Denn das, was einmal ausgemustert ist, wird so leicht nicht wieder in Gebrauch genommen. Mir ist weder aus meinem eigenen, noch aus meinem Elternhause ein solcher Fall bekannt. Es ist genau wie bei den Menschen. Wer einmal z. B. gestellt worden ist, oder auf andere Weise außer Gebrauch gesetzt, „ausrangiert“ wurde, der ist und bleibt draußen, es sei denn, daß absonderliche Ereignisse eintreten, z. B. ein Krieg, der auch „Ausgemusterte“, „D.-U.-Leute“ verbraucht. Solche Sachen bringt man auf den Boden, wo sie in irgendeiner Ecke oder einem Verschlage verstaut werden, bis — sich soviel angesammelt hat, daß man wiederum eine Auslese trifft und dasjenige endgültig entfernt, was wirklich keine Aussicht mehr hat, in Gebrauch genommen zu werden. Oder bis ein Umzug kommt, der zur Auslese des noch Tüchtigen und Brauchbaren zwingt — des Platzes im Möbelwagen wegen! Den Kindern aber sind die Gegenstände, die so lagern, ungemein kostbare Güter. Wehe, wenn sie wieder einmal dahinterkommen! Dann sieht es oben aus wie in einer unaufgeräumten Trödlerbude! Der uralte Zylinderhut wird aus seiner Schachtel hervorgeholt, und, so sehr er auch seine Haare sträubt, er dient wieder als Kopfbedeckung eines Buben oder eines Mädchens, das plötzlich zur Reiterin geworden ist. Die alte Spieluhr wird wieder aufgezogen, so sehr sie auch darüber jammert und winselt, daß sie Zähne und Stifte verloren hat. Sie finden vielleicht auch eine ausrangierte Hose oder gebrauchsunfähige Kragen — alles ist ihnen lieb und angenehm, alles können sie verwenden. — Alte

Hemden werden übergezogen und als Schleppkleider benutzt, und staubige Blumen vergangener Damenhüte zu Brautkronen geflochten und in den Schopf hineingedrückt. Nun stoßen sie auf gut verschnürte Schachteln. Was mögen diese bergen? Nein, die dürfen doch wohl nicht geöffnet werden! Aber... aber... wer weiß, welche Schönheiten sie bergen? Und größer als Gehorsam sind Neugier und Wissensdurst. Das haben sie nun einmal von Adam und Eva geerbt, mit denen wir noch weitläufig verwandt sind. Reizende, kleine Babywäsche ist's, die sich in den gutverschnürten Paketen findet. Sie wird gebührend angestaunt; es werden Betrachtungen daran geknüpft, daß man auch einmal so klein gewesen sei; zu komisch ist das doch! Und dann werden die Puppen damit bekleidet, von denen man ebenfalls aus dem Gerümpel die abenteuerlichsten Gestalten herausgeholt hat...

Auf dem Boden befindet sich noch etwas sehr Schönes für Kinder! Ein altes, großes, hölzernes Rad. Es ist das Überbleibsel einer mächtigen Winde, die ehemals stark in Gebrauch gewesen sein muß, wie das dicke Tau beweist, das sich noch immer darüber spannt. Sie diente wohl dazu, Vorräte durch die Luke von der Straße auf den Boden hinauf zu befördern. Das ist ein Fressen für die Kinder! Tagelang haben sie sich damit vergnügt, sich mittels Rades und Strickes in die Höhe ziehen zu lassen, bis ihr Kopf an das Ziegeldach anstieß. Derjenige aber, der unten stand, und die Arbeit verrichtete — sie wechselten darin selbstverständlich ab — mußte scharf aufpassen und das Seil gut festhalten, sonst sauste der Erhöhte nach den galliläischen Fallgesetzen in Eilzugsgeschwindigkeit hernieder und saß in schmerzhafter Weise auf — nun, darauf, worauf alles sitzt. So verlockend nun auch eine solche Aussicht für das boshafte Kinderherz ist, das unten an der Winde steht, kommt dieser Fall doch äußerst selten vor, und dann nur aus Versehen, wie die Entschuldigungen, die mit bleichem Munde vorgestottert werden, beweisen. Will doch derjenige, der jetzt gerade arbeitet und die anderen emporzieht, „nachher“ ebenfalls dieser Genüsse teilhaftig werden. Die Rache steht jedoch vor der Türe, wenn der

Heruntergesaufte nicht davon überzeugt ist, daß wirklich und wahrhaftig nur ein Unglücksfall und nicht böser Wille vorgelegen hat, durch den sein rundlicher Körperteil so sehr mißhandelt worden ist. — Einmal hatten wir ein Dienstmädchen, das sich energisch weigerte, auf den Boden zu gehen. Eine merkwürdige Sache, denn es war sonst durchaus willig. Was war's? Es hatte das alte Windenrad für eine mittelalterliche Torturvorrichtung angesehen und sich vor den Geistern der Hingerichteten gefürchtet...

Am anderen Ende des Bodens liegt ein kleines Zimmer mit weißgetünchten Wänden. Es führt den klingenden Namen „Atelier“. Sintemalen die Älteste sich diese Bude zur Maler- und Bildhauerwerkstatt eingerichtet hat. Früher war das „Atelier“ mein Taubenstall. Ich liebe sie, diese gurrenden, leichtbeschwingten Vögel, deren Männchen so galant vor den Vertretern des schwächeren Geschlechtes herumtänzeln, die sich so lieb schnäbeln, die in Einehe leben und einander Treue bewahren bis in den Tod — oder bis sie Gefallen an einer anderen verführerischen Taube finden... Als wir uns entschlossen, Taubenzucht zu treiben — die Kinder und ich; denn meine Frau ist gegen jedes Tier, das in unser Haus soll — da malten wir uns aus, wie schön es sein würde, wenn die Tauben so zahm geworden wären, daß sie vom Dache herunter in den Garten flögen, wenn man darin erschiene oder ihnen piffte; wie sie sich sogar, dankbar für erwiesene Pflege und Wohlwollen, auf die Hand setzen würden. Wir schwelgten auch schon in gefüllten und gebratenen Tauben, die wir in der Luft herumfliegen sahen. Das letztere taten sie auch sehr eifrig. Aber sie blieben auch dort. Weder sind sie in den Garten gekommen, noch haben sie sich uns zahm und lieb auf die Hände gesetzt, noch haben sie uns Braten geliefert. Sie fraßen vielmehr unglaubliche Massen Futter auf, und die Jungen, die sie ausbrüteten, waren nach einigen Wochen immer verschwunden. Wo sie geblieben sind, haben wir nie ergründen können. Als nun der Krieg kam, und die Futternot immer größer, und das Futter immer teurer wurde, nicht

nur für die Tauben, da schlug der undankbaren Vögel letztes Stündlein. Meine Frau hatte ihre ganze, durchaus nicht zu unterschätzende Gabe der Beredtsamkeit aufgeboten, um mir den — selbstverständlich nur infolge des allzu kostspieligen Taubenfutters! — mehr als schlechten Stand unserer Finanzen in düsteren Farben zu malen, worauf sie in lichten Tönen verlockende Bilder von Taubensuppe und Taubenbraten vor unser geistiges Auge zauberte. Sie siegte! Die Gründe, die sie anführte, waren, ach, mehr als triftig! Und eines schönen Abends schlich sich unsere Klara, die immer im Komplott mit meiner Frau steht, in das „Atelier“ — Verzeihung, in den Taubenstall! — klappte das Fenster zu, ergriff einen der sanften Vögel nach dem anderen, um ihm schweigend und meuchlings den Hals umzudrehen. Schaudernd wandten wir unsere Blicke ab, als sie nach diesem mehrfachen Morde ohne Spur von Gewissensbissen die Tauben auf den Küchentisch legte und herzlos feststellte, daß sie fett seien und feine Brüstchen hätten. Die Kinder zerdrückten einige heimliche Tränen und verschworen sich, nichts von den süßen Tierchen zu essen. Als jedoch am nächsten Tage der würzige Duft von Taubenbraten aus der Küche heraus das ganze Haus durchzog — meine Frau hatte schnöderweise die Küchentüre weit geöffnet, denn der Weiber Listen sind viele — da schmolz der Schmerz um die lieben Tierchen wie Butter in der Julisonne, und eine Eisschicht legte sich um die trauernden Herzen herum. Und mittags haben die Tauben ganz vortrefflich geschmeckt, das mußten alle zugestehen, wenn wir uns auch mit einer mehr oder weniger heuchlerischen Klage über das Los alles Irdischen, das der Vergänglichkeit geweiht sei, den Mund abwischten. Da aber das beste Mittel, über schwere Stunden hinwegzukommen, die Lätigkeit ist, so suchte und fand die Älteste Trost darin, den Taubenmist aus dem Stalle herauszuschaffen und ihr „Atelier“ darin einzurichten, was mit vielem Fleiß und gutem Willen endlich auch gelang. Ein alter Gartentisch wurde aufgetrieben und aus dem Gerümpel, das ja dicht daneben liegt, eine ebenso alte Decke herausgesucht. Aus dem-

selben Lager stammen die Teppiche, in denen der Fuß dessen versinkt, der den geheiligten Tempel der Kunst betritt. An den Wänden hängen Bilder in großer Menge — für zwanzig Pfennige Eisennägel wurden allein verbraucht, um sie an der Wand festzunageln — die natürlich den auserlesenen Geschmack der werdenden Künstlerin zeigen. Aber das Hauptstück — früher als man noch Fremdwörter gebrauchte, hätte man gesagt: Der Clou — des Ganzen, das ist die „Chaiselongue“ (auf deutsch „Ruhebett“), die ihren Namen nicht ganz mit Recht trägt, da sie nicht „longue“ (lang) ist, sondern im Gegenteil kurz, und keine „chaise“, kein Stuhl ist, sondern aus zwei Kisten besteht, die mit dem Boden nach aufwärts und der Öffnung nach unten aufgestellt und mit Kissen und bunten Decken belegt sind. Macht sich aber gut!

In diesem „Atelier“ finden auch die „Familien-Kunstausstellungen“ statt. Wir werden weiter unten über sie berichten. Hier sei der freundliche Leser nur auf diesen Raum aufmerksam gemacht, damit er Bescheid wisse, wenn später die Rede darauf kommt.

Noch eine Eigentümlichkeit weist der Boden auf! Rings um die tragenden Balken herum sind starke Latten genagelt, die mit dicken eisernen Nägeln gespickt sind. Die meiste Zeit des Jahres sind diese leer. Doch wenn die Schwalben fortgezogen sind, und der Nebel des Morgens dicht auf der Weser liegt, so daß die Sonne Mühe hat, ihn zu durchdringen, dann beginnen die Nägel langsam behängt zu werden. Und wenn der Novembersturm das Haus umheult, und die Windfahne ob seines Ungestümes seufzt, als sei sie ein verwünschter Geist, der im Grabe keine Ruhe finden kann, dann werden sie immer voller und voller, bis sie sich kurz vor Weihnachten unter den an ihnen hängenden Lasten biegen. Dann sieht unser Boden aus wie das Kleidermagazin eines „Partiwarenhändlers“. Abgelegte aber noch gute Wäsche und Kleidungsstücke sind es, die aus der Gemeinde zusammengebracht werden, damit sie zum Weihnachtsfeste Bedürftigen geschenkt werden können. Man

glaubt es einfach nicht, wie vielerlei zusammenkommt! Überzieher und Hosen, Jacken und Westen, Frauenkleider und Damenunterwäsche, Babykleider, Windeln und Wickelzeug, Kinderwagen und Spielsachen, Bücher und Musikinstrumente, Bettzeug und Hausgerät, kurz und gut, unser Boden ist zu einem regelrechten Warenhaufe im Kleinen umgewandelt. Sehnsüchtigen Blickes hungern die Kinder dann vor der Bodentüre herum, dürfen auch wohl, wenn „ein Großes“ dabei ist, hineingehen und „ein Auge voll nehmen“. Aber der brennende Wunsch, sich die Sachen anzusehen, auch wohl die Hosen und Hüte, Mäntel und Jacken anzuprobieren, „für zu sehen, ob sie noch gut sind“, bleibt unerfüllt. Das gäbe sonst eine schöne Geschichte! — Etwa acht Tage vor dem Feste wird alles in den Lehrsaal hinuntergetragen, in welchem sich unterdessen allerhand Lebensmittel angesammelt haben — allerhand im wahrsten Sinne des Wortes! Und dann kommen an einem bestimmten Tage die Damen der Gemeinde, die alle die schönen Dinge unter möglichster Berücksichtigung der geäußerten Wünsche in Pakete packen, und an einem anderen Tage kommen die Empfänger, sich ihre Kleider und Würste, ihren Kaffee und ihre Windeln abzuholen, die ihnen unterm brennenden Weihnachtsbäumchen mit ein paar lieben Worten überreicht werden.

Alles ist dann wieder vom Boden weg; die Ordnung herrscht wieder. Nur noch die leeren Nägel starren uns drohend an, gesträubt wie Igelstacheln. So wollen auch wir den Boden verlassen! Die Treppen geht's hinunter, das Haus verlassen wir, durch das ich dich, lieber Leser, nun ganz hindurchgeführt habe.

Aber nein! Vorher mußt du noch einmal mit mir in den Garten! Da gibt's noch etwas zu sehen! Das ist unsere

Räucherammer

„Weißt du, was mein Vati ist, Fräulein?“ fragte einmal mein Jüngster seine Lehrerin. „Natürlich, er ist Pastor“, gab diese zurück. — „Ja, und dann räuchert er auch Fische mit uns, denk' mal“, prahlte er darauf. So ist es nun doch nicht ganz.

Wir wollten nur Fische räuchern! Aber... Wille und Fische allein tun's eben noch nicht! Eines Tages sahen wir uns die schönen Fischläden in der Stadt an. Und stellten mit Staunen fest, daß der Unterschied zwischen den ungeräucherten Makrelen und den geräucherten ein ganz beträchtlicher sei. „Sag' mal, können wir uns denn unsere Fische nicht selber räuchern?“ fragte eines der Kinder. Göttlicher Gedanke! Warum sollten wir nicht können? Also — wir ins Geschäft hinein und ein paar Pfund Makrelen erstanden. Meine Frau schmunzelte freudig, als wir mit unserem leckeren Kauf ankamen. „Die brat' ich euch fein“, rief sie angenehm berührt durch den Gedanken an die Bereicherung ihres Küchenszettels. Sie fiel aber — wie gewöhnlich in solchen Fällen — beinahe auf den Rücken, als die Kinder im Chore entrüstet riefen: „Wie? Was? Braten? Nein, nein, die wollen wir räuchern!“ — „Räuchern? Räuchern? Was wollt ihr?“ Sie konnte nicht schnell genug folgen, nicht rasch genug diesen überwältigenden Gedanken in sich aufnehmen und verarbeiten, meine liebe Frau, zu sehr war sie durch seine Neuheit und Ungewohntheit überrascht, vielleicht auch durch seine Größe und Kühnheit überwältigt. Die Kinder aber halfen ihr schnell auf die Sprünge, so daß sie begriff. Und dann kamen die Einwendungen, die Bedenken, die Beschwörungen, das Haus nicht in Flammen und das Geld nicht in Rauch aufgehen und zum Schornstein hinausfliegen zu lassen, die Versicherungen und Prophezeiungen, daß das große Unternehmen mit einem fürchterlichen Fiasko enden würde, und daß die Makrelen uns sicherlich gebraten besser schmecken sollten, als wenn sie in unserer eigenen Regie geräuchert auf den Tisch kämen. Allein alles, was sie vorbrachte, zerschellte wie ein Schiff am verborgenen Riff an unserem eisernen Willen zur That! — Neben dem Kaninchenstall unter der Veranda befindet sich ein Raum, in dem früher die Meerschweinchen gefressen haben. Seine Ritzen verschmierten wir mit Ton. Dann zogen wir Drähte, an denen andere zu Haken geformte Drähte herunterhingen. Kosten für Draht zwanzig Pfennig. Dann kauften wir für achtzig Pfennig

schönen trockenen Torf, dazu für zehn Pfennig Wacholderbeeren, weil wir irgendwo gelesen hatten, daß Wacholderbeeren den Räucherwaren einen schönen aromatischen Geschmack gäben. Nachdem die Fische sauber gepuzt waren, legten wir sie in eine Salztunke, die wir durch Zwiebeln, Lorbeerblätter und andere Gewürze äußerst schmackhaft gemacht hatten. Als wir nach andert- halb Tagen die Fische berochen, dufteten sie mehr als wunder- bar! So herrlich dufteten sie, daß wir uns von zweien das Schwanzstück abschnitten und mit Genuß verzehrten. Beinahe hätten wir der versucherischen Stimme meiner Frau — eine echte Evastochter ist sie — gehorcht und die eingelegten Makrelen alle zusammen ungeräuchert verzehrt. Hätten wir uns doch durch ihre Sirenenengesänge dazu verführen lassen! Wir wären um eine Enttäuschung ärmer! Denn die Räucherei der Makrelen wollte gar nicht so recht glücken. Obgleich wir einen Hölle Rauch ent- wickelten, der durchs ganze Haus drang, so daß die Kinder voll Entzücken riefen: „Ha, wie schön riecht's bei uns, gerade wie in einem Bauernhaus in Worpsswede“, und meine Frau brummte, obgleich wir noch einmal für fünfzig Pfennig Torf nachkauften, schmeckten die Fische immer nüchtern, fast roh, wie eben aus der Beize gekommen. Also noch einmal rein in den Rauch mit ihnen! Der Kleine paßte auf, daß er immer recht quoll, und kam er einmal nicht so dick aus dem Fensterloche heraus, wie aus dem Schornstein eines großen Fabrikshotels, so kam er angelaufen und schrie: „Es räuchert nicht mehr, es räuchert nicht mehr.“ Endlich, nachdem die unglückseligen Fische drei Tage im Rauch gehangen hatten, faßten wir den Familien- beschluß, daß sie jetzt wirklich geräuchert sein müßten und nahmen sie heraus. Triumphierend, obwohl sie etwas sehr schwärzlich aussahen, stellten wir sie auf den Tisch. Meine Frau hatte nur ein spöttisches Lächeln für das Resultat unserer Arbeit und weigerte sich im voraus, am leckeren Mahle teilzunehmen. Wir aber nahmen uns je einen Fisch auf den Teller im stolzen Bewußtsein, selbstgeräucherte Ware zu essen. Und die soll doch immer besser schmecken als gekaufte! Sie soll es! Leider tut

sie's nicht immer. Und unsere Makrelen taten es auch nicht. Sie waren hart wie — Kriegssohlenleder, was für dieses ebensowenig wie für die Fische ein Lob bedeuten soll. Doch wir waren tapfer und aßen hinein, was hinein sollte und fanden sogar noch Worte des Lobes für unsere gemeinsame Arbeit, obwohl uns die Bissen im Halse steckenbleiben wollten vor lauter Trockenheit. Bis der Kleine, der nicht heucheln wollte oder konnte, ausplakete: „Das sind gar keine Fische, das sind Stücke Leder!“ Zuerst waren wir vor Entsetzen starr. Dann ergoß sich eine Flut von Vorwürfen über den allzu Offenherzigen, der von meiner Frau in Schutz genommen wurde, bis ich endlich als Autorität erklärte, daß der „Lüttje“ recht habe. Da legten alle ergebungsvoll die Makrelen auf einen Haufen zusammen und erklärten, daß ich tatsächlich recht gehabt hätte, indem ich dem Kleinen recht gab; die Makrelen schmeckten scheußlich. Peter, der Krummbeinige Dackel, sollte sie nun haben. Er frist nämlich Fische für sein Leben gern. Allein Peter schnüffelte an ihnen herum, sah verächtlich auf den Teller mit dem „leckeren“ Gerichte, schielte zu uns herauf, um zu sehen, ob es uns Ernst sei mit unserer Zumutung, solches Zeug in seinen edlen, echten Hundemagen aufzunehmen, kniff, als er sich darüber vergewissert hatte, den Schwanz zwischen die Beine und schlich, eine Ohrfeige wegen der Verachtung des „guten“ Fressens befürchtend, sachte davon. — Dies war das erste Resultat unserer Räucherei. Es ist vorläufig auch das letzte geblieben. Aber damit soll's nicht sein Bewenden haben. Geschworen haben wir, den Versuch auf neuer Grundlage und nach verbesserter Methode zu wiederholen, sowie die Rohstoffe, als da sind: Draht, Torf und vor allen Dingen Makrelen wieder billiger geworden sein werden. Dann wollen wir sogar ein großes Essen für unsere Freunde veranstalten, das aus selbstgeräucherten Fischen und anderen schönen selbstgeräucherten Sachen bestehen soll. Denn wir wollen dies schöne Unternehmen vergrößern. Auf dies Essen der Zukunft freuen sich unsere Freunde jetzt schon „bannig“.

Die Bewohner des Hauses am Weserstrand

Die Umgebung des Hauses am Weserstrande haben wir zur Genüge kennengelernt. Durch seine Räume sind wir hindurchgeschritten. Nun gilt es, seine Bewohner kennenzulernen. Soweit das möglich und angängig ist. Bei wem wollen wir beginnen? Bei meiner Frau? Sie ist das Kleinod des Hauses, und das Kostbarste wird den Besuchern am liebsten zuerst gezeigt.

Doch meine Frau hat gegen diese meine Absicht Einspruch erhoben. Sie sagt, ich sei die Hauptperson im Hause, ich, der Hausherr! Hm! Der Hausherr bin ich allerdings. Um meiner selbst und meiner Arbeit willen darf meine Familie auch das Haus am Weserstrande bewohnen. Trotzdem muß ich ein großes Fragezeichen hinter die Behauptung meiner Frau setzen. Es kommt auch darauf an, auf welche Silbe des Wortes „Hausherr“ man den Ton legt. Jedenfalls — die Hauptperson bin ich keineswegs im Hause! Aus mancherlei Gründen nicht, die ich hier nicht näher auseinandersetzen kann. Ich werde mich schwer hüten! Meine Frau versteht in gewissen Dingen keinen Spaß! Ich werde sie nicht reizen. Ich bin überhaupt nicht reizend. Deshalb folge ich auch ihrer Anordnung, nicht mit ihrer Person die Beschreibung der Hausbewohner zu beginnen, sondern bei mir selbst anzufangen. Als wohlerzogener Hausherr“ füge ich mich, erkläre mich mit meiner Beförderung — auf dem Papiere — einverstanden und beweise dadurch, daß ich in Wirklichkeit das Heft in der Hand habe.

Ich

Was soll ich nun über mich selbst aussagen? Erzähle ich Gutes und Schönes von mir, so werden meine Leser rufen: „Seht doch den eitlen Menschen! Eigenlob...“ usw. — — — Ich werde also darauf verzichten, meine guten Eigenschaften aufzuzählen und die Tiefen meiner Seele zu offenbaren. — Erzähle ich aber etwas Schlechtes oder auch nur etwas weniger Gutes von mir, dann rufen die Menschen aus: „Welch schlechter

Mensch muß er doch sein, wenn er selbst solche Dinge von sich zu erzählen weiß!“ Zudem habe ich „effektiv“, wie das schöne deutsche Wort heißt — nichts Böses von mir zu berichten —, was die Welt angehe. Also lieber nichts von mir!

Oder sollte es des Berichtens wert erscheinen, daß ich anfangs der Vierziger stehe, verheiratet, Vater von vier mehr oder weniger hoffnungsvollen Sprößlingen bin und Pastor in Bremen? Daß ich studiert habe und was? Daß ich Tiere liebe und Menschen ebenfalls, daß mir die Gefühle des Hasses und der Eifersucht ganz und gar fremd sind? Daß ich verschiedene Bücher geschrieben habe, die mir alle sehr wenig und meinen Verlegern etwas mehr eingebracht haben? Daß ich Reden halte und Fische räuchere, Bilder male und modelliere, Kinder unterrichte, gerne Reisen unternehme, aber selten dazu komme, da ich zwar Kinder habe, aber kein Geld? Daß ich nicht Karten spiele und nicht rauche? Daß ich noch vieles andere treibe und noch mehr nicht treibe? Ach, was kümmert das alles den Leser! Zudem wissen die „Leute“ viel mehr von mir als ich selbst. Als vor einigen Jahren mein Roman „Königsfinder“ erschienen war, da wußten alle „Leute“, daß ich der „Held“ des Romans war und meine Frau die „Heldin“. Sie ließen es sich nicht ausreden. Sie wußten es eben besser als ich selbst, der ich den Roman geschrieben hatte. Sie merkten zwar, daß ich noch kräftig im Leben stand, während der „Held“ des Romans in den Armen seiner Gattin sanft entschlafen war — aber die „Leute“ meinten, das wäre doch wohl leicht „dazu zu machen“! Sie merkten zwar auch, daß alles nicht auf mich paßte, was im Roman von „mir“ gesagt war. Allein die „Leute“ waren nun einmal der Ansicht, daß er eine Art „Selbstbekenntnis“ nach Art der Rousseauschen Bekenntnisse sein mußte! Sie wußten es einfach besser als ich, die Leute, was ich erlebt hatte und in welcher Seelenstimmung ich gestorben war. Will also der geehrte Leser etwas Genaueres über mich wissen, so frage er nur bei jenen edlen Frauen und Männern an. Die Adressen will ich ihm gerne übermitteln.

Meine Frau

Ha! Ich werde mich wohl hüten, etwas von ihr zu sagen, was nicht in Tönen gesungen werden kann, die an das hohe „C“ reichen. Ich werde mich hüten! Nicht, als ob ich in solchem Falle etwas von ihr zu befürchten hätte. Nein, sie ist sanft wie eine Turteltaube. Wer könnte deren Sanfttheit nicht? Aber sie ist für die Wahrheit. Und ich auch! Deshalb kann ich nichts als Gutes über sie berichten. Und Schönes natürlich. Denn meine Frau ist auch für Schönheit. Sollte ich ihr Schönheitsgefühl gröblich verletzen? Um alles in der Welt nicht! Soll man doch seinen Nebenmenschen überhaupt nichts Böses nachsagen. Vor allem dann nicht, wenn man weiß, daß sie einen nachträglich dafür zwicken können. Darum soll sich erheben mein Lied, das Lied von der braven Hausfrau, bis über das hohe C hinaus. Denn eine ungemein brave, tüchtige Hausfrau ist sie, meine Frau! Früher, als die Kinder noch kleiner waren, bewies sie es ebenso wie heute, da sie schon teilweise groß sind und mithelfen — könnten. Tagelang saß sie da, flickend und strickend, die Höslein säubernd und die Windeln waschend. Zeit zum Spaziergehen, ach — sie war nicht da, nicht zu Vergnügungen, nur zur Arbeit für Mann und Kinder.

Doch der Leser wird fragen, wie ich eigentlich zu diesem Menschenkleinod gekommen bin? Wie das so geht! In Straßburg war's, der wunderschönen Stadt. Die bunte Mühe auf dem Kopfe, bummelten wir auf der großen Ausstellung, die damals gerade stattfand, herum, um uns am bunten Leben und Treiben und als echte Musensöhne an den hübschen Mädchen zu erfreuen. Ein Freund war da, der prahlte mächtig mit seinen vielen Bekanntschaften und Familien, in denen er Eingang gefunden hätte. Da er sehr an mir hing, schlug er mir vor, mich ebenfalls in ein Haus einzuführen, in dem es schöne Mädchen gab. Ich winkte ab. Denn er „renommierte“, wie wir alle wußten, gern. Aber endlich ging ich doch mit ihm hin und sah, daß er diesmal nicht geprahlt hatte. Vor allem

nicht bei einer, die er hoch verehrte: bei meiner Frau. Soll ich sagen, daß sie schön war? Daß sie liebenswürdig war, nicht zimperlich und doch sehr zurückhaltend, ein lieber Kerl, der sich aber nicht das geringste bieten ließ? Gerade von dieser hatte mir der Freund viel erzählt, daß wir auf allerhand Gedanken gekommen waren. Bei ihm „für sie“ stimmte das wohl, aber nicht bei ihr „für ihn“. So konnte ich wohl, ohne Verrat zu üben, versuchen, in ihr Herz, das mir recht bald als kostbares Besitztum erschien, einzudringen. Und siehe, es gelang, gelang glänzend! So ist es gekommen. Was ist da weiter zu erzählen? — Dann haben wir gewartet und gewartet, wie das bei Leuten ist, die zwar Liebe haben aber kein Geld und keine Stellung, auf die man heiraten kann. Sie hat alle meine Examina mitgemacht. Da sie hierbei keinmal durchgefallen ist, so konnten wir als blutjunge Menschen heiraten. Und sind in die weite Welt hineingezogen und haben alles zusammen erlebt, was zwei Menschen, die wandern und sich eine Heimat suchen müssen, miteinander erleben können, Heiteres und Schweres. Und das wird, so denke ich, auch weiterhin so sein, wenn sie bis zum Schlusse bei mir aushält. — — Ich darf noch hinzufügen, daß sie seit fünfzehn Jahren alljährlich ihr nahes Ende im Herbst auf das kommende Frühjahr und im Frühjahr auf den nächsten Herbst voraussagt. Aber jedesmal, wenn es soweit ist, besinnt sie sich, läßt noch einmal mit sich reden — sie ist wirklich kein Unmensch! — und bestellt den Gevatter Sensenmann auf ein halbes Jahr später. Demnach steht zu erwarten, daß sie, da wir ihr immer zureden werden, so alt wie Methusalem werden wird. Und das ist uns allen gerade recht.

Im allgemeinen kann ich nur sagen, daß ich oft ebensowenig begreife daß ich sie, wie sie begreifen kann, daß sie mich geheiratet hat. Aus den verschiedensten Gründen. Daran merken wir gerade, daß wir doch letzten Grundes eins sind in unserem Fühlen füreinander, und freuen uns, daß wir es einmal im Leben gewagt haben, bewußt Unbegreifliches zu tun. Unbewußt haben wir solches ja schon öfters getan!

Alles in allem: Ich kann, wenn ich meine Niese und ihr Tun und Treiben betrachte, das ihr in allem und jedem von ihrer großen Liebe zu mir diktiert wird, aus voller Seele sagen, daß ich mich in bezug auf sie nicht mit Strindberg einverstanden erklären kann, den ich sonst hoch verehere, wenn er sagt: „Was ist das Weib? Der Feind der Freundschaft, die unvermeidliche Strafe, das notwendige Übel, die natürliche Versuchung, das ersehnte Unglück.“ Nein, nein, das stimmt nicht! Doch Hans Sachsens Weise will ich auf sie anwenden, wobei ich das Richtige richtig zu betonen bitte:

Meine Frau ist mein Paradies thewer,
Dabei mein täglich Fegefeuer,
Sie ist ein Himmel meiner Seel,
Sie ist auch oft mein Pein und Hell,
Sie ist mein Engel auferkoren
Und ist oft mein Fegteufel worn.
Sie ist mein Wünschelrut und Segen,
Ist oft mein Schawer und Plazregen,
Sie ist mein May- und Rosentag,
Ist oft mein Bliß und Donnerschlag.

Die Kinder

Vier Kinder hat sie mir geboren, meine Frau. Das reicht. Freilich, wenn sie jetzt noch eins sieht, so ein recht kleines, hilfloses, abgemagertes Wesen (aber auch wenn's dicke, runde Pausbacken hat und vor Wonne kräht), dann nimmt sie es auf den Arm, läßt es tanzen und singt mit begehrliehen Blicken: „Tirlili—tirlili“. Ich aber habe genug von „Tirlili“!

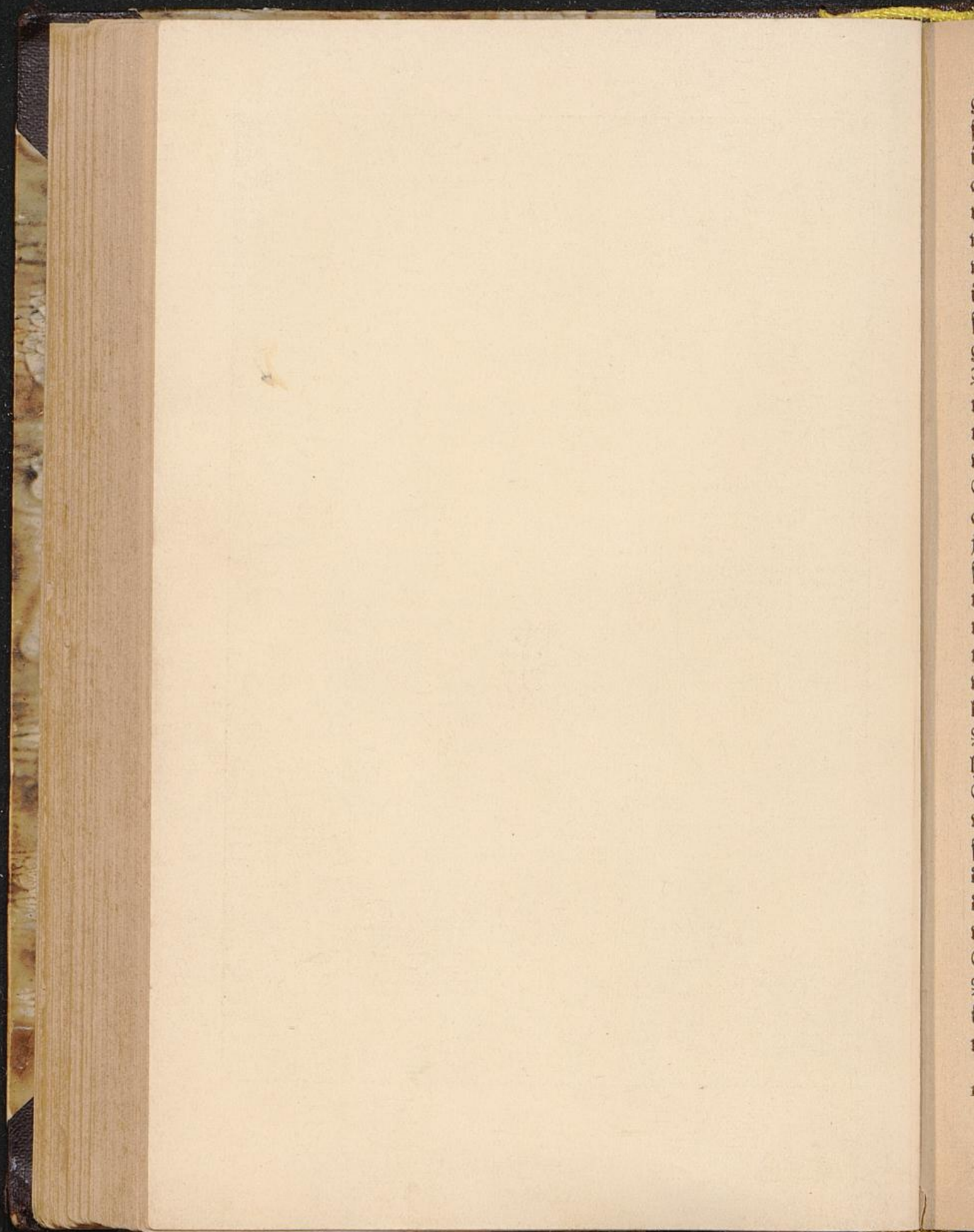
Es reicht wirklich, vier Stück! Und wenn unter den jetzigen sozialen Verhältnissen, die gleichsam Strafanstalten für kinderreiche Familien gleichkommen, Eltern vier Kinder zu rechten, guten Menschen erzogen haben, soweit das möglich ist, dann haben sie wahrlich ihre Pflicht an Vaterland und Menschheit redlich erfüllt!

Nun soll man von seinen Kindern erzählen! Stoffmangel herrscht zwar nicht, wohl aber die Qual der Auswahl. Aus welchem Lebensalter die Geschichten nehmen, die von ihnen berichtet werden sollen? Natürlich nichts aus der Jetztzeit. Sonst bilden sie sich am Ende noch ein, etwas Besonderes zu sein. Sondern möglichst aus der ersten Kindheit. Jedenfalls aus der Vergangenheit. Dann sind sie es wohl, die wir lachen und weinen, fragen und reden hören, aber es sind doch andere Menschen, ganz andere, die mit den jetzt Redenden und Fragenden, Weinenden und Lachenden wenig mehr gemeinsam haben. Im Bewußtsein jedenfalls nicht.

Da sehe ich sie noch vor mir, die Älteste, braunlockig, blauäugig, wie sie mit unsicheren Füßchen im Pfarrgarten im Elsaß herumtrippelt und an allen Blumen und Gräsern riecht. Ich hatte mir vorgenommen, ihren Geruchssinn genau so, wie die anderen Sinne auszubilden, weil ich der Ansicht war und heute noch bin, daß für die Ausbildung dieses wichtigen Sinnes beim Menschen viel zu wenig geschieht. In der That erlebten wir bald allerlei bemerkenswerte Resultate dieser Ausbildung! Klein-Gerda roch an alles, was ihr in den Weg kam, und roch es nicht gut, so wandte sie sich zornig ab. Kam eine Bauernfrau zu uns, die meist nicht nach kölnischem Wasser duftete (sintemal es auf dem Lande nicht üblich ist, sich dieses nervenberuhigenden Mittels zu bedienen), die vielleicht eben vorher den Stall gesäubert hatte, dann ging das Kind hin, ergriff des Weibes Rock, roch daran und würgte. Denn es ward ihr übel. Das ward bald ruchbar im Dorfe und begann bei den braven Bauernweibsen „Ärgernis zu erregen“, ohne daß der Duft verschwunden wäre. Ich hielt es daher für besser, die Ausbildung des Geruchssinnes nicht weiter zu betreiben, sondern sie, wie bei anderen Menschen auch, dem Zufall zu überlassen. —

Ich sehe sie dann einige Zeit später mit dem blonden Schwesterchen an der Hand in Haus und Garten herumziehen. Auf meinen Schreibtisch hatten sie's vor allem abgesehen! Die Vorliebe des Vaters fürs Schriftstellern schien auf die Mädels über-





gegangen zu sein. Ich mußte immerzu Jagd auf meine Bleistifte machen — „Bleistifte“ wurden sie später genannt — die immer „mitsdenehmt“ waren. Damit „beschriftstellerten“ sie alles, was ihnen in die Hände kam: Papier und Windeln, Wände und Tische und selbst, wenn man nicht aufpaßte — o, es war ihnen nichts heilig — die Erlasse hochweiser und hochwürdiger Kirchenbehörden! — Die Bücher aber hatten sie für ihr Leben gern. Mit Wonne blätterten sie darin herum, ohne sie zu zerreißen. Der „Koder-Poder“, von dem wir bereits gehört haben, ist lange Zeit hindurch ihr Lieblingsbuch gewesen. Doch plötzlich mußte er einem alten „Familienkalender“ Platz machen, der mit seinen Bildern die beiden sehr erfreute. Und merkwürdigerweise war es vor allem ein Bild, das sie immer wieder suchten und lange betrachteten: das war das Bild des Schriftstellers Mosegger. Warum gerade dieser Mann es ihnen angetan hatte — wer kann das wissen! „Roßbecker, Roßbecker“, jubelten sie jedesmal, wenn es ihnen gelungen war, das nicht sonderlich künstlerisch ausgeführte Konterfei des berühmten Mannes zu sehen! Und hatten sie großes Herzeleid — es kam das mindestens zehnmal am Tage vor — dann brauchte man sie nur den lieben „Roßbecker“ gucken zu lassen, und alles, alles war wiederum gut. — Bonbons — es gibt noch keinen brauchbaren deutschen Ausdruck für dies französische Wort, da das Wort „Gutsel“ in unsere Sprache noch nicht eingeführt ist — hatten's ihnen von Anfang an angetan, wie auch heute noch ihr Sinn nach Süßigkeiten steht. Für solche Bonbons konnte man viel von ihnen erreichen, sogar daß sie Lebertran schluckten, soviel man nur haben wollte, wenn es auch unter angstbereitem Würgen geschah. Einmal waren nicht mehr viel Bonbons da. Deshalb bekam jedes der beiden Kinder nur eins. Da ward die „Große“ von einem namenlosen Mitleid mit dem Schwesterchen erfaßt, daß ebenfalls nur eins bekommen hatte. Mit einem Auge ständig in die Düte schielend, wiederholte sie immer wieder bittend: „D Bati, aa'm, aa'm (= arm) Dotti nur eins haben, aa'm Doddi zwei hab'n — — aa'm Doddi!“

Selbstverständlich bekam die arme „Doddi“ zwei und das selbstlose Schwesterchen ebenfalls. Denn ein gutes Herz trägt die Belohnung „in sich selbst“. Das merkt ein schlaues Kind gar bald. —

Es dauerte nicht lange, da waren auch diese beiden nicht mehr allein. Ein kräftiges Knäblein zappelte fröhend in der Wiege. Ich wollte Doris, die ihrer Gewohnheit gemäß einen Löffel in der Hand hielt, das neue Brüderlein zeigen. Als ich sie aufhob, um sie das Neugeborene sehen zu lassen, quälte dies gerade los... Da erfaßte ein gewaltiger Schrecken das kleine Mädchen. Es schlug wild mit dem Löffel auf das krebsrote Ding in der Wiege ein und rief immerzu: „Fott Gagak, fott Gagak!“ Ein „Gagak“ war in ihrer Sprache jedes schreiende Federvieh, vor allem eine Gans, von denen es in jenem Orte zahlreiche Exemplare — und nicht nur gefiederte — gab, die stets ein furchtbares Geschrei anstimmten.

Nun waren sie zu dritt. Der „Bubi“ war entschieden der gemütlichste von ihnen. So leicht vermochte ihn nichts aus seiner Ruhe herauszubringen. Immer fröhlich und guten Mutes, immer zufriedenen Sinnes, ob Sonne schien oder Regen fiel, so lief er im Hause und im Garten umher. Was er fand, konnte er brauchen und steckte es deshalb in die Hosentasche, um „nachher schön damit zu spielen“. Das war den Hosentaschen aber in keiner Weise bekömmlich. Tagtäglich mußten sie nachgesehen und geflickt werden, da Bubi sonst alles verlor, was er hineinsteckte, worauf es dann ein Gebrüll absetzte, wenn der verlorene Gegenstand sehr wertvoll gewesen war. Freilich hatten wir und er ganz verschiedene Ansichten über Wert und Unwert aller Dinge. Aber ist das nicht immer so im Leben?

Was man aber auch alles fand, wenn man seine Hosentaschen nachsah! Unglaublich war stets die Ausbeute an Reichhaltigkeit! Schnüre, große und kleine, aufgewickelt und unaufgewickelt, waren immer vorhanden. Denn ein richtiger Junge hat Schnüre immer nötig. Das konnte meine Frau auch einsehen, die sogar mehrfach Fünfspennigstücke zur Beschaffung anständiger Schnur

gestiftet hat. Aber was sie für unnötig hielt, das waren die — Regenwürmer, die sich, zwischen die Schnüre geklemmt, mit Brodkrumen, Sand und anderem mehr überklebt, in den Taschen fanden. Diese Tiere flösten ihr immer Entsetzen ein! Und doch sind sie so notwendig: „Zum Fischen brauch' ich sie“, erklärte er der erbosten Mutter. Und ich frage die verehrten Leser, warum ein richtiger Junge nicht ebensogut Regenwürmer in seinen Taschen haben soll, wie bunte Steine, Muscheln, Bonbons, Kirschen und Kirschkerne, Staniol, kleine Flaschen Lakrißen, Marmeln, Stücke von Schiefertafeln, letzte Reste von Griffeln und zahlreichen Bleifedern (letztere sehr gesucht!), Käfer, Mauerasseln, Beeren, ein Notizbuch, ein „Portenee“, skelettierte Blätter, Pflanzen und Freimarken für eine noch anzulegende Sammlung — um nur einiges aus der Fülle dessen zu erwähnen, was eine solche Hosentasche alles in sich barg. Und da will man sich wundern, wenn sie tagtäglich geflickt werden mußte? Törichtes Staunen! Berechtigt wäre die Verwunderung lediglich dann, wenn die Hosentaschen noch mehr ausgehalten hätten! Das sah meine Frau auch ein, als sie sich endlich mit dieser Jungeneigenschaft ausöhnte. Um dem täglichen Flicker der Hosentasche, verbunden mit derenusräumung, enthoben zu sein, nähte sie ihm riesengroße Taschen vorne an seine Schürzen, Taschen, wie sie die Gärtner tragen, darin sie Meßschnüre samt den dazu gehörenden Hölzern, Gartenscheren usw. aufbewahren. „Die wird reichen!“ sagte sie, indem sie mir das Werk ihrer fleißigen Hände zum Bewundern vorlegte. Und als sie mein zweifelndes Gesicht sah, betonte sie mit fester Stimme: „Sie wird reichen!“ O, mütterliche Einfalt! Wohl war die riesige Schürzentasche am Abend so prall gefüllt, daß man hätte meinen können, Bubi habe einen dickaufgeschwollenen Wassersucht Leib, aber die Hosentasche war deshalb doch nicht leerer geworden, war vielmehr gefüllter als je zuvor! Denn mit der Möglichkeit, noch mehr Schätze unterbringen zu können, wuchs auch die Begehrlichkeit nach neuen Gütern. Noch nach Jahren zeigte Bubi eine ausgesprochene Vorliebe für Regenwürmer, die aber in seiner schnö-

den Gewinnsucht ihre Erklärung findet. Er hatte gehört oder gelesen, daß irgend jemand, vermutlich ein leidenschaftlicher Angler, Regenwürmer suchte und für das Pfund sage und schreibe vierzig Pfennige zahlen wollte. Da überredete er seinen Bruder, mit ihm zusammen auf die Regenwürmerjagd zu gehen. Und so sah man eines Tages die beiden eifrig graben. Als sie eine tüchtige Portion — es war ein fürchterlicher Haufe sich ringelnder Würmer — zusammen hatten, kamen sie in die Küche, wo meine Frau eben auf der Wirtschaftswage Kirschen abwog, und baten sie, ihnen die Wage einen Augenblick zu leihen. Ahnungslos reichte ihnen die Mutter das Erbetene. Beinahe wäre sie aber vom Schlag gerührt worden, als sie aus einer riesengroßen Düte, die die beiden vorher geklaut hatten, eine Flut von ineinanderverschlungenen Regenwürmern auf den Teller der Wage sich ergießen sah. Ich brauche nicht erst zu betonen, daß die geschäftseifrigen Jünglinge schneller aus der Küche hinaus- als hineingekommen sind. Als sie mir darauf mit bewegten Worten ihre Not klagten, ließ ich ihnen, großmütig wie ich nun einmal bin, meine Briefwage. Und da stellte sich denn heraus, daß Regenwürmer eine sehr leichte Ware sind, denn die ganze Masse, die sie gesammelt hatten, wog noch nicht einmal ein Viertelpfund. Etwas enttäuscht beschlossen sie, am nächsten Tage die fehlenden drei Viertelpfund dazu zu fangen. Als sie aber den Behälter mit dem ersten Viertelpfund wieder hervorholten, waren sämtliche Würmer ausgekniffen. Da haben sie diesen Berufszweig als zu wenig einträglich wieder aufgegeben...

Am allerliebsten aß Bubi eine Zeitlang Zucker. Fast zur Leidenschaft steigerte sich sein Verlangen danach. Es half nicht, daß ich ihn „Zuckerbubi“ nannte. Nur einmal gelang es mir, seinen Verbrauch auf längere Zeit tüchtig einzuschränken. Das brachte ich auf folgende Weise fertig: Er hatte wieder um Zucker gefleht, als wir am Kaffeetische saßen. Da sagte ich auf einmal zu meiner Frau: „Nun hör’ mal, was hier in der Zeitung steht!“ Und ich „las“ vor: „Ein kleiner Knabe, namens Hans, liebte den Zucker über alle Maßen. Er aß

immerzu Zucker. Des Morgens aß er Zucker, und des Mittags aß er Zucker, und am Nachmittage und am Abend aß er wieder Zucker. Wenn er zu Bette gebracht wurde, aß er auch Zucker. Da wurde erst sein Blut zuckerig, dann wurde er selbst ganz und gar zu Zucker. Eines Tages, als es geregnet hatte, schaute er zum Fenster hinaus, um zu sehen, ob wohl noch ein Tropfen vom Himmel herabfiele. Denn er wollte zum Krämer laufen, um Zucker zu kaufen. Da fiel ihm ein Tropfen auf die Nasenspitze. Weil aber diese aus Zucker war, so kam ein großes Loch hinein. Wenn seine Mutter ihn wäscht, bekommt er jedesmal große Löcher im Gesicht und an den Händen. Baden darf er gar nicht mehr, weil er sonst zergehen würde, wie der Zucker eben im Wasser immer zergeht. Jetzt muß er Tag und Nacht immerzu Salz essen und Essig trinken, damit sein Blut und sein Fleisch wieder salzig und sauer werden.“ — „O, der arme, arme Junge,“ klagte in heuchlerischen Tönen meine Frau, „gewiß hat er keine Eltern gehabt, die ihm gesagt haben, daß er nicht so viel Zucker essen darf.“ — „Ganz sicher“, sagte ich darauf, und hielt Bubi ein Stück Zucker hin: „Hier, kleiner Bubi!“ — Doch Bubi war sehr hellhörig gewesen. Er nahm den Zucker nicht. Lange Zeit beherrschte er sich so, daß er alles Süße verschmähte...

Im allgemeinen war er ein gemüthlicher Kerl, der niemandem etwas zuleide tat und auch in seinen Wünschen sehr bescheiden war. Wohl bat er einmal: „Kauf du mir doch ein Personendampferchen, daß ich Kapitän werden kann.“ Allein das war nicht so unbescheiden gemeint, wie es klingt. Denn als man ihm das kleine Taschenmesser geschenkt hatte, nach dem er sich so lange gesehnt, rief er entzückt aus: „Jetzt fehlt mir nur noch eine Uhr, dann hab' ich meine Wünsche erfüllt.“ — Ein Brüderchen, daß ich ihm „kaufen“ wollte, imponierte ihm dagegen gar nicht! „Kauf du mir lieber einen kleinen Affen“, sagte er. Im übrigen sprach er nicht nur von klein auf eine gewählte Sprache, sondern war auch das Muster vollkommener Höflichkeit. Als eines Tages meine Frau mit der Näherin zusammen

arbeitete, stürzte er trippelnd ins Zimmer und rief, selbst in höchster Bedrängnis der Höflichkeit nicht vergessend: „Bitte, meine Damen, machen Sie mir flink meine Hosen auf. Ich muß.“ Dieses: „Ich muß“ ist überhaupt ein Zauberwort! An Wirksamkeit ist es nur dem berühmten „Gesam, öffne dich“ aus dem Märchen „Alibaba und die vierzig Räuber“ in „Tausendundeine Nacht“ vergleichbar. Denn es öffnete Bubi verschlossene Türen und ließ meine Frau Galopp laufen. Ja, dies Wort brachte es sogar fertig, den langsamen Schritt unseres allertrügsten Dienstmädchens zu beflügeln, daß er geradezu elfengleich dahinhuschte! Sowie das Zauberwort ertönte, sah man eine ungemein drastische Darstellung des Dichterwortes: „Alles rennet, rettet, flüchtet.“ Kein Wunder, wenn der Besitzer dieses Zaubermittels es hie und da, vom Übermutsteufel geplagt, anwandte, ohne daß Not am Manne war. Allein der Zorn der also Genarrten war einfach berserkerhaft. Ich glaube, alles verzeiht eine Mutter ihren Kindern, doch nie und nimmer die mißbräuchliche Anwendung dieser Formel! Und doch sollte man hier verständnisvoll sein, denn ihre Wirksamkeit ist nur auf die kurze Zeitdauer ganz weniger Jahre beschränkt...

Lange Zeit war es Bubis sehnlichster Wunsch, Portier zu werden. Er lungerte in jenem Zeitabschnitte seines Daseins ständig an der Haustüre herum. Noch längst, ehe jemand auf den Knopf der elektrischen Klingel gedrückt hatte, war er hinzugesprungen und hatte die Haustüre geöffnet. Mit herzlichen Worten begrüßte er die Eintretenden. Dann rief er zu mir herauf: „Bati, der Briefbote!“ — „Bati, der Bäcker!“ — „Bati, der Milchmann!“ — „Junge,“ antwortete ich ihm jedesmal, „du sollst zu allen Leuten ‚Herr‘ sagen.“ Bubi merkte sich das. Und plötzlich klang es von der Diele herauf, laut und deutlich: „Bati, ein Herr Bettler! — Guten Morgen Herr Bettler!“ Bubi machte dem zerlumpten Menschen tiefe Verbeugungen. Der „Herr Bettler“ wurde nach Erledigung der unumgänglich notwendigen parlamentarischen Erörterungen in die Küche geschoben, wo er etwas bekam, um seinen Hunger

zu stillen. Ich nahm den Jungen, der dem so sehenswerten Besuche eiligst folgen wollte, beiseite, stellte ihm vor, daß man niemandem „Bettler“ sagen dürfe, sintemalen dies keine ehrenvolle Bezeichnung sei, sondern eine Kränkung. Bubi war ein kluger Junge. Er verstand mich! Es tat ihm aufrichtig leid, den „Herrn Bettler“ gekränkt zu haben. Warum sollte er aber die Sache nicht einrenken? So ging er denn in die Küche und tröstete den mit beiden Backen Rauenden mit sanfter Stimme: „Nein, du bist kein Bettler, du. Bloß dumme und böse Leute sagen „Bettler“ zu dir. Ich sag's aber gewiß nicht wieder!“

Die Bettler waren zu jener Zeit seine ganze Liebe. Ungeheuer war die Achtung, die er vor ihnen hatte. Sie kamen in seiner Auffassung unmittelbar hinter einem kommandierenden General oder einem Droschkenfutscher. Das bezeugt folgendes Erlebnis: Seine Pfortnertätigkeit hatte er mit der Zeit so weit ausgedehnt, daß er die Ankommenden sofort dahin geleitete, wo sie hinsollten: die Lieferanten in die Küche, den Kohlenmann in den Keller, den Besuch in die „gute Stube“, die Bubi damals noch „Saló“ nannte — ein Wort, das er irgendwo und irgendwie aufgeschnappt hatte. — Einmal kam er atemlos die Treppe herauf in die Studierstube gerannt und rief, die Türe aufreißend, herein: „Bati, ich hab' ihn schon in den „Saló“ geführt, du brauchst dich nicht zu beeilen, ich spreche solange mit ihm.“ Weg war er wieder! Ich dachte mir nichts dabei. Er unterhielt sich ja gerne mit allen, die ins Haus kamen. — Im „Saló“ fand ich meinen Bubi in sehr angeregter Unterhaltung, nicht mit einem guten Bekannten, wie ich vermutet hatte, sondern mit einem — Bettler! Sofort stellte er vor: „Mein Bati — ein Herr Bettler.“ Ich meinte, mich träfe der Schlag. Denn der „Herr Bettler“ duftete gewaltig nach Rümme!, Backsteinkäse und anderem, dessen Ursprung nicht ohne weiteres klar war. Freudig grinsend bat er mich um ein Almosen. Schnell, um recht bald von diesem atemraubenden Dufte befreit zu sein, reichte ich ihm einige Pfennige hin, die er hochof freut einsteckte. „Grüß' auch deine Frau recht schön von mir“, rief Bubi ihm liebens-

würdig nach. Und während ich das Fenster aufriß — des Duftes wegen — warf sich Bubi gewaltig in die Brust und meinte stolz: „Gelt, jetzt kann ich's gut!“

Wißbegierig war er über alle Massen. Wie alle Kinder natürlich! Und wie alle Kinder hatte auch er seine Periode des „Warum“. Er schrieb's, oder besser gesagt: er sprach's, mit einem „ch“ und zwei „m“. Den ganzen lieben langen Tag ging's: „Wachumm?“ — Wir fahren in der Eisenbahn. Im Fluge sausten Felder und Wälder, Häuser und Dörfer an uns vorüber. Bubi saß still genießend am Fenster. Lieber hätte er allerdings daran gestanden und Kopf und Arme weit hinausgestreckt. Aber das gab's nicht. So mußte er durchs Fensterglas hindurch die Natur betrachten. Was er sah, gab ihm reichliche Gelegenheit, sich im „Wachumm-Fragen“ zu üben. „Wachumm ist das da draußen ein Baum?“ — Was soll man darauf antworten! „Na,“ sage ich in meiner Verlegenheit, „Pflanzen, die so aussehen, wie die da draußen, nennt man eben: Baum.“ — „Hm.“ Er war nur zum Teil befriedigt, brach aber ab, um neuen Stoff zum „Wachumm“ zu suchen. Nun hatte er wieder etwas gefunden. „Wachumm macht man Rauch?“ fragte er, als sich ein dicker, schwarzer Qualm am Abteüfenster vorüberwälzte. — Und dann ging's wie ein Sturzbach. Sowie eine Frage beantwortet war, brachen neue über mich herein. „Wachumm wachsen die Bäume?“ — „Wachumm ist das ein Wald?“ — „Wachumm heißt man so ein Band eine Schnur?“ — „Wachumm ist das da oben Himmel?“ — „Wachumm heben die Hunde immer ihren Schwanz in die Höh?“ — Endlich suchte ich Rettung in der Gegenfrage: „Warum bist du der Bubi?“ Das machte offenbar tiefen Eindruck auf ihn, denn er schwieg eine Zeitlang sehr nachdenklich. Plötzlich leuchtete sein Gesicht auf und er sagte: „Weil du der Bati bist.“ Und das „Wachumm“ hob von neuem mit einer bis dahin ungekannten Heftigkeit an. — Nun fahren wir durch einen Hohlweg hindurch. Bubi lugte ehrfurchtsvoll an den hohen Böschungen zu beiden Seiten hinauf, durch die unser

Zug hindurchsauste. „Wachumm stehen die Bäume so hoch da droben?“ — „Wenn welche da oben stehen, müssen sie hoch sein, weil die Böschung hoch ist“, sagte ich, da ich ungeduldig zu werden begann. Diese Antwort befriedigte jedoch den kleinen Quälgeist ganz und gar nicht. Er zog vielmehr seine Stirn in Falten und meinte: „Weißt du, du hättest auch sagen können, damit die Engelschen leichter ihr Gemüse aus den Blättern holen können.“

O kindliche Einfalt, die noch an Blättergemüse schmausende Engel im Himmel glaubt! Wir sind in unserer Zeit naturalistischer veranlagt! Solltest du, mein Sohn, unter die phantastischen Träumer gehen wollen? Aber nein! Keine Gefahr! — „Was ist das da oben: das Blaue und die vielen weißen Dinger, die so laufen?“ fragte er eines Tages. Seine Schwestern, die schon weiser waren als er, belehrten ihn: „O du! Das weißt du nicht? Das ist doch der Himmel!“ — Ich erklärte ihm, was „Himmel“ ist. Auch was Wolken sind. Ich erzählte ihm im Anschluß daran von meinen Wanderfahrten, wie ich oft als fröhlicher Bursch in Vogesen und Schwarzwald und in den Bergen der Schweiz durch Wolken hindurchgezogen war, die an den Berggipfeln hingen, und wie wir alle davon „Flitschenaß“ wurden, wie wir dann mitunter, wenn wir die Wolken durchwandert hatten, oben auf dem Gipfel den wunderbarsten Sonnenschein fanden, während die Nebel tief unter unseren Füßen weiter brüteten, wie Drachen vor den Eingängen zu schätzebergenden Felsenhöhlen. Einige Tage später hatte Bubi Besuch. Ein kleines, niedliches Mädchen war es, dem er sehr gewogen war. Anfangs fraßen sich die beiden beinahe vor Liebe auf, und Bubi teilte seine Bonbons redlich und mehr als brüderlich mit ihr. Sie aber war eine Selbstsüchtige von reinstem Wasser. Als sie Schokolade bekam, fraß sie sie ganz allein auf, ohne sich um die größer und größer werdenden Augen Bubis irgendwie zu kümmern, der so etwas gar nicht verstehen konnte. Schließlich jedoch mußte er seiner Empörung Luft machen, er hätte sonst ersticken müssen! „O, was bist du für ein häßlicher Freßack“, rief er ihr zu und spuckte verächtlich aus — er hatte

das kurz vorher bei unserem Milchmann gesehen, bewundert und sofort als „männlich“ nachgeahmt. Seine Freundin war darob schwer beleidigt. Sie fing zuerst an zu heulen, worauf sie ihm mit einer großen Zungenfertigkeit, die sehr erfreuliche Ausblicke für die Zeit eröffnete, da sie „als züchtige Hausfrau drinnen walten“ würde, eine längere Gardinenpredigt hielt, die mit den Worten schloß: „Du Garstiger, du! Du bist ein Böser... ein... ein... ein häßlicher Junge, ein Bengel bist du!“ Bubi war überaus verduzt, da er statt dieses ihn anschuldigenden Wortschwalles Reue und Buße erwartet hatte. Als sie jedoch fortfuhr: „Du kommst auch gar nicht in den Himmel“, da fand er seine Fassung wieder, die Fassung des geistig und sittlich Überlegenen! Hohnlachend steckte er die Hände tief in seine unergründlichen Hosentaschen hinein und sagte spottend: „Hä, was mir das ausmacht, hä! Da bin ich ganz froh darüber! Wer möchte denn in den Himmel? Da wird man ganz naß! Bati ist drin gewesen, der hat mir's gesagt.“

Auch sonst zeigte er Anlage zu kräftigem Erfassen der Wirklichkeit. Er war einmal mit vielen anderen Kindern zusammen. Sie beteten alle, und er sollte mitbeten. Er hatte es bei uns nicht gelernt. Denn ich bin ein Feind des Kindergebetes. Oder glaubt jemand im Ernste, ein Kind verstehe etwas von dem, was es von Sünde und Gnade und Blut gewohnheitsmäßig herunter sagt? Ich habe wenigstens in meiner Jugend nichts davon verstanden, sondern gedankenlos nachgeredet, was mir vorgesagt worden war, und erst viel, viel später habe ich beten gelernt. Das Leben war mein Lehrmeister. Ich hatte deshalb Bubi, ebenso wie den anderen Kindern kleine, dem kindlichen Verständnisse angepaßte Sprüchlein beigebracht, die er, nachdem ich mich davon überzeugt hatte, daß er sie auch wirklich verstand, hersagen durfte: vom Kinderherzen, das wahr sein soll wie der Spiegel, klar wie der Tau, rein wie die Lilie; oder davon, daß ein gutes Kind nicht zanken wolle; oder vom armen Mann, dem man gerne ein Stück Brot oder ein warmes Kleid für seine frierenden Kinder gibt. — Wie nun der kleine Kerl

ein ihm durchaus unverständliches Gebet hersagen sollte, erhob er zuerst lebhaften Einspruch. Er wollte lieber seine eigenen „Gebete“ sprechen. Das durfte aber nicht sein! Nun saß er kopfschüttelnd da und wunderte sich über die Maßen darüber, daß ein „Großer“, der Herr Jesus, in seinem kleinen Herzen wohnen sollte. Das konnte er einfach nicht begreifen! — Allein mit der Zeit geht alles! Und schließlich schnatterte er das, was er gelernt hatte, herunter, gerade wie die anderen Kinder auch. Aber — in seiner Art! Er hatte sich selbst gegen die Geistlosigkeit geschützt. — „Am liebsten bet' ich noch das vom Kuchen“, erklärte er mir, als ich ihn besuchte, nachdem er mir seine Not geklagt hatte. — „Vom Kuchen?“ fragte ich erstaunt, „wie heißt denn das?“ Und er fing an: „Breit' aus die Flügel beide, o Jesus, meine Freude, und nimm das Küchlein ein. Will Satan es verschlingen...“ — „Was erzählst du da?“ fragte ich entsetzt. Bubi sah mich halb mitleidig, halb gekränkt an und sagte: „Na, ein Küchlein —, das ist doch ein kleiner Kuchen, nich?“

Ja, Kuchen und Süßigkeiten! Wenn er die nur haben konnte! Das war sein höchstes Glück. Einmal bekam er irgendwoher drei Schokoladezigarren geschenkt. Seine Freude war riesengroß. Eine anwesende Dame, die seinen Gebermut auf die Probe stellen wollte, bat ihn, ihr eine davon zu schenken. Nun war Bubi durchaus kein „Freßack“, sondern von vornherein daran gewöhnt, alles mit seinen Geschwistern zu teilen, wie er überhaupt gerne schenkte. Diesmal aber war seine Habsucht größer als sein guter Wille. Zu kostbare Schätze waren es, die er in diesen drei Schokoladezigarren besaß. So kam es, daß sich zwischen ihm und mir folgendes Zwiegespräch entspann: „O Bubi! O! Schenke doch der Dame eine Zigarre!“ — „O Bati, ich habe die Zigarren so gerne!“ — „Gewiß, aber die Tante hat sie auch gerne.“ — „O Bati, ich hab' sie sicher viel gern.“ — „Sieh, du hast drei Stück. Die Tante aber hat keine einzige. Willst du ihr keine geben?“ — „O Bati, dann hab' ich ja nur noch zwei.“ — „Natürlich. Aber zwei ist immer mehr

als gar nichts, und die Tante hat nichts.“ — Er sann eine Weile nach. Ich dachte, er kämpfe mit sich selbst, suche sich zu überwinden. Weit gefehlt! Der Bengel suchte nur neue Ausflüchte, da er gar nicht im Sinne hatte zu teilen. Sein Gesicht hellte sich sehr bald auf, und freudestrahlend, als hätte er den Stein der Weisen entdeckt, erklärte er mir: „Ach Bati! Weißt du das nicht, daß Damens überhaupt nicht rauchen? Nur Herren rauchen!“ Und fröhlich fraß er sämtliche drei Zigarren auf.

Als er größer geworden war, fesselten ihn auch die richtigen Zigarren. Zu gerne hätte er eine geraucht. Immer wieder versuchte er, mir eine abzubetteln. Ich dachte endlich: gibst du ihm keine, so geht er womöglich heimlich dran. Laß ihn also lieber eine rauchen. Wird ihm dann ordentlich übel, so wird er zunächst von seiner Sehnsucht nach dem Tabak geheilt sein. — Ich sagte ihm darum, er sollte eine haben, wenn er sich verpflichten wollte, sie ganz und gar aufzurauchen. Ich riet ihm jedoch davon ab, da ihm „hundeübel“ dabei werden würde. Er war aber seiner Sache vollkommen sicher, und ging auf die Bedingung ein. Um die Katastrophe, die ich kommen sah, nicht allzu schwer zu gestalten, reichte ich ihm zunächst eine Zigarette mit dem Versprechen, ihm, wenn er die Probe seines Könnens mit dieser abgelegt hätte, eine Zigarre dazu zu schenken. Bubi war's zufrieden und fing an zu qualmen wie ein Schornstein, während die ganze Familie um ihn staunend herumstand und seinem kühnen Unterfangen mit gemischten Gefühlen zusah: die Geschwister mit unverhohlener Bewunderung und großem Neide, da sie dasselbe gerne getan hätten, den Mut dazu aber nicht besaßen, der in pechkohlenrabenschwarzen Farben vorgetragenen Folgen wegen, meine Frau in großer Angst, alles vorbereitend, um „dem armen Jungen“ das Los zu erleichtern, wenn's so weit wäre, ich mit schadenfroher Erwartung des ersten Anzeichens der Katastrophe: des Bläßwerdens. Weiter und weiter brannte die Zigarette herab, doch er blieb rosig wie zuvor und versicherte auf wiederholte Anfragen seiner Schwestern und seiner Mutter, daß er sich überaus wohl fühlte. Schließlich warf er mit

der Geste des Siegers den kleinen Stummel zum Fenster hinaus, wischte sich den Mund und meinte trocken: „So, das hätten wir hinter uns!“ Ich war über den mangelhaften Erfolg meiner pädagogischen Maßnahme erstaunt und auch etwas verärgert. Hatte ich doch zu deutlich und klar Unheil geweissagt, als daß mein Ansehen als Prophet und Warner durch diesen Mißerfolg nicht einen argen Stoß hätte erleiden müssen. Deshalb bot ich ihm mit heuchlerischer Freundlichkeit eine recht schwere Zigarre an und sagte: „So, nun darfst du auch diese rauchen!“ Doch ich hatte Pech. Denn statt zuzugreifen, streckte der Junge freundlich abwehrend die Hände aus und sagte: „Nee, danke. Weißt du, so dumm bin ich nun doch nicht, daß ich die auch noch rauche.“ — Ich warne nach diesem Mißerfolg alle Väter und Mütter, ihren Söhnen auf diese Weise das Rauchen abgewöhnen zu wollen. Es kann gründlich fehlschlagen. So gründlich, wie bei mir, wo die Mädels mir kurze Zeit darauf an die Zigaretten gingen und gemeinsam mit Bubi je eine pro Kopf „flauten“, um zu sehen, ob sie es ebenfogut verstünden, wie der Bruder. Und tatsächlich: die Sache gelang ihnen glänzend, und ich war der Dumme!

Doch kehren wir in frühere Zeiten zurück, da Bubi noch niedlich und possierlich und nicht so gerissen war wie heute. Damals ließ er auch weibliche Reize in naiver Weise auf sich wirken. Sowie ein weibliches Wesen in seine Nähe kam, sah er es darauf an, ob er es heiraten könnte. Hatte es die Prüfung bestanden, so machte ihm Bubi ohne weiteres einen Heiratsantrag, der kurz und bündig in die Worte gekleidet wurde: „Du, Tante, dich heirat' ich!“ Welchen Maßstab er hierbei anwandte, ist mir bis heute schleierhaft geblieben. Es scheint mir, daß er zwei verschiedene anlegte, den einer künstlichen und den einer natürlichen Schönheit. — Eine Zeitlang hatte er überhaupt keinen Heiratsantrag mehr gemacht, obwohl er gerade damals mit sehr vielen Frauen und Mädchen zusammenkam, so daß ich schon dachte, er habe es vergessen oder wolle verzichten. Doch nein, es war anders! Als nämlich eines Tages eine junge,

wirklich hübsche Dame auftauchte, erklärte Bubi ihr sogleich: „Dich heirat' ich!“ Da begann mir ein Licht zu dämmern. Aha! Der Bengel machte stets den Schönsten Heiratsanträge! Nach zwei Tagen tauchte ein zweites, bildhübsches junges Mädchen auf, und sofort erklärte er diesem wieder: „Du, ich heirate dich. Ganz sicher dich!“ Als die Herzallerliebste Nummer eins betrübt meinte: „O Bubi, bist du mir so schnell untreu geworden?“ da verteidigte er sich: „Nein, nein, dich heirate ich ja auch, wenn Fräulein X.“ — die Herzallerliebste Nummer zwei — „gestorben ist!“ Ich fragte ihn leise: „Sag' mal, warum willst du nun gerade Fräulein Y. zuerst heiraten und nicht Fräulein X.“ Er ebenso leise zurück: „Aber Bati, merkst du denn nicht, daß Fräulein Y. viel schöner ist als Fräulein X.“ — „So? Was ist denn so Schönes an ihr?“ — „Ach, sie hat einen ganz runden Kopf und rote Backen.“ — Also die Hübscheste war ihm gut genug! Ich freute mich in gewissem Sinne über seinen guten Geschmack, denn im allgemeinen fischte er sofort aus einer ganzen Damengesellschaft tatsächlich die Hübscheste heraus. Doch eines Tages wurde ich grausam enttäuscht. Es kam eine alte Frau, mehrfache Großmutter. Staunend betrachtete Bubi die alte Dame eine Weile, um sich ihr dann ganz schüchtern zu nähern und ihr leise zu erklären: „Du, ich heirate dich!“ Sie fühlte sich unendlich geschmeichelt, gehoben; ich war verblüfft, enttäuscht. Denn die alte Dame war nichts weniger als eine Schönheit, ja, man sah ihr an, daß sie es in ihrem ganzen Leben nicht gewesen war. Darum fragte ich nachher: „Findest du diese Tante auch schön?“ „Sie nicht, aber ihr Kleid! Das riecht gut, und sie hat so schöne Blumen auf dem Hute“, war die Antwort.

Also Kunst statt Natur! Na, das wird schon noch anders werden. Beunruhigen wir uns darüber einstweilen nicht! Im Gegenteil, freuen wir uns, daß der Junge so innig mit der Kunst sich vertraut macht. Das hat er in der That schon frühzeitig getan. Wenn er auch zunächst nur für schöne Bilder und gute Märchen schwärmte. Die liebte er über die Maßen. Ein-

mal hatte ich ein Märchenstück geschrieben. Immer wieder mußte ich ihm das Stück vorlesen, vor allem den Auftritt, da die „bösen“ Jäger den „armen“ Hirsch verfolgten, der sich in der Hütte des „lieben“ Einsiedlers versteckt hatte, von dem er geschützt wurde. Und wie die „Bösen“ den „Lieben“ wegstießen, um den „Armen“ trotzdem zu töten, da wurden sie von Nixen und Elfen, von Kobolden und Irrlichtern, von Käfern und Späzen jämmerlich verhauen und über die Bühne geschleppt. Hei, wie diese Bestrafung des Unrechts das Kindesherz erfreute! Das war das Aller-aller schönste! Aber noch einen Grad höher als dies Aller-aller schönste stand doch der Schlußsatz des Auftritts, welcher lautete: „Die Bühne leert sich langsam.“ Wie oft haben die Kinder gerade diesen Schlußsatz aufgeführt! Wie sie das machten? — Nun, sie wandelten in förmlicher Haltung gemessenen Schrittes im Kreise in der Stube umher. Und leise, als murmelten sie geheimnisvolle Zauberformeln, sprachen sie vor sich hin: „Die Bühne leert sich langsam... die Bühne leert sich langsam...“ — Das Märchenstück wurde aufgeführt. Die Kinder saßen im Theater. Glühend vor Aufregung. „Ihr“ Märchenstück, das Märchenstück ihres Vati wurde ja aufgeführt! Besonders Bubi folgte mit fieberhafter Aufmerksamkeit den Vorgängen auf der Bühne. Ach, es war ihm alles so wohlbekannt. So oft hatte er selbst den Versuch gemacht, es mit den Geschwistern zusammen zur Darstellung zu bringen. Trotzdem wirkte die Aufführung wie eine Offenbarung auf ihn. — Seine Aufregung stieg auf den Höhepunkt. Denn es mußte das „Aller-aller schönste“ kommen: der verfolgte Hirsch sollte über die Bühne rennen, und die Tiere alle die „Bösen“ strafen. Aber — o weh! Gerade diesen Auftritt hatte der Spielleiter gestrichen! Und ohne daß eine Bestrafung der „Bösen“ stattgefunden hätte, ging das Spiel weiter. Darüber geriet Bubi in so großen Zorn, daß er Einspruch erhebend mit lauter Stimme durch den Zuschauerraum zur Bühne hinrief: „Halt! Das ist falsch, das kommt noch gar nicht!“ — Und seine Kritik am Ende der Vorstellung faßte er in die

Worte zusammen: „Es ist schön gewesen. Aber ganz schön nicht. Sie haben die Bösen nicht bestraft und nicht einmal gespielt: die Bühne leert sich langsam.“

Ja, er war ein possierliches Kerlchen, unser Bubi. Und manches Stücklein, das er lieferte, hat uns erfreut. War doch alles harmlos und drollig, was er tat und sagte. So saß ich eines Sonntagmorgens in meiner Studierstube, meine Predigt mir eifrig einprägend. Der Zeiger der Uhr näherte sich ganz bedenklich dem Punkte, da sie „sitzen“ mußte. Sie aber kümmernte sich nicht um die Schnellvergänglichkeit der Zeit, verlangte vielmehr noch weiterhin ernste Arbeit. Die Kinder kamen und bettelten: „Bati, spiel mit uns. Bitte, bitte, nur ein bißchen!“ — Ja, ja, ich hatte die Kinder verwöhnt! Sie meinten, es ginge nicht an, daß sie allein spielten, immerzu mußte ich ihr „großer Bruder“ sein, der sie anführte. Aber diesmal war nichts zu wollen, mit dem allerbesten Willen nicht. „Kinder, nicht daran zu denken! Ich muß ganz ungestört sein. Hört ihr's? Daß mir keines mehr das Studierzimmer betritt. Wenn die „Kirche aus“ ist, spiel' ich wieder mit euch, was und soviel ihr wollt. Nur jetzt muß ich Ruhe haben!“ Das war meine Antwort, und um sie zu bekräftigen, öffnete ich die Türe und ließ die kleine Gesellschaft flink hinausmarschieren. Mäuschenstill war's nun im Hause. So konnte man arbeiten. Und ich arbeitete. — Da öffnete sich schon wieder die Türe! „Was ist los?“ Ah, Bubi war's. Sachte schlich er herein und wartete bescheiden am Schreibtische, daß ich ihn anredete. Es geschah in einem ziemlich ungeduligen Tone: „Was gibt's, Junge? Du sollst doch nicht herein!“ — Er ließ sich nicht irre machen, sondern bat, als hätte ich nicht deutlich genug geredet gehabt: „O Bati, spiel doch mit uns! Nur 'n bißchen.“ — „Es geht nicht. Ich muß nachher predigen!“ — „O Bati, nur 'n bißchen!“ — „Aber Bubi! Wenn Bati sagt: Es geht nicht...“ Der Junge ist ganz und gar geknickt. „Das dumme Predigen,“ ruft er zornig, „immer mußt du predigen. Wachumm mußt du immer predigen?“ — „Weil ich Pastor bin.“ — „Wachumm müssen

Pastoren immer predigen?" — Warum? Ja, was sollte ich darauf antworten? Für gelehrte Auseinandersetzungen hatte Bubi keinen Sinn, einfach und realistisch mußte man ihm kommen! Darum setzte ich ihm auseinander: „Ja, Bubi, sieh, das ist unser Beruf. Der Bäcker backt Brot und der Schuster macht Schuhe und der Arzt heilt die Menschen und der Pastor predigt. Dafür bekommt er dann Geld. Ich auch. Dafür kauf' ich dir dann Hosen und Spielzeug und Schuhe und Kuchen und allerhand andere Sachen.“ — Freudestrahlend rief er aus: „Dann brauchst du doch nicht zu predigen! Geh' nur zu Mutti, die hat Geld, ich hab's gesehen. Das ganze „Portenee“ ist voll. Lauter goldige und dreckige Pfennige.“ — „Das ist doch das Geld, das ich verdient habe. Ich habe es Mutti gegeben. Sieh, Junge, wenn ich nicht predige, dann hast du nichts zu essen!“ — Da schlang der Kleine glückstrahlend seine Arme um meinen Hals und rief jubelnd: „Bati, dann brauchst du heut' aber gewiß nicht zu predigen. Spiel' nur gleich mit uns. Ich hab' ja schon gefrühstückt.“

Ja, er hatte uns manchen Sonnenschein ins Haus am Weserstrande gebracht, unser Bubi. Kräftig war seine Gesundheit, stark waren seine Glieder, dick seine Waden. Und doch... Gerade er hat uns später gar unliebsame Gäste zugeführt, der kleine Kerl. An einem Augusttage war's, da in jenem regnerischen kalten Sommer des Jahres 1909 die Sonne ausnahmsweise recht warm schien. Er war mit seinen „Freunden“ — er hatte derer stets einige auf Lager — unten am Weserstrande. So schön spielte er mit ihnen, ach, so wunderschön! Tiefe Löcher gruben sie in den Sand: ihre Höhlen, spannten Lächer darüber — und es waren Zelte. Dahinein legten sie sich. In den feuchten Sand...

Da kam ein Weib zu ihm. Düster war ihr Blick, schwarz ihr Kleid, traurig ernst ihr Antlitz, doch von verzehrender Schöne. Bubi fürchtete sich nicht vor ihr. Da nahm sie den Vertrauensseligen auf den Schoß und küßte ihn.

Und ein anderes Weib trat hinzu. Wirres, graues Haar um-

flatterte ihr Haupt. Verzerret waren ihre Züge, hohl die Wangen, tief in ihren blaumränderten Höhlen lagen die Augen, ihre Finger waren bekrallte, fleischlose Knochen. Auch sie wollte Bubi küssen. Doch er stieß sie von sich. Da lud Bubi die erste ein, mit ihm zu kommen. Und er brachte sie herauf, ins Haus am Weserstrande. Mein Herz wollte erstarren, als ich dies ernste, schöne Weib sah, mit der mein Knabe Freundschaft geschlossen hatte. Ich kannte sie nur zu gut, die Frau Krankheit. Und die andere, die hinter den beiden herrschlich und sich nicht abweisen ließ? Es war Frau Sorge, auch eine gute Bekannte! Mit List und Gewalt wollte und will sie heute noch in des Jungen Herz hinein! Doch er läßt sie nicht an sich herankommen, er will nun einmal nichts von ihr wissen. Dafür liebt er ein jungblühendes Weib, das goldlockig, in strahlender Schönheit bei ihm weilt und das er niemals von sich läßt: Frau Hoffnung. Wie lacht und schwätzt er mit ihr zusammen, während Frau Krankheit ihn still und stumm an der Hand geleitet...

Frau Sorge schleicht unterdessen scheu und rastlos im Hause umher. Überall will sie dabei sein. Nicht nur beim Spiel und der Arbeit meines Knaben, nein, auch bei uns, seinen Eltern. Sie sitzt neben uns, wenn wir arbeiten, an unserem Tische, wenn wir essen, geht mit uns, wenn wir Ausflüge machen wollen... Und immer hält sie uns unseres Knaben Bild vors Auge. Was sollen wir tun? Wie uns ihrer erwehren? — — Wie unser Bubi wollen wir's machen! In seine strahlenden Augen schauen wir hinein, auf die Frau Hoffnung ihre segnenden Küsse gedrückt... Darüber ärgert sich Frau Sorge gar sehr. In ihrem Unmut versucht sie gewalttätig zu werden. Mit ihren Krallenfingern umklammert sie meinen Hals. Doch — ich lache! Spotte ihrer! Bin stärker als sie, will es sein und bleiben. Mit meinem Federkiele kitzle ich die alte Grauhaarige unter der Nase. Freilich — auch dann lacht sie nicht. Aber sie muß niesen — und loslassen... Schließlich wird sie doch auf- und davonmüssen, die Frau Sorge... wenn wir alle so weit sein

werden wie Bubi, der sich mit Frau Hoffnung zusammen des Lebens freut, während Frau Krankheit mit ihm spielt...

Ach, unsere Kinder sind auch unsere Lehrmeister...

Es war mit den Jahren noch ein viertes hinzugekommen: unser Manni, genannt der Sonnenschein. Weil er uns das ist, was der Landschaft der Sonnenschein.

Was ist denn eine noch so schöne Landschaft ohne diesen? Sie sagt uns nichts, läßt es nicht oder nur mit der allergrößten Mühe zu, daß wir uns in sie einfühlen. Fremd mutet sie uns an, tot und kalt liegt sie vor uns. Doch ein einziger Sonnenstrahl läßt sie lebendig werden. Und beredt. Daß sie mit eindringlicher Gewalt zu unserem Herzen spricht. Und waren wir müde und verdrossen — der Sonnenschein küßt die finstere Stirne, daß sich die schwarzen Wolken schnell verziehen, die uns den Ausblick verwehrten und uns bedrückten, er läßt das Herz licht und fröhlich werden und das Auge blank. War der Weg, den wir wanderten, dann auch noch so mühsam, daß wir schließlich nur müde und verzagt dahinschliefen — der Sonnenschein macht uns wieder Mut, daß wir hoffnungsfreudig in die Zukunft schauen.

Genau dieselbe Wirkung übt unser „Manni“-Sonnenschein aus. Er läßt uns frisch und heiter, frohgemut und hoffnungsfreudig werden. Und wenn der Himmel noch so voller Wolken hängt, daß der natürliche Sonnenschein nicht durchdringen kann, wenn es düster ist in mir, dann laß ich ihn erstrahlen, meinen Sonnenschein: der blondlockige Manni muß mir etwas vorplaudern, vorspielen...

Oder könnte man verstimmt bleiben, wenn der kleine Manni über einen Besuch, den er ausnahmsweise einmal dem Kino abstatten durfte, also berichtet: „Im Deadler (= Theater) dort hinten — weißt du, wo es ist? O du, das weißt du nicht? Dann gehst du erst so 'rum und dann drehst du dich 'rum und gehst so, und dann gehst du über einen großen Platz und durch die kleine Straße und dann siehst du's schon — da hängt ein großes Bild, wo einer ein Fräulein an den Haaren

hält, daß sie furchtbar schreit — auf dem Bilde! Und es steht einer davor, der sieht aus wie ein Herr Hauptmann oder ein Herr General, der sagt immer: „Kommen Sie 'rein!' Da gehst du 'rein, und du bist da. Und da war die Königin Luise — o, die war schön! Sie hat so Locken auf dem Kopfe gehabt und einen dicken Stern an ihren 'Hosen'. Und der Narrpulio (soll heißen Napoleon) ist auch gekommen und ist auf dem Pferd geritten, und der ist geschossen worden, und die Soldaten haben marschgeschriet. Auf einmal haben die Kanonen ganz fest gepustet — o, ganz viel Feuer haben sie gepustet — und dann haben die Soldaten den Kanonen die Kamme gepußt.“ — Weiter hatte er dort „die Fräulein Dpatrat“ (= Kleopatra) gesehen. „O, wie hat die mit Schlangen gespielt! Und dann ist sie gebissen worden. Man darf doch nie mit Schlangen spielen, nicht wahr, Bati? Ich spiele ganz sicher nie mit Schlangen, sonst werd' ich auch noch gebissen.“ — O, so viel hat er im „Deadler“ gesehen: „Negers, nein Negern, die haben Tigers totgemacht... es waren aber keine Esels im Deadler...“ — „Nicht?“ frage ich boshaft, „ich glaube doch.“ — „Nein, sicher nicht! Die Eseln, die sind vor die Wagen und werden gehauen mit die Peitsch'.“

Das Herz muß einem aufgehen, wenn Manni, sowie die Sonne gesunken ist, und die Nacht heraufzieht, traurig ausruft: „O, die böse Nacht! Sie hat die Sonne ausgepustet!“ Oder wenn er mit seinem feinen Stimmchen zu singen anhebt. Am liebsten singt er ein altes Soldatenlied, dessen Rehrreim lautet: „Kapitän und Leutenant, Fähnerich, Sergeant, nimm das Mäd'el bei der Hand.“ — Statt dieser Worte singt er, seinem Begriffsvermögen entsprechend: „Kaffee, Tee und Leutenant, nimm das Mäd'el bei der Ha—Ha—Hand!“ — Dann läuft er in den Garten, um zu „arbeiten“. Er nimmt einen riesigen Hammer und schlägt damit dicke Drahtnäg'el ein, überallhin, wo er Platz dafür findet, nicht gerade zu unserer Freude. — Er wollte sein „Pfedchen“ flicken, das am Halse schwere Verletzungen aufwies, allein die eingeschlagenen Nägel hatten die

Wunde nur noch schlimmer gestaltet. Sie mußte demnach auf andere Weise zur Heilung gebracht werden. So versuchte Manni es damit, daß er das Pferd ins Wasser legte. Sachte schwand die Farbe. Er rief um Hilfe! Meine Frau, die dazu kam, nahm es schnell heraus und stellte es weg, damit es trocknen sollte. Da stieg Manni zu mir herauf und begrüßte mich heulend: „Die Mutti hat mich mein Pfdchen weggenommen.“ — „Mir, Junge, mir!“ verbesserte ich ihm sein Bremer Deutsch. Er aber verstand mich falsch, denn er schlug die tränengefüllten Augen zu mir auf und fragte teilnahmsvoll: „Armer Bati — dich auch?“ — Er hatte sein Pfdchen wiederbekommen. „Jetzt reit' ich nach Merika!“ rief er frohlockend aus, als ob das Pferdchen ein Handels-U-Boot wäre. — Eine Apfelsine, die auf der Anrichte lag, erregte seine Aufmerksamkeit und seine Lust. Zu gerne möchte er sie haben! „Bati,“ sagte er, „ist das eine Apfelsine?“ — „Gewiß“, entgegnete ich; ich durchschaute den Schelm, wollte aber sehen, wie er's anfangen würde, um sich in den Besitz der ersehnten Frucht zu setzen. — „Bati! Ist die Apfelsine süß?“ — „Ich glaube wohl.“ — „Bati!“ — „Was denn?“ — „Bati, hör' mal!“ — „Ich höre.“ — „Bati, mein Pfdchen hat einen trockenen Maul.“ — „Dann gib ihm zu saufen.“ — „Ich glaub', es friß lieber Apfelsinenschale.“ — „Glaubst du wirklich?“ — „Ja, Bati, ich glaub' wirklich.“ — „Dann könntest du wohl die Apfelsine essen, wie?“ — „Ja, Bati, das könnt' ich ganz gut!“ — Wer möchte ihm nach solcher Unterredung die Apfelsine vorenthalten? Er bekam sie natürlich. Aber wie er so recht herzhaft hineinbiß, daß der Saft herausspritzte, da verzog sich sein Gesicht zu einer fast schmerzlichen Grimasse; tapfer schluckend sagte er: „Au, die ist aber sauber (= sauer).“ — Die Pferde liebt er sehr, und die Droschkenkutscher sind sein Ideal. Wenn eine Droschke vor unserer Türe hält, läuft er stets hinaus, um sich mit dem „Herrn Kutscher“ zu unterhalten. Etwa so: „Guten Tag, Herr Kutscher.“ — „Guten Tag.“ — Pause. Manni streicht um den aufrichtig bewunderten Pferdebeherrscher herum. Er studiert dessen

Züge, um zu sehen, was wohl gewagt werden kann; ob er die Unterhaltung wohl mit einiger Aussicht auf Erfolg dahin zu drehen vermöge, daß der „Herr Kutscher“ ihn aufs Pferd setzt. „Ist das dein Pferd?“ — „Jawohl, mein Junge.“ — Der „Herr Kutscher“ spuckt in großem Bogen aus, Manni ist voller Bewunderung über dies Können und versucht das schöne Beispiel nachzuahmen. „Hast du viele Pferde?“ — „Nein, zwei im ganzen!“ — „Hast du nicht drei?“ — „Nee, nur zwei.“ — „Warum hast du nicht drei?“ Der „Herr Kutscher“ wollte eben seine große Nase in ein noch größeres, rotes, mit weißen Punkten verziertes Taschentuch versenken. Nun zieht er sie wieder heraus und starrt Manni erstaunt an. Dann putzt er sein Niechorgan sehr geräuschvoll und sagt trocken: „Weil ich nur zwei brauche. Darum.“ — „Ah!“ Die Unterhaltung stockt. Manni nimmt sie wieder auf. „Was machst du mit deinen Pferden?“ — „Ich? Na, ich spann’ sie vor den Wagen.“ — „Müssen sie viel laufen?“ — „Nee, nicht viel.“ — „Werden die Pferde auch müde?“ — „Jaa, mitunter, wenn sie viel laufen müssen.“ — „Aber deine Pferde müssen doch nicht viel laufen. Hast du vorhin gesagt.“ — „Ja, natürlich.“ Der „Herr Kutscher“ ist verwirrt. Er ahnt ja nicht, wohinaus die Reise geht. Manni setzt ihm indessen weiter zu: „Dann ist das Pferd hier sicher nicht müde.“ — „Nee,“ sagt der Kutscher mit Überzeugung, „der ist heute noch gar nicht gelaufen, der ist noch nicht müde, nee!“ — „Kann man sich auch draufsetzen?“ — Der Kutscher merkt immer noch nichts! „Ja, das kann man wohl.“ — „Wird das Pferd wohl müde, wenn du mich jetzt mal draufsetzest?“ Da geht ein freundliches Grinsen über des „Herrn Kutschers“ verwittertes Gesicht. „Komm, Kleiner, du sollst draufsitzen“, sagt er und hebt das Bürschlein mit Liebe auf den alten, halblahmen Fuchs. Und Manni sitzt oben, stolz wie ein römischer Triumphator! — —

Um unseren Fischlein im Aquarium billiges Futter zu verschaffen, haben wir eine Zucht jener bekannten winzig kleinen Krebse, Daphnien oder Wasserflöhe genannt, eingerichtet. Manni

hat mir geholfen, ihre Wohnstätten zu bereiten: ein Kübel wird mit Wasser angefüllt, in das faulendes Heu und alte Salatblätter geworfen werden, damit Infusorien entstehen, die ihrerseits wieder von den Wasserflöhen aufgefressen werden. Nach diesen Vorbereitungen werden einige Daphnien hineingesetzt, die dazu bestimmt sind, die Stammväter unzähliger neuer Generationen zu werden, die von den Fischen aufgefressen werden sollen. — Manni betrachtet sich das Gewimmel im Wasser, um dann erfreut auszurufen: „O, Bati, das wird aber fein! Wenn wir noch mehr ‚ganz viele‘ haben, dann bauen wir eine Bude auf dem Freimarkt und machen einen Flohmarkt, und dann verdienen wir viel Geld, nicht?“

Sehr wißbegierig ist Manni. Und diese Wißbegierde äußert sich durch ununterbrochenes Fragen. Auch bei Tisch, obwohl er da eigentlich den Mund zu halten hat. — Da wird ein Puterbraten aufgetragen, den meine Frau in teuren Zeiten für mehr als schweres Geld einem, diesmal in Wahrheit, notleidenden Agrarier abgekauft hat. — Es entspinnt sich folgendes Zwiegespräch: „Bati?“ — „Was denn?“ — „Was ist das?“ — „Das ist ein Puter!“ — „Ein Bruder? O, den kann man doch nicht essen!“ — „Nein, kein Bruder! Ein Puter!“ — „Ah!“ — Nach einer Weile des Besinnens: „Hat der Puter auch Beine?“ — „Natürlich.“ — „Hm.“ — Pause. — „Bati, hat der Kuter auch Arme?“ — „Nicht Kuter — — Puter, Junge! Nein, Flügel hat der Puter.“ — „Hat der Puter auch Federn?“ — So geht es eine Weile hin und her, bis er endlich begreift und sagt: „O, das ist ja gar kein Puter, das ist doch ein Truthahn!“ — Ein andermal sieht er bei einer Fahrt über Land einen Pfauen. Er kann sich vor Entzücken nicht fassen über das schöne Tier, das im herrlichsten Schmucke seiner Federn vor uns herumtänzelt. „O Bati, eine schöne Frau ist das!“ — „Ein Pfau, nicht eine Frau.“ — „Ein Pfau.“ — „Nein, ein Pfau.“ — „Ah, so, eine Frau.“

Ja, diese vielen Worte, die er nie gehört oder die in immer neuen Zusammenstellungen in sein geistiges Sehsfeld treten, ma-

chen ihm manches zu schaffen. Aber er läßt sich nicht verblüffen, und, wenn's nicht anders geht, so folgt er dem bekannten Worte im „Faust“: „Legt ihr's nicht aus, so legt ihr's unter.“ Oder er macht sich neue Worte zurecht. So wird der Nikolaus, auf den er im Dezember mit großer Sehnsucht wartet, zum „Nikelmaus“ oder „Nickelmeister“, der Orgeldreher, der zur Jahrmarktszeit die „schöne“ Musik macht, zum „Dinkeldreher“, die Bleifeder zur „Breifeder“, der Bummelzug zum „Brummelzug“, weil er „so brummelt“. Die Katze hat „weh am Kinderbein“ statt am „Hinterbein“, und aus dem Gockelhahn wird ein „Gockelhuhn“. Statt: „schlaf' in himmlischer Ruh“, singt er, angeregt durch Esel und Kind, die neben der Krippe stehen: „schlaf' mit minniger Ruh“, und das Weihnachtslied: „Und seht, was in dieser hochheiligen Nacht der Vater im Himmel für Freude uns macht“, dichtet er um in: „Der Vater in Bremen“, der ihm zweifellos bekannter ist.

Seine Wißbegierde erstreckt sich auf die allersonderbarsten Sachen. „Warum steht der Schutzmann immer da?“ — „Er muß aufpassen.“ — „Worauf muß er aufpassen?“ — „Daß nichts Böses geschieht.“ — „Wer macht denn das Böse?“ — „Nun, die bösen Menschen.“ — „Die Räubers und die Diebe, nicht?“ — „Jawohl, die.“ — „Sieht der Schutzmann die Diebe immer?“ — „Nein, immer nicht, oft nur.“ — „Warum sieht er sie denn nicht immer?“ — „Weil sie manchmal ganz leise herumschleichen.“ — „Schleichen die Diebe nicht immer?“ — „Nein, manchmal nicht.“ — „Dann treten sie wohl ganz laut auf und der ‚Herr Schutzmann‘ sagt zu ihnen: ‚Seien Sie etwas stiller, meine Herren, nich, Bati?‘“ — „Ja, so ungefähr.“ — „Steht der Schutzmann immer, immer da?“ — „Jawohl, immer, immer!“ — „Und wenn er 'mal muß?“ — Ich bin die Antwort schuldig geblieben.

„Wer ist an meinem Briefmarkenalbum gewesen? O, o! Sieh doch, Bati, die vielen Marken sind herausgerissen!“ so klagte eines Tages die Ältere, die eine Zeitlang Marken sammelte. Was zur Folge hatte, daß Manni sich ein altes, vollgeschriebenes

Hest als „Album“ zulegte und ebenfalls zu „sammeln“ begann, was ihm an Briefmarken in die Finger geriet. Nun stand er mit seinem „Album“ da, hielt es krampfhaft unter dem Arme und muckte sich nicht. Nur die dunklen Augen gingen unruhig in seinem Kopfe hin und her. Sofort nahm die Große das als Zeichen der Schuld und fuhr ihn an: „Weiß Er“ — wir nennen ihn immer „Er“ — „wer die Marken herausgerissen hat?“ — „Er“ schluckte mehrfach hörbar und sagte dann: „Scheinlich die Katz.“ — Ich mußte lachen, während die Große noch ärgerlicher wurde, denn es waren, wie wir feststellten, gerade die schönsten Marken, die ausgerissen worden waren... Da aber Katzen keine Markenliebhaber sind, andererseits Manni offensichtlich ein schlechtes Gewissen hatte, so fragte ich ihn einfach: „Wo hat Er denn die Marken hingetan?“ — „Unter den Tisch“, erklärte er darauf seelenvergnügt, kroch hinunter und holte sie herauf...

Einmal jammerte er steinerweichend. „Was hat Er, der arme Junge“, jammerte auch meine Frau. Leibschmerzen hatte er. Fürchterliche! Wenigstens behauptete er's. „Er muß irgend etwas verschluckt haben!“ klagte seine Mutti. „Hat Er etwas verschluckt?“ ward er gefragt. „Ja, ich hab' was verschluckt“, heulte er. — „Was hat Er denn verschluckt?“ — „Eine Tasse Tee“, lautete die Antwort. Der Schmerz war mittels eines halben Glases Zuckerwassers, das er gerne schleckt, sehr bald behoben...

Ein gutes Herz hat er auch, unser Manni. Auf einer Landtour war es meiner Frau gelungen, zwei Hähnchen zu einem annehmbaren Preise zu erstehen. Am nächsten Mittage prangten sie, delikate gebraten, auf dem Tische, um den alle erwartungsvoll herumsaßen. Ich wegte das große Messer, um die saftigen Tierlein zu zerlegen. Da fiel mir, wie ich das Messer ansetzen wollte, Manni in den Arm und bat innig: „D Bati, laß sie doch wieder laufen.“

Eine Zeitlang stellte er gern philosophische Betrachtungen an, die ihren Ausgangspunkt am liebsten von dem Gedanken nah-

men: „Wenn ich einmal groß bin, und du bist klein, dann“ usw. Oder er erklärte bei der Betrachtung eines Hühnerhofes: „Wenn wir Tiere sind, dann wollen wir Hühner sein. Aber dann wollen wir besser fliegen als die Hühner da... und wenn wir Hühner sind, wollen wir das Futter nicht aus dem Kasten herauskratzen; wir fressen alles schön auf.“ — In seinem Bilderbuche stehen Geschichten vom Fuchs und der Gans mit den entsprechenden Bildern, die ihn zum weisheitsvollen Aussprüche veranlassen: „Wenn die Gans ein Fuchs wär, dann hätte sie auch keine Federn mehr, nicht Bati?“ — Eine Ziege war am Deiche angebunden, auf dem wir spazierengingen. Lauchzend vor Glück sprang der Junge auf sie zu und liebte sie. Doch das heimtückische Vieh wartete nur den Augenblick ab, da er sich nach mir umwandte, um von hinten her einen Angriff auf ihn zu machen, der ihn ins Gras streckte, so lang er war. Er stand auf, rieb sich die Stelle, da ihn die Hörner der Geis getroffen hatten — es war die Sitzfläche — und erklärte: „Die Ziegen sollten keine Hörner haben, dann wären sie liebe Schafe.“

Da stand an der Thür irgendeines Kaffees ein Neger, der Pförtnerdienste versah. Ganz unerwartet sah Manni, der spazierenging, sich ihm gegenüber. Er starrte die unbekannte Erscheinung, die ihn freundlich angrinste, an, und seine Wangen färbten sich rot vor Verblüffung. Endlich erholte er sich von seinem Staunen und rief aus: „O Bati, der hat aber viel Schokolade gegessen.“

Aus unangenehmer Lage weiß Manni sich meist mit einer Art von Bauernschlauheit herauszuziehen und um Antworten auf Fragen ist er so leicht nicht verlegen. Ein lieber Besuch prüft ihn bei Tische, indem er dem Jungen die bekannten Fragen stellt: „Wie heißt du? Wie alt bist du? Wo wohnst du?“ Endlich wird auch gefragt: „Was ist dein Vater?“ — „Ein Lieber“, lautet die Antwort. „Davon lebt man nicht, daß man ein Lieber ist“, erklärt der Besuch recht prosaisch; „was ist dein Vater noch?“ — „Kaffee ist er“, lautet die Antwort. —

„Nein, was er tut?“ — „Er sitzt am Tisch“, erklärt Manni mit einem Seitenblick auf mich. Der Besuch bleibt hartnäckig. „Was tut der Vater denn immer?“ Was sagt da der kleine Kerl? Freudestrahlend: „Er frißt.“

Alle Gerichte mag er nicht. Obwohl er aber weiß, daß er von allem ein wenig essen muß, versucht er es immer wieder, sich zu drücken, wenn etwas auf den Tisch kommt, was ihm nicht schmeckt. „O Bati, gib mir nichts von dem hier“, bittet er. — „Ich werde meinen lieben Jungen doch nicht verhungern lassen“, sag' ich zu ihm, „flink reich mir deinen Teller!“ Er aber hält ihn fest und ruft: „Heute kannst du mich ruhig verhungern lassen, es macht nichts.“ —

Daß der Krieg und die großen Ereignisse Manni nicht unberührt gelassen haben, ist klar. Sein ganzes Sinnen und Denken drehte sich anfangs darum und ließ seiner Einbildungskraft üppige Blumen entsprossen, wie der Regen Spargel zur Frühlingszeit. Im Keller ward eine Schwerter- und Dolchfabrik eingerichtet, welche mit Hilfe von dicken Nägeln und alten Kistenbrettern auch Gewehre und Revolver hervorbrachte. Heldenkämpfe wurden in zahlloser Folge aufgeführt. Anfangs gab es dabei zwar Streit, weil niemand „Serbe“ sein wollte. Doch hatten andere Ereignisse die Serben bald in den Hintergrund gedrängt. Manni machte Kriegspläne, deren Ausführung sehr schnell ganz England in einen einzigen, großen Schutthaufen verwandelt hätte. Mit den „Zeppelin“ fuhr er auf die Insel der großmäuligen Briten hinüber und warf Bomben ohne Zahl herab. Er malte kombinierte Angriffe von schweren Panzerschiffen (daran erkenntlich, daß sie ganz unbegreiflich dicke Rauchwolken ausstießen, die allein schon ganz England hätten ersticken können), von Unterseebooten, die fast ebenso groß waren wie die Panzer, von „Zeppelin“, von Landtruppen, die über schnell gebaute Brücken nach England zogen, und er siegte ohne Unterlaß. Alle Bedenken schlug er mit der Versicherung nieder: „Der Hindenburg, der siegt auch immer.“ Sein Vertrauen auf den deutschen Erfolg war überhaupt unbegrenzt und ent-

schieden vorbildlich für jedermann. „Bati,“ sagte er, „ich möcht’ auch gern in den Krieg.“ — „Was willst du denn da?“ — „Ei, kämpfen will ich! Mit dem Gewehr und dem Säbel. Dann schlag’ ich auf die Franzosen.“ — „Ja, aber wenn die Franzosen nun auf dich schlagen?“ — „Dann halte ich ihre Säbel und Gewehre fest und schlage mit meinen drauf.“ — „Wenn sie aber deine festhalten und auf dich schlagen?“ — „O du! Das geht ja nicht, ich bin doch ein Deutscher!“

Bei alledem ist Manni nicht so mordgierig, wie es nach dem Erzählten den Anschein haben könnte. Das sah ich, als ich jüngst in den Garten kam. Lag da sein Spielfkamerad lang hingestreckt auf dem grünen Rasen, der dünn und verdorrt unser Schmerzenskind ist. „Junge,“ rief ich, „weißt du nicht, daß ihr nicht auf den Rasen sollt?“ — „Still, Bati,“ bedeutete unser Sonnenschein, den Finger warnend an den Mund legend, „der da ist tot!“ — „Na ja! Soll der Tote da liegenbleiben?“ — „Nee, ich mach’ ihn jetzt gleich wieder lebendig.“ Die einfache Lösung eines so schwierigen Problems fesselte mich. Ich blieb stehen und sah zu. Manni holte aus seinem Gürtel ein Stück Holz. „Das ist ein Becher“, erklärte er mir. Er näherte sich dem „Toten“, richtete ihn halb auf, setzte ihm den „Becher“ an den Mund und sprach in feierlichem Tone: „Ich tränke dich mit dem Wasser des Lebens.“ Und siehe, das Wunder vollzog sich vor meinen Augen. Der „Tote“ wälzte sich einige Male hin und her, fing an zu prusten und zu schnarchen (sollte wohl ein Seufzen vorstellen), schlug die Augen auf, schaute verwundert um sich, um dann mit einem Satz auf die Füße zu springen und auszurufen: „Danke euch, edler Ritter, für den Trank aus dem Brunnen des Lebens! — Jetzt bist du der Franzos’, und ich schlag dich tot.“ Also geschah es: Manni ward totgeschlagen und wieder lebendig gemacht. — Als er einmal bei diesen Zweikämpfen in gar zu arge Bedrängnis geriet, rief er plötzlich: „Palus“, jenes Wort, das in Bremen den Kindern eine Ruhepause oder Freistatt vor dem Verfolger im Spiele sichert. Doch wehe, sein Gegner achtete

dessen nicht, stieß ihm vielmehr mordgierig sein Schwert in die Brust. Manni fiel aber diesmal nicht tot hin, erhob vielmehr scharfen Widerspruch mit den Worten: „Das gilt nicht, ich bin nicht tot, ich habe Valus gerufen.“ — „Im Kriege ruft man nicht Valus“, erklärte der andere. — „Jawohl“, behauptete Manni. „Wenn die Russen nicht mehr können und die Serben, dann rufen sie auch Valus, dann müssen die Deutschen warten, bis sie wieder können. Gest, Bati?“ — „Ja, wenn's im Kriege so gemüthlich zuginge!“ Hoffen wir aber, daß Manni sich als Prophet erweise, und unsere Feinde „Valus“ rufen!

Lieber als moderne Kämpfe führte er aber mittelalterliche in der Gestalt eines Ritters auf. Oder gar als Held des klassischen Alterthums, mit dessen Sagen er trotz seiner Kleinheit durch die Erzählungen der älteren Geschwister, vor allem seines Bruders, sehr vertraut ist. Achilles und Odysseus, Hektor und Andromeda spielen stets in seinen Spielen mit. Als er eines Tages in voller Rüstung seine Schwester sah, redete er sie, in der einen Hand das bloße Schwert aus einem Kistenbrette verfertigt, die andere zum klassischen Gruße erhoben, mit den Worten an: „Sei mir begrüßt, göttliche Doris.“ — Wenn am Abend die Sonne sich zum Scheiden anschickt und sich in Purpurnwolken einhüllt, dann fällt es Manni niemals ein, zu sagen: Die Sonne geht unter. O nein, er spricht poetischer! „Sieh nur, wie heute wieder Walhall aufbrennt“, ruft er. — Da er durchaus „Ritter“ sein wollte, so mußte er einen Schild mit aufgemaltem Wappen und eine Fahne haben. Den Schild verfertigte er sich mit Hilfe seines Bruders aus Kistendeckeln oder Pappschachteln selbst. Ein riesengroßes rotes Herz, aus dessen oberem Ende schwefelgelbe und grüne Flammen herausloderten, war sein Wappen. Denn er war der „Ritter zum flammenden Herzen“. Als jedoch die boshafte Geschwisterschar dies Werk seiner Hände und seines Kunstsinns sah, rümpfte sie die Nasen und sagte: „Er heißt nicht Ritter zum flammenden Herzen, sondern Ritter zur roten Runkelrübe mit gelben Blättern.“ Er verbat sich diese Beleidigung, und da dies nichts half, ging er mit einem

Holzschwerte auf die Beleidiger seiner Ehre los. Ich schlichtete den Streit, indem ich ihm einen Namenwechsel anriet. Etwas mißtrauisch sah er mich an, da ich ihm am Tage zuvor, als er mit schmutzigen Fingern zu Tisch gekommen war, „Ritter Ferkel von Schweinshausen“ genannt hatte. Allein sein Gesicht erhellte sich, da ich ihm den schönen Namen: „Ritter Guido von Terrakotta“ vorschlug, ein Name, der sofort angenommen und lange beibehalten wurde, besonders nachdem ich ihm eine schöne Fahne hatte anfertigen lassen, auf der dieser Titel aufgedruckt stand.

Neulich fragte ich ihn, was er wohl werden wolle, wenn er groß sei. Da antwortete er: „Erst Soldat, dann Landmann — weißt du, einer, wo sät, und Apfel und Birnen erntet —, dann Maler.“ Es war die Zeit, da unser Haus neu angestrichen wurde. Einige Tage später kam er zu mir und fragte: „Bati—i?“ — „Was denn, mein Junge?“ — „Bati—i, hör’ mal!“ — „Ich höre!“ — „Bati—i, sag’ mal, wie heißt der Mann, wo eine Melone Mark hat?“ — „Million, meinst du wohl. Den nennt man Millionär.“ — „Sawohl. Das will ich werden!“ — „Das ist ein löblicher Vorsatz, mein Sohn; dabei bleibe. Warum willst du Millionär werden?“ — „Dann kann ich mir immer Apfelfuchen kaufen und Schlagsahne und ein Pferd. Bati—i, wie macht man das, daß man Millionär wird?“ — „Ja, mein lieber Junge, wenn ich das wüßte! Ich weiß nur dies eine, daß man es nicht dadurch wird, daß man Theologie studiert und Bücher schreibt...“

Seitdem er zur Schule geht, hat er einen brennenden Ehrgeiz, in seinen Diktaten, in denen er meist 0 Fehler — Schrift „3“ hat, eine Eins zu bekommen. Und von Diktat zu Diktat hofft er darauf. Was in der Schule vorkommt, erzählt er zu Hause haarklein wieder und knüpft gelungene Betrachtungen daran. Zum Beispiel: „Bati — hör’ mal.“ — „Sawohl!“ — „Bati, da sagt uns das Fräulein: ‚der‘ ist immer männlich, und ‚die‘ ist immer weiblich, und ‚das‘ ist immer sächlich. Das ‚Sächlich‘, das versteh’ ich nicht. Und es ist gar nicht wahr.

„Das‘ ist auch weiblich!“ — „Niemals“, rufen wir alle. — „Ho! Das Mädchen, das ist doch weiblich! — Und ‚Die‘ ist manchmal auch männlich!“ — „Nie“, rufen die anderen. — „Ha! Die männliche Stimme? Ist die weiblich? Hä! Die ist doch männlich, gelt, Bati?“ —

Und noch einige Proben davon, wie die kleine Gesellschaft zusammen spielte. Spielte — in der Vergangenheit! —, denn nun sind sie zum Teil so groß geworden, daß das gemeinsame Spielen, so wie es einstmals gewesen ist, nicht mehr sein kann. Ach ja, die Kinder wachsen heran! Und aus ist das kindliche Spiel. Nur noch in der Erinnerung lebt es weiter...

Im großen Zimmer, das meine Frau jetzt das ihre nennt, schliefen sie einstmals alle vier zusammen — wie ein vierblättriges Kleeblatt. Es ist morgens fünf Uhr. Raun graut im Osten der junge Tag. Ich, der ich nebenan im Bette liege, fahre aus dem Schlafe. Ein eigentümliches Geräusch ist's, das mich geweckt hat. Ein Geheul... Wie Sirenenheulen klingt's. Und doch anders. Nun ist's wieder still. Ich werde mich wohl geirrt haben! Na, legen wir uns wieder aufs Ohr!

Da — wieder der heulende Ton! Natürlich, wie Fann's anders sein — er dringt aus dem Nebenzimmer, wo die vier schlafen. Diese Orgelpfeifen, nicht nur der Größe, sondern auch den Tönen nach! Sollte die Bande wirklich bereits wach geworden sein? Dann lebe wohl, Schlaf! Denn das Spielen können sie nicht lassen, wenn sie einmal wach sind, und mit Spielen ist Lärmen verbunden. Der Tag ist ihnen niemals lang genug gewesen für ihre Spiele. Sie würden am liebsten noch die Nacht verwendet haben zu ihrem Rasen und Schreien, Theaterspielen und Dichten, Häuschen bauen und Löcher- und Höhlengraben, einander zu lieblosen und gleich hernach schlimme Schlachten zu liefern, die mit Geheul endeten und herrlichen Anlaß zu liebevollen Versöhnungsfeiern gaben. — Ich wollte nachsehen, was los sei. Schlich mich leise zur Türe hin und stieß sie schnell auf.

Da hockten sie alle zusammen im Bette der Großen, die

mit ihren neun Jahren schon „vernünftig“ sein sollte. Am Fußende lag malerisch hingestreckt, wie sie dies liebt, die blonde Doris und bewegte einen Stuhl, den sie an der Rückenlehne festhielt, hin und her. Bubi stand in der Mitte im Nachthemd, den Kopf geschmückt mit einem spitzenlosen Helme, mit befehlender Gebärde, während ihm zur Seite Manni, damals noch ganz klein, die Ecke eines Kissens, das er wie einen Dudelsack vor sich hielt, mit den Zähnen bearbeitete. Die Große aber, die am Kopfende des Bettes kauerte, hielt in beiden Händen das Ende des Fenstervorhanges. Gut, daß Mutti dich nicht sieht! Die würde die Quälerei des Vorhanges als Mißhandlung ihrer eigenen Person empfinden! Eben ließ Gerda wiederum jenen heulenden Sirenenton erschallen, in den diesmal Bubi und Manni begeistert — oder sagen wir besser, wie besessen — einstimmten. „Was ist hier los?“ fuhr ich dazwischen, das Idyll jäh störend. Was sollte los sein? Sie spielten „einfach Segelschiff“. Doris war Steuermann, Bubi „Kapitän“, Gerda war Dampfsirene, und Manni Schiffskapelle. „Ach was! Eine Dampfsirene gibt es gar nicht auf einem Segelschiffe. Also laßt das Heulen.“ — „D, dann wollen wir lieber das Segeln lassen und Dampfschiff sein.“ — Ich danke dafür: „Dann hört das Geheul überhaupt nicht auf.“ — „Wir wollen aber doch nach Straßburg zur lieben Tante Lene und der süßen Tante Gertrud fahren. Sie haben uns eingeladen, so furchtbar lieb haben sie uns doch!“ — „Im Dampfschiff kann man nicht nach Straßburg fahren! Die Tanten müssen sich ihre Sehnsucht nach euch verkneifen, bis ihr ein anderes Transportmittel gefunden habt.“ — „Aber nach Mainz kann man mit einem Dampfschiff kommen. Wir haben es selbst gesehen.“ — Dagegen ließ sich gewiß manches sagen. Aber da vorauszu sehen war, daß es doch nicht auf fruchtbaren Boden fallen würde — sie hatten es ja „selbst gesehen“ —, schwieg man flügllicher darüber. Nur dies bemerkte ich: „Große Dampfschiffe, wie das eurige, fahren nicht von hier nach Mainz.“ Wie schnell ist eine solche Schwierigkeit beim Kinde behoben!

Freudig jubelten sie los: „Ach, dann ist unser Schiff ein kleines — ganz einfach.“ — „Jawohl, ganz einfach... aber ich will noch schlafen und kann deshalb keine Dampfschiffe im Nebenzimmer gebrauchen. Es ist erst fünf Uhr! Meint ihr, ich wolle jeden Morgen so früh geweckt werden?“ Sie sahen ein, daß das nicht anging, krochen gehorsam in ihre Betten zurück und gelobten hoch und heilig, noch einmal einzuschlafen, sich auf alle Fälle mäuschenstill zu verhalten. Aber kaum war ich draußen, so begann auch bereits wiederum ein verdächtiges Flüstern und Richern, und bald spielte, „mäuschenstill“ in ihrer Art, die Bande etwas anderes. Denn unerschöpflich ist des Kindes Phantasie.

Am liebsten spielten sie Hochzeit. Liegt's ihnen am Ende im Blut? Hab' ja auch schon früh Hochzeit „gespielt“. Dazu kommt, daß sie im Hause am Weserstrand viele Hochzeiten zu sehen bekamen, die ihrer kindlichen Phantasie überreichen Stoff darboten. Wenn eine Hochzeit kam, so setzten sie sich auf die Treppen und labten ihre Augen an der „Pracht“, die sich vor ihnen entfaltete. Wunderbar erschien ihnen schon die Braut, die Kranz und Schleier trug. Aber noch wunderbarer, beinahe im Märchenreiche wandelnd, diejenige, die ein weißes Kleid ihr eigen nannte. — Früher hielt ich die Trauungen im Wohnzimmer ab, das damals das „Trauzimmer“ war. Einmal war solche Trauungsfeier im Gang. Plötzlich bemerkte ich, wie die Gesichter der andächtigen Zuhörer sich zu einem anfangs unterdrückten, aber immer deutlicher werdenden breiten Grinsen verzogen. Sie saßen so, daß sie das Verandafenster sehen konnten, während ich ihm den Rücken zukehrte. Heiß überlief es mich, und kalt, und wieder heiß... denn mir ahnte irgendeine Dummheit meiner Kinder... Sollten sie am Ende...? Wahrhaftig... das Grinsen ward stärker und stärker... ich blickte um: Richtig! Da drückte Bubi seine Nase am Fenster platt, um die Braut im weißen Kleide „mit den Blumen in dem Kopfe“ zu erspähen!... War eine Hochzeit aus dem Zimmer draußen, so stürzten sie alle herein. Gewöhnlich roch's gewaltig

nach frisch und ausgiebig gewichsten Stiefeln. „Humm!“ rief Bubi, in der Luft schnuppernd, „wie schön riecht's hier, wie schön!“ — „Ja, es riecht nach Braut“, erklärte Doris. Glückliche Kinder, denen die Phantasie so die Wirklichkeit vergoldet! —

Und dann spielten sie selber Hochzeit. Lange, lange Schleppen waren die Hauptsache. Und schöne Kronen. Doris war immer Prinzessin, Gerda, die „Große“, war Prinz=Bräutigam. Bubi sollte sich mit geringeren Posten abspeisen lassen. Dienstmädchen sollte er sein. Er erhob Einspruch: „Ich bin aber doch ein Junge!“ Man ließ ihn zur Brautjungfer aufrücken. Er rümpfte die Nase. Die Lage begann kritisch zu werden. „Na, dann will ich jetzt Hund sein, aber nachher bin ich Pastor.“ Einverstanden! So kroch er denn zunächst bellend hinter der „Braut“ her — Junge, wenn dich die Mutter sieht, hat gestern erst neue Knie in die Hosen eingesetzt! —, um sich darauf zu erheben und als Pastor eine Rede loszulassen, die aus allen Brocken zusammengesetzt war, die er beim Nase-an-die-Scheiben-Andrücken aufgeschnappt hatte.

Uner schöpflich geradezu war der Kinder Spielplan. Was sie irgendwo gesehen hatten, sei's im „Deadler“ oder im „Kinder-machograph“ — das spielten sie. Knüpften daran an oder führten eigene „Dichtungen“ auf. — „Jetzt spielen wir die „kleinsten Pferde der Welt“ — nachdem sie auf dem Freimarkt eine Bude mit den „kleinsten Pferden“ gesehen hatten. — Immer auf allen Vieren! Abwechselnd waren sie „kleinstes Pferd“ und Dresseur. „Kannst du lesen?“ Kopfschütteln. „Kannst du rechnen?“ Kopfnicken. „Sag' mir, was ist drei und drei?“ — Das Pferd schlug viermal mit der „Borderpfote“ auf den Boden. „Richtig!“ rief die Pferdelehrerin; „falsch!“ rief ich dazwischen, „ihr könnt ja alle nichts!“ — „O Bati, wir tun ja nur so!“ — „Schadet das was?“ fragte Bubi. So lautete stets seine Frage, wenn etwas nicht stimmte. „Nein, es schadet nichts! Spielt nur weiter!“ Und sie spielten: „Hundefräulein“. — Hundefräulein? — „Ja, auf dem grünen Kamp bei der Rutschbahn auf unserem „Freimarkte“ hatte sie doch

ihre Bude gehabt; die mit den Affen — und den Hunden!“
Richtig, das stimmte!

Sie spielten: „Tanzmäuse“; „Baunkönig und Bär“ (wobei Zank entstand, weil keines die Mücke sein wollte, die den Fuchs unter den Schwanz zu stechen hat); „Mutti und Kind“; „Aschenbrödel“ — alles, was sie gehört hatten, setzte sich bei ihnen in Dramen um. — Doris war Dichterin, Regisseurin, Souffleuse — alles in einer Person. Bubi hatte zu parieren! — „Jetzt spielen wir: Kind stehlen!“ befahl sie. Doris: „Jetzt soll ich die Hexe sein, und du, Bubi, sollst die Mutti sein. Und jetzt hab' ich dir dein Kind gestohlen. Es heißt Lina.“ — Bubi (heulend in Mutterliebe): „Lina, wo bist du?“ — Doris: „Jetzt soll ich im Walde sein.“ — Bubi: „Ich soll nicht weinen. Ich nehm' mein Schießdewehr.“ — Doris: „Nee, du sollst doch weinen, du bist ja die Mutter!“ — Bubi: „Ja, ich soll weinen, ich soll kein Schießdewehr haben.“ (Er heult steinerweichend.) — Doris: „Jetzt sollst du der Mann sein, und ich die Frau: Lieber Mann weine nicht, eine Hexe hat mich geholt.“ — Bubi (starr vor Staunen): „Nein, das Kind hat sie doch geholt.“ — Doris: „Ja, das Kind! Lieber Mann, weine nicht, eine Hexe hat unser Kind geholt.“ — Bubi (voll Mut): „Wo wohnt sie?“ — Doris: „Im Wald!“ — Bubi: „Da geh' ich hin.“ (So kommt er endlich in Besitz seines Schießdewehrs!) — Doris: „Jetzt soll ich die Hexe wieder sein; du triffst mich.“ — Bubi: „Alte Hexe, jetzt treff' ich dich: bumm! Jetzt stech' ich dich tot: gir!“ — Doris (stirbt schreiend; dann): „Ich bin doch jetzt tot, du mußt's Kind wegnehmen.“ — Bubi (mit dummem Gesicht): „Es ist aber keins da.“ — Doris (entsetzt über diesen Mangel an Phantasie): „Du sollst ja nur so machen!“ — Bubi: „Ja, ich soll so machen!“ (Greift in die Luft.) „Da ist das Kind.“ — Doris: „Und jetzt soll ich wieder deine Frau sein.“ — Bubi: „Liebe Frau, hab' keine Angst. Ich hab' die Hex' totgeschossen. Jetzt holen wir das Kind.“ — Doris: „Du hast's ja schon vorhin geholt.“ — Bubi: „Nö-ö.“ — Doris: „Doch — eben!“ — Bubi: „Es ist

aber keins da!“ — Doris: „Na — dann kriegen wir jetzt ganz einfach ein neues.“ — Bubi: „Ja, ganz einfach, gelt?“ —

Ein andermal hatte Doris ein Theaterstück regelrecht „gedichtet“ und aufgeschrieben. Das Manuskript hab’ ich mir geliehen, und mich daran ehrlich erfreut. Es war die Geschichte eines armen Mädchens, das von der bösen Stiefmutter so gequält wurde, daß es trotz seiner Frömmigkeit und großen Tugend ausriß. Hungrig und müde, an allem verzweifelnd, saß diese Perle des weiblichen Geschlechtes am Abend in einem dunklen Walde am Wegesrande, als von ungefähr ein „Prinz“ vorbeiritt. Als das Mädchen ihn ankommen sah, da — so heißt es im Manuskript — „hebt es sein Röcklein auf und verhüllt damit sein Gesicht“. Der Prinz (offenbar von diesem seltenen Anblick angezogen), spricht zu ihr: „Was hast du, liebe Maid?“ — Das Mädchen aber antwortet in seiner Bescheidenheit (ob das Röcklein noch immer aufgehoben war, ließ sich nicht feststellen): „O, nenne mich nicht Maid. Ich bin ein armes Mädchen.“ — Selbstverständlich nahm der Prinz die Gute mit sich auf sein Schloß, allwo sofort Hochzeit gehalten ward... Drei ganze Akte hatte dies Stück, das sich im übrigen durch eine geradezu klassische Kürze auszeichnete, da es nicht mehr als drei und eine halbe Seite an Umfang aufwies.

Es gab überhaupt Zeiten, da sie alle schriftstellerten, als ob sie dafür bezahlt würden. Dann saßen sie mäuschenstill um den Tisch herum und schrieben „Geschichten“. Selbst der Manni, der kaum einen Bleistift halten konnte, schrieb mit. Hierbei war die blonde Doris Anführerin. Soll ich eine Geschichte erzählen, die sie als ganz kleines Mädchen, als sie kaum schreiben konnte, „verfaßt“ hat? Hier ist sie: „Eine Tulpe stand im Garten, ein kleines Beilchen stand neben ihr. Die Tulpe war sehr schön und sehr stolz und sehr hochmütig. Die Tulpe sagte einmal des Nachts, wo alle Blumen und Bäume und Sträucher sprechen: ‚Du kleines Ding, du, was machst du neben mir? Du paßt gar nicht zu mir.‘ Das Beilchen war sehr traurig, weil die schöne Tulpe so zu ihm

sprach, beugte sein Köpfchen und war ganz still. Eine grüne, große Heuschrecke hatte die Tulpe gehört. Sie sagte: „Warte, du hochmütige Tulpe, ich werde dich krazen!“ Die Heuschrecke hupste auf die Tulpe hinauf und „machte“ auf die rote Blüte. Zur Strafe! Da roch die Tulpe nicht mehr gut, aber schlecht. Alle Leute sagten es. Aber das Beilchen duftete wunderbar.“

Der gemütliche Bubi machte sich's leichter! Seine Geschichte lautete kurz und bündig: „Es war einmal eine Köchin, die kochte aber keine Suppe und hatte schlecht gefegt. Da kam die Madam herein und sagte: „Sie sind eine dumme Minna.““

Gerda hatte es stets mit Prinzen zu tun. Deshalb „dichtete“ sie: „Es war einmal ein König, der wollte gern eine schöne Frau haben. Und er fand keine. Er zog in alle Städte, über Felder und durch die Wälder. Endlich fand er eine schöne Maid, die hatte goldenes Haar, zwei blaue Augen, einen kleinen Mund mit Zähnen drin und kleine Füße. Der König nahm sie mit auf sein Schloß. Da bekam die Maid ein silbernes Kleid mit einer großen goldenen Schleppe und eine Krone auf mit einem ganz dicken Edelstein drin. Und die Hochzeit ward gefeiert. Da haben sie viele gute Sachen gegessen. Und sie haben auch getanzt. Aber die Königin brauchte nicht zu kochen und nicht zu waschen und nicht zu flicken. Sie gebar deshalb nach drei Jahren einen kleinen Sohn, der hieß Valentin. Als der Knabe größer war, fiel er vom Pferde und brach ein Bein. Er mußte nach Haus getragen werden und die Königin weinte, als sie ihn aufs Bett legten. Er aber sprach: „Weine nicht, das heilt schon wieder!“ — Als er gesund war, da suchte er sich auch eine Braut und er machte Hochzeit, wie sein Vater, und dann ging es immer so weiter, immer so weiter.“

Sicherlich eine kurze Familiengeschichte, die in typischer Weise den Lebensinhalt gar manchen Geschlechts angibt! Wie aber der kleine Manni seine schriftstellerische Tätigkeit ausübte, soll folgendes zeigen, das offenbar als ein verunglücktes Gedicht aufzufassen ist. Es beschäftigt sich mit seinen beiden Freunden, dem schwarzen Kater Mau und dem Dackel Peter. „Der Mau

liecht an den Ofen. Der Peter wief auch dran... Er riecht den Mau so an... und kratzt den schwarzen Mau... Der Mau macht leis... Die Augen auf... Und schreit ganz schnell: Miau... dann gibt er eins... dem Peter drauf. Der Peter schreit mauwau.“ —

Zu anderen Zeiten wiederum wurden sie alle von der Malwut erfaßt. Sie saßen um den Tisch herum, und, wie sie vorher gedichtet hatten, so malten sie jetzt. Die großartigsten, verzweigensten Bilder. Und wie beim Dichten Doris, so war beim Malen Gerda die Führerin. Eine Zeitlang malten sie Kirchen und Bauernhäuser mit hohen Zäunen drum herum. Dann kamen Schneelandschaften an die Reihe, dann Wasserbilder usw. Auch zu einem Kolossalgemälde verstiegen sie sich einmal. Vom Krämer holten sie sich mehrere Meter gelbes Einwickelpapier. Auf diesem entwarf Gerda eine großartige Heidelandschaft mit Wald und Bauernhaus, mit Fluß und Brücken und vielen Wegen. Schwere Wolken zogen am Himmel entlang, an dem die Sonne glühend stand. — Dann ward jedem seine Aufgabe zugeteilt: der eine trug Farbe auf die Heide, der andere auf den Himmel auf, während Gerda die feineren Partien übernahm. Manni hatte die Aufgabe erhalten, den Fluß blau zu färben, benutzte aber, da man ihm schnöderweise einen fast haarlosen Pinsel aufgehängt hatte, die Finger zum „Malen“. Das erregte zwar einen Entrüstungsturm unter den anderen „Malern“, aber da er sich darauf berief, daß er gerade dadurch „schöne Wellen“ fertiggebracht hätte, und der Augenschein ihm tatsächlich recht gab — es war sogar arg wellig, was er machte —, so durfte er auch weiterhin seinen eigenartigen Pinsel benutzen und später sogar noch „Heide“ auf dieselbe Art „malen“. Als das Kolossalgemälde fertig war, beschlossen sie eine „Gemäldeausstellung der Geschwister Felden“ zu veranstalten. Wie die Beseffenen malten sie nun zwei Tage lang Bilder über Bilder, meist kleineren Umfanges, so daß sie bald mehrere Duzend „Gemälde“ beisammen hatten. Und was für welche! Glänzende Farben! Farben, die geradezu in die Augen sprangen, wie be-

krallte Ragen! Farben, die schmerzten, die Flimmern verursachten, die regelrecht schrien und — schreien machten! Farben, die sie allein so sahen! Manni z. B. hatte irgendwo einen grasgrünen Himmel angebracht. Das war den anderen doch zu „modern“. Nie gäbe es einen grasgrünen Himmel, nie hätten sie einen solchen Himmel gesehen. Er aber verteidigte sein Werk wie ein Löwe sein Junges. „Jawoll gibt es einen grünen Himmel! Immer sieht man ihn grün, wenn man Wurmtäfelchen eingenommen hat“, rief er aus. Die anderen schwiegen und staunten ob dieses genialen Sehens! Dann setzten sie sich zusammen, um die Preise für ihre Kunstwerke festzusetzen, denn selbstverständlich stellten sie nicht nur um der Ehre willen aus, sondern in der Absicht, ein Geschäft zu machen. So ideal unsere Jugend von heute auch ist — sie versteht zu rechnen! Damit das kaufende Publikum nicht übervorteilt werde, wurden die Preise der Bilder in gemeinsamer Beratung festgesetzt. Allzu hoch waren sie wahrlich nicht! Für zwei Reichspfennige konnte man schon ein zirka vierzig Quadratcentimeter großes „Bild“ erstehen. Für fünfundzwanzig Pfennige aber bereits ein glänzendes „Gemälde“. Das Kolossalgemälde kostete auch nicht allzuviel. Konnte man es doch schon für fünfzig Pfennige in seinen Besitz bringen. Teurer dagegen waren die Ölbilder, die unter einer Mark nicht zu haben waren. Sicher bescheidene Preise! Am teuersten war Manni mit seinen Bildern! Fünfundzwanzig Pfennige verlangte er für einen Gockelhahn, der aber — wenn auch ungewollt — mehr Ähnlichkeit mit Hans Huckebein, dem Unglücksraben, als mit einem Hahn aufwies. Allgemeine Entrüstung darob bei den anderen! Sie versuchen, den Preis herunterzudrücken, höchstens zwei, sage und schreibe zwei Pfennige sei sein Geschmiere wert, mehr dürfe er unter keinen Umständen dafür nehmen. Er aber warf stolz seinen blondschopfigen Kopf in den Nacken zurück und erklärte: „Ich weiß, was meine Bilder wert sind.“ Und wie die anderen sich noch mehr entrüsteten und einen noch stärkeren moralischen Druck auf ihn auszuüben versuchten, so wie die Entente auf

Griechenland, da drohte er mit Sezession und Einrichtung einer Sonderausstellung. Damit drang er tatsächlich durch, und zum Ärger seiner Geschwister, die ihm ob seiner Unbescheidenheit beinahe gram waren, fand sich im Handumdrehen irgendein Spaßvogel, der ihm den verlangten Preis für seinen „Gockelhahn“ bezahlte! — War die Preisfestsetzung beendet, so wurden kleine Täfelchen mit der Aufschrift „verkauft“ angefertigt, um an jedes verkaufte Bild angeheftet zu werden.“ Dann bewaffneten sie sich mit Hammer und Nägel — letztere mußten ziemlich dick sein — und stiegen auf den Boden hinauf, um das „Atelier“ — der freundliche Leser wird sich wohl dieses Raumes erinnern — zur „Kunstausstellung“ umzuwandeln. Das war bald geschehen. — Um ihre „Einnahmen“ zu erhöhen, wurde vor der „Ausstellungshalle“ ein „Erfrischungsraum“ eingerichtet, in dem frische Maulbeeren zu fünf Pfennig die Portion dem Besucher in liebenswürdiger Weise angeboten wurden. Wehe dem Bekannten, der während solcher Ausstellungstage in das Haus am Weserstrande geriet! Wehe ihm! Sofort umringte ihn die vierköpfige Bande und nötigte ihn unbarmherzig zu einem Besuche der „Kunstausstellung“ oben auf dem Boden. Er mußte mit — ob er wollte oder nicht. Die blonde Doris eilte voraus, und wenn der Besucher oben angekeucht kam, saß sie schon längst auf einer Kiste vor der „Ausstellungshalle“ und bot ihm freundlich eine Eintrittskarte für zwei Pfennig an. Erst nach Erlegung dieser Summe durfte der Besucher die Hallen der Kunst betreten, nachdem die „Aufseherin“ ein Stück der Eintrittskarte abgerissen hatte. Anstandshalber mußte er eines der Kunstwerke kaufen. Für jedes Bild gab's eine besondere Quittung, und der etwa erbetene Namenszug des Künstlers ließ den Preis des Kunstwerkes um einen ganzen Pfennig in die Höhe schnellen — man weiß in diesem Künstlerkreise tatsächlich, „was man wert ist“. —

Im Sommer liefen sie, wenn es recht heiß war, im Garten im Badeanzug herum. Bekamen sie Besuch von Freunden, so wurden diese ebenfalls ohne weiteres in Badeanzüge gesteckt.

Das sah immer urkomisch aus! — Sie holten auch die Feldbetten vom Boden herunter, wo sie unbenutzt stehen, darauf wartend, in das bekannte „Strohdachhaus“ gebracht zu werden, auf das wir immer noch hoffen. Diese Bettchen wurden in den Garten gestellt und die Kinder schliefen im Freien. Fing es in der Nacht an zu regnen, so daß die Tropfen ihnen auf die Nasenspitze fielen, so standen sie auf und schleppten ihre Betten unter die Veranda, um da im Trocknen ruhig weiter zu schlafen. So hatten sie es auch im Sommer des Jahres 1914 gemacht. Doch das Idyll ward jäh gestört. Als der Krieg ausbrach, da sahen einige Leute eines Abends hoch oben in den Lüften ein feindliches „Flugzeug“. Man hörte zwar nicht das Surren des Motors, und die meisten behaupteten, daß es überhaupt kein Flugzeug, sondern eine Wolke gewesen sei — allein so wie man damals überall Spione herumlaufen sah, so erblickte man auch dies Flugzeug. Es wurde auf einmal von allen Seiten wild in die Luft hinaufgeschossen, und da sich der Luftschiffer, der natürlich nur ein Engländer sein konnte, mit hartnäckiger Bosheit über der Martinikirche aufhielt, so richteten sich die Gewehre alle auf den Raum über dieser Kirche. Die Kinder lagen friedlich in ihren Feldbettchen, als die Knallerei losging. In furchtbarem Schrecken rasten sie herauf. Und seitdem haben sie nicht mehr in ihrem schönen Garten schlafen mögen...

So geht alles vorüber. Auch die schöne Kinderzeit unserer vier. Die Große ist nun schon wirklich groß, und die „Kleinen“ wachsen zusehends von Tag zu Tag. Die kindlichen Spiele werden seltener, haben zum Teil schon ganz aufgehört. Des Lebens Ernst macht sich auch den Mitgliedern der Rasselbande gegenüber immer mehr fühlbar. Sie denken im Ernste daran, etwas zu werden und wissen, was sie werden wollen: die Große Malerin, die Zweite Ärztin, der Junge Lehrer, und nur der Kleine schwankt noch immer, ob er Millionär oder Kutscher oder Maler oder Soldat oder irgend etwas anderes werden soll. Mag es aber kommen, wie es will, mögen sie die Ziele, die sie sich gesteckt haben, in Wirklichkeit erreichen, oder

sich mit anderen, bescheideneren, begnügen müssen — dies hoffen wir zuversichtlich, daß sie stets Suchende und Strebende, stets Menschen sein werden, die gut sein und immer besser werden wollen. Mag dann das Leben sie herumwirbeln und ihnen Freude bringen oder Leid, das eine hat es ihnen auf alle Fälle geschenkt: eine wunderschöne Kindheit, die sie zum größten Teil erleben durften im Haus am Weserstrand.

Unsere Tiere

Die Blumen, diese holden Kinder der Natur, erfreuen unsere Herzen durch ihre Schönheit und Unschuld, ihren Farbenglanz und ihren Duft. Seinen heißen Kopf in einen Strauß frischer Blumen tief, tief hineinstecken, die kühlen Blätter an die Schläfen und Augen pressen, die Süßigkeit oder Herbe ihres Duftes in sich einsaugen zu können — das ist wirkliches Labsal, ja, es kann an Tagen der Schwermut und der Sehnsucht nach Frieden und Glück, wie sie jeder Mensch erlebt, zur wirklichen Tröstung gereichen. Wie die Biene sich einsaugt in den Blütenkelch, so möchte sich das Herz, das wund geworden ist durch die ewige Reibung mit dem Alltag, seinen Kleinlichkeiten und Widerwärtigkeiten, so möchte sich der Blick, der beleidigt und verletzt worden ist durch das ihm vom Leben aufgezwungene Schauen des Häßlichen, mit Hilfe der Blumen reinigen und einsaugen in die Welt des Reinen und Schönen, um sie nie wieder zu verlassen...

Anders ist es mit den Tieren. Gewiß, sie sind schön. Aber sie besitzen nicht die Schönheit, die erbauen, die berauschen, die reinigen kann. Und ihr Duft ist auch nicht immer von der Art, daß es unser Herz berücken könnte. Eher tritt der Fall ein, daß er unsere Nasen empfindlich beleidigt. Zudem ist ihr ganzes Sinnes- und Trachten aufs Fressen gerichtet und erinnert uns daher zu sehr an jene uns unangenehmen Menschen, deren ganzer Lebensinhalt sich in der Sorge um die Beschaffung

einer reichlichen und raffiniert ausgesuchten Mittags- und Abend- auch wohl Frühstückstafel — erschöpft, die also, entgegen dem bekannten lateinischen Sprichworte, nicht essen um zu leben, sondern lediglich leben, um — gut und reichlich — zu essen. Solche Menschen sind sonderbarerweise jederzeit meine geborenen und geschworenen Feinde gewesen. Ich weiß nicht, wie es möglich ist, aber es ist so: sowie ich irgendwo hinkomme, wo sich ein solcher lediglich materiell interessierter Mensch befindet, sei er Mann oder Weib, so sucht er mich zu fragen und zu beißen, sagt mir unangenehme Dinge und befiehlt und quält mich auf alle nur mögliche Weise. Ganz instinktiv geschieht das. Ein solcher Mensch haßt mich, sowie er mich nur ansieht...

Daran muß ich immer denken, wenn ich Tiere sehe. Und doch liebe ich die Tiere sehr. Denn ihr Materialismus und ihre Selbstsucht ist possierlich, ist naiv, nicht mit leeren Redensarten vom schlechten Magen und mangelhafter Verdauung, vom Jammer des Lebens und dem Elend des Daseins, das gemildert, vergessen werden mußte, verbräunt, und soll nicht durch gefälschte, ethische Betrachtungen in raffinierter Weise zum Idealismus in höchster Potenz umgewandelt werden. Er erfrischt vielmehr durch seine Naturwüchsigkeit und Ehrlichkeit, wie uns das Tier durch sein urwüchsiges Wesen überhaupt das Leben erheitern kann. Allerdings liegt in seinem Auge immer eine gewisse Traurigkeit, eine stille Resignation... Allein gerade diese ist es, die uns, die Menschen, mit ihm zu verbinden vermag, wenn wir wissen: „Alle Kreatur sehnt sich mit uns und ängstigt sich noch immerdar“, wie ein Großer in der Religionsgeschichte, der Apostel Paulus, (Röm. 8, 22), mit feinem Herzenstafte geschrieben hat.

Meine Vorliebe für Tiere ist ganz und gar auf unsere Kinder übergegangen. Schon frühe lernten sie sich freuen am Leben und Treiben der vierbeinigen, sechsfüßigen, oder geflügelten Wesen, die mit uns zusammen unseren Planeten bewohnen. In Feld und Wald wurden Tiere stundenlang beobachtet, und in

Haus und Garten wurden sie stets von uns gehegt und gepflegt. Meine Frau allerdings mag keine Freundschaft mit ihnen schließen. Sie liebt sie nicht. Wenn wir aber wieder einmal irgendein Viehzeug eingeschmuggelt haben, fügt sie sich nicht nur in ihr Los, sondern hilft uns sogar redlich bei seiner Versorgung. Freilich nur unter stetem Proteste. Aber wer wird das einer richtigen Frau übelnehmen? Ist nicht der Protest das halbe geistige Leben der Frau? —

Wir wandern über eine feuchte Wiese, die Kinder und ich. Ein Frosch hüpfte vor unseren Füßen auf, eine Kröte schleicht träge durchs Gras. Sofort werden sie von den Kindern gefaßt und bewundert. Denn an jedem Tiere haben sie etwas Schönes zu finden gelernt: an der Kröte z. B. die hübschen Augen. Wir nehmen die beiden Gesellen mit uns. In unseren Garten werden sie gesetzt. Wenn die Kinder Zeit haben, so suchen sie ihre beiden Freunde, „August“ und „Minna“, wie sie genannt werden. Und große Freude herrscht jedesmal, wenn sie aus ihren Verstecken aufgestöbert werden oder gar freiwillig über den Weg hüpfen. August und Minna aber werden alle beide dick und fett, denn sie finden im Garten überreichliche Nahrung.

Einmal kam eine etwas ängstliche ältere Jungfrau zu uns. Ihr Herz freute sich an den Kindern, mit denen sie „fein“ spielte. Da ward sie von ihnen gefragt: „Haben Sie unseren August schon gesehen?“ Nein, August war ihr noch nicht vorgestellt worden. Mit Mitleid wurde sie betrachtet, dann in den Garten gezogen, damit sie Augusts Bekanntschaft machte. Die Nasen auf dem Boden, so zogen sie nun durch die Wege und über den Rasen, durchsuchten sie alle Ecken und Winkel. Da erhob sich plötzlich an zwei verschiedenen Punkten ein Triumphgeschrei: „Ich habe den August gefunden“, so schallte es von links, „hier sitzt die Minna“, so tönte es von rechts, und beide Parteien suchten die Jungfrau zu sich herüberzulocken. Sie entschloß sich — natürlich! Wie könnte es anders sein? — zunächst August zu besichtigen, auf den sie, wie man sich leicht vorstellen kann, äußerst gespannt war. — Wie? Dies Klümp-

chen in der Ecke? Das soll August sein? — Sie kann nichts erkennen, einen August erst recht nicht. Denn sie war kurz-sichtig. So setzte sie, um besser zu sehen, den Klemmer auf und beugte sich tief zu August hinab. Wurde dieser Jüngling nun vom Wahne ergriffen, er sollte einen Kuß von jungfräulichem Munde erhalten? Wollte er diesem Schrecken entgehen? Oder konnte er nicht schnell genug die Süßigkeit dieser Liebesbeteue-rung genießen? Kurz und gut, gerade als die Jungfrau ihre Nase sehr tief zu August hinunterneigte, machte dieser einen kühnen Satz aufwärts und sprang ihr mitten ins Gesicht. Die Wirkung dieser augusteischen Tat war verblüffend! Die Jung-frau schrie vor Entsetzen auf wie ein Schweinchen, das vom grausamen Metzger an den Ohren aus dem Stalle herausgezerrt wird, streckte die Hände, an denen die Finger gespreizt waren, vor Schrecken wagerecht von sich und setzte sich in ihrem schönen, frisch gewaschenen und gebügelten weißen Kleide — man denke! — platt auf den schwarzen Gartenboden nieder. Die Tränen liefen ihr die Wangen herunter und ihr Herz klopfte bis zum Halse herauf... Starr vor Schrecken hatten die Kinder die Wirkung gesehen, die ihr geliebter August auf die Jungfrau ausgeübt hatte. Sie konnten's nicht begreifen! Schreckensbleich war meine Frau in den Garten gestürzt, und ich folgte ihr, da ich dachte, es sei ein furchtbares Unglück geschehen... „Minna“ aber wollte die Jungfrau unter keinen Umständen mehr kennenlernen...

Einmal fingen wir uns eine Grille. Das ist durchaus nicht leicht, wenn man ihr Nest nicht zerstören will. Den schwarz-rockigen Musikanten nahmen wir mit nach Hause. Er sollte uns durch sein Geigenkonzert erfreuen. Wir fütterten ihn einige Tage mit Zuckerwasser und süßen Grashalmen. Er erwies sich ungemein dankbar dafür und geigte prächtig. Allein eine kleine Öffnung seines geräumigen Käfigs ließ, als ich ihn einmal der einsetzenden Herbstkälte wegen ins Studierzimmer mitgenommen hatte, Freiheitsgelüste in ihm erwachen. Am anderen Morgen war unser Künstler weg. Trotz aller Mühe fanden wir ihn nicht wieder. Irgendeine versteckte Ritze in Fußboden oder Wand

mußte ihn aufgenommen haben. Als ich acht Tage darauf spät in der Nacht das Studierzimmer betrat, hörte ich sein Zirpen aus einer Ecke hervortönen. Aber ach, wie dünn war es geworden, wie todestraurig klang es! Ich suchte nach und fand den Schwarzrock. Wie sah er aus! Regelrecht abgemagert, müde und matt, so daß er kaum noch kriechen konnte. Wohl nippte er am Zuckerwasser, das ich ihm sofort anbot, aber es war nicht jenes behagliche Schlürfen, das wir an ihm kennen gelernt hatten, es war vielmehr das Schlucken von Medizin eines Totkranken. Und am nächsten Morgen, als die Kinder sich jubelnd auf den wiedergefundenen verlorenen Sohn stürzten, war er bereits so schwach, daß er nicht einmal mehr den süßen Trank genießen mochte. Bald darauf entschlummerte er friedlich.

Groß war der Kinder Schmerz, als ihr lieber Geigenkünstler verschieden war, groß, wie immer, wenn ein Tier ihnen wegstarb. Allein es gibt etwas, das jedes Kind über einen solchen Verlust hinwegtröstet: das ist das Begraben! Wie herrlich kann man spielen bei dieser ernstesten Handlung! Erst wird ein passendes Plätzchen im Garten gesucht, das allen gerechten Ansprüchen zu genügen hat. Dann wird das dunkle Grab gegraben. Unterdessen haben andere das Gestorbene mit Blumen und Kränzen geschmückt. Gemeinsam wird es abgeholt und zu seiner letzten Ruhestätte unter Absingung von Trauerliedern und Spielen von Trauermärschen getragen. „Trä—rä—rä—bumm! Trä—rä—rä—bumm!“ klingt's dann, weniger schön als laut, Trompete und Pauke nachahmend im Garten. Und ist der tote Freund versenkt, so wird sein Grab zugeschaufelt und mit Blumen und Kränzen geschmückt, und man gelobt sich, diesmal das Grab auch weiterhin zu pflegen, weil es ein gar zu liebes Tierchen gewesen sei... Aber am nächsten Tage hat sich das Vergessen bereits über das Grab ausgebreitet, denn man hat bereits anderweitig Freundschaft geschlossen...

Etwa mit Tanzmäusen. Darnach stand sehr, sehr lange der Kinder Sinn! Aber alle Bitten scheiterten am entschiedenen Widerstande meiner Frau, die von diesem Viehzeug unter keinen

Umständen etwas wissen wollte. Unter keinen Umständen! Mäuse! Man denke sich: Mäuse!... Prr! Und sie schüttelte sich beim Gedanken an die langen Schwänze. Allein sie hielten dennoch ihren Einzug in das mäusereine Haus am Weserstrande! Irgend- ein Bekannter brachte eines Tages den Kindern eine große Düte, die er ihnen sehr behutsam zu öffnen befahl. Als sie es taten, spazierten zu ihrer unaussprechlichen Wonne nicht nur weiße Mäuse, sondern auch japanische Tanzmäuse heraus, wie sie sich sie schon, ach, so „furchtbar“ lange gewünscht hatten. Wie be- sessen begannen die weiß und schwarz gezeichneten possierlichen Tierchen um die eigene Achse herumzuwirbeln, daß einem die Augen vergingen, und die Schwänzchen flogen, wie die Röcklein flinkfüßiger Balletteusen. Wie groß war der Jubel der zu- schauenden Kleinen! Er lockte meine Frau herbei, die immer von bösen Ahnungen erfaßt wird, wenn solche Freuden ausbrüche erschallen. Vorsichtig kam sie näher und wäre trotz dieser Vorsicht beinahe auf eine dicke, weiße Maus getreten, die unterdessen an der Tischdecke — auf dem Eßzimmertisch führten die Mäuse ja ihr Ballett auf — heruntergeklettert war und in der Stube herumspazierte. Das Geschrei, das daraufhin ertönte! Es klang noch lauter als der Jubel der Kinder! Und der Anblick, der sich bot! Die Röcke schlug sie zusammen und sprang auf einen Stuhl hinauf, vor dessen Beine sich die dicke Maus setzte und voll Verwunderung aus ihren schwarzblanken, lustigen Augelein das große Menschenkind anstarrte, das sich so sehr vor ihr fürchtete. Von ihrem erhöhten Stand- oder Sitzpunkte aus begann nun meine Frau sehr energische Forderungen zu stellen, die alle auf unbarmherzige Ausweisungsbefehle hinausliefen. Als wir sie aber mit der Aufforderung beantworteten, herunter- zusteigen vom sicheren Stuhle und die Tiere eigenhändigst hin- auszubefördern, bequemte sie sich zu Verhandlungen. Zum Schlusse erklärte sie sich unter dem Zwange der Verhältnisse damit einverstanden, die Mäuse, die dicken und die dünnen, als Hausgenossen anzuerkennen, unter der Bedingung, daß sie im Keller hausen müßten und niemals wieder ins Wohnzimmer

gebracht werden dürften. Daraufhin wurde die dicke Maus eingefangen und meine Frau stieg von ihrem Stuhl herunter. Noch lange haben uns die possierlichen Tierchen ergötzt. Ein jähes Ende fand ihr Dasein, als sich eines Tages eine fremde Katze in den Keller schlich, die Stammesmutter herausholte und als fetten Bissen verzehrte. Die jungen, eben erst geborenen Tanzmäuslein gingen natürlich zugrunde, während der Vater schon vorher das Zeitliche gesegnet hatte. Die weißen Mäuse aber hatten ein ebenso tragisches Ende. Die Kinder nahmen sie, als der Herbst mit seiner Rauheit schon Einzug gehalten hatte, die Sonne aber noch einmal schön schien, in den Garten, wo sie sie frei herumlaufen ließen. Es kam eine „Tante“, sie liefen ins Haus hinein und vergaßen ihrer weißen Freunde. Die kalte Herbstnacht brach herein, sie dachten immer noch nicht an sie. Erst als sie zu Bett gebracht wurden, erinnerten sie sich ihrer und riefen in großer Angst und Gewissensnot meine Hilfe an. Mit einer Laterne bewaffnet zog ich hinaus, aber die Mäuslein waren bereits erstarrt und tot. Und keine Träne und keine Reue vermochte sie wiederum ins Leben zurückzurufen. —

Da hatte eine andere Maus ein viel zäheres Leben, als diese zarten weißen Mäuselein! Das war eine richtige graue Hausmaus. Sie war eines Tages in das Haus am Weserstrande eingewandert, ohne dahin gerufen oder dazu ermächtigt worden zu sein... Deshalb hatte ihr meine Frau den Untergang geschworen. Und suchte sich ihrer auf jede nur mögliche Art und Weise — in der Hauptsache mit Hilfe von hinterlistig aufgestellten Fallen — zu entledigen. Doch das Mäuslein zog sich schlauerweise aus der Umgebung meiner mausfeindlichen Frau zurück und begab sich zu den Kindern ins Schlafzimmer. Da haufte es und trieb allerhand Unfug. Des Nachts kletterte es auf die Betten hinauf, lief den Kindern über Hände und Gesichter, sprang wieder herab, tanzte Walzer und Polka und vollführte großen Lärm. Zum Gaudium der tierliebenden Jugend, die sie mit Aufmerksamkeit beobachtete und zu schützen und zu verbergen suchte. Allein ich hatte bald heraus, was sie immer

— auch mitten in der Nacht! — so erfreute und am Schlafen hinderte, und ich gab strengen Befehl, mich zu rufen, wenn die Maus wieder einmal erschiene. Das geschah schon recht bald. Am Lachen und Quietschen, das sich tief in der Nacht im Schlafzimmer erhob, merkte ich, was los war. Ich schlich hinein. Da lagen sie alle zusammen im Bette der Großen, das etwas von der Wand weggerückt war, und starrten auf ein kleines Loch nieder, das sich im Fußboden befand. „Was ist los?“ fragte ich, als ich im Schlafgewand wie ein rächender Cherubin plötzlich unter der kleinen Gesellschaft auftauchte. „O Bati, Bati, tu' ihr nichts, bitte, bitte, sie ist so niedlich und süß“, riefen sie alle flehend aus. — „Da ist sie wieder, da ist sie wieder“, schrie in diesem Augenblicke die Große, die ihren Beobachtungsposten nicht aufgegeben hatte. „Das ist überhaupt keine Maus, das ist ein verzauberter Prinz“, sagte Doris darauf. — „Wie heißt er schon wieder? Es ist so ein komischer Name? Kala...?“ fragte Bubi. — „Katalababumini heißt er“, antwortete Doris. Und unter Lachen und Jauchzen versuchten die anderen den schweren Namen, den der blonde Schalk ausgetüftelt hatte, auszusprechen und ihn dem Gedächtnis einzuprägen. „Ich will dem verzauberten Prinzen zur schnellen Entzauberung verhelfen“, sagte ich, „Prinz Katalababumini wird bald in sein Schloß zurückkehren können.“ — „Sie kommt, sie ist draußen — — — da läuft sie“, schrie die Große wieder. In der That kam eine überaus fette Maus unter dem Bette hervor, setzte sich anstandslos in die Mitte des Zimmers, machte Männchen, putzte sich den Bart und sah uns alle frech aus ihren schwarzen Mausaugen an. Etwas Prinzliches konnte ich mit dem besten Willen nicht an dem Vieh entdecken. „Warte, du Biest“, sagte ich. Und trotz des abwehrenden Flehens der kleinen Schar hob ich einen Stiefel auf, zielte und warf ihn nach dem verzauberten Prinzen. Als dieser das Geschloß ankommen sah, machte er einen kühnen Sprung auf den Stuhl, der vor Mannis Bett stand, und strich sich, wie Doris behauptete, siegesbewußt den Schnurrbart, während die Kinder ob meines Mißerfolges in ein lautes Jubel-

geschrei ausbrachen. Nun wurde ich hitzig. „Ich will doch sehen, ob ich das Tier nicht kriege“, schrie ich zornig und näherte mich behutsam dem Stuhle. „Lauf, Katalababumini, lauf“, schrie die Große. Als ob die Maus diese Worte verstanden hätte, kletterte sie mit einer unglaublichen Behendigkeit am Stuhlbeine herab und verschwand im Schatten des Bettes. Ich leuchtete nach ihr. Sie war verschwunden. „Siehst du, daß es eine Zaubermaus ist!“ riefen sie triumphierend, „auf einmal ist sie immer weg!“ — „Da ist sie wieder,“ schrie eine andere Stimme, „dort auf dem Waschtisch sitzt sie.“ Wahrhaftig, da saß sie! „Warte!“ rief ich siegesbewußt. Ich räumte behutsam alles Geschirr vom Waschtisch herunter. Die Maus blieb ruhig sitzen und sah spöttisch meinem Beginnen zu. Nun nahm ich ein Handtuch, um es über das Tier zu werfen, und es dann, wenn es darunter säße, mit leichter Mühe zu erschlagen. Ein kühner Wurf, ich mußte mein Ziel erreicht haben — ... aber das Jubelgeschrei meiner pflichtvergeffenen Kinder belehrte mich, daß der verzauberte Prinz wiederum entkommen war. In der That lief er gerade über das Bett, in dem Bubi lag. Diese Frechheit! Und dann war er urplötzlich verschwunden. Von neuem suchte ich das ganze Zimmer ab. „Die Gardinen bewegen sich“, rief jemand aus einem Bette heraus, und schon sah ich die Maus die Gardine emporklettern. Ich stellte einen Eimer voll Wasser unten hin und schüttelte die Gardine. Die Maus sollte herunter- und in das Wasser hineinfallen, um jämmerlich darin zu ersaufen. Doch sie tat mir diesen Gefallen nicht. Sowie ich schüttelte, sprang sie in weitem Bogen kühn in die Stube zurück. Und die Kinder lachten und jubelten und schlugen Purzelbäume vor Wonne, während ich wie ein Türke fluchte. Dann war und blieb die Maus verschwunden, als habe der Boden sie verschlungen. „Aha, sie ist ein verzauberter Prinz“, sagte Doris wieder. — „Ein freches Vieh ist's“, schrie ich dagegen und trollte mich in mein warmes Bett.

Diese Jagden wiederholten sich noch einige Male. „Prinz Katalababumini“ war von einer unglaublichen Frechheit und

von einer genialen Gerissenheit, sich allen Gefahren zu entziehen. In die Mausefalle ging er grundsätzlich nicht hinein, ich mochte sie hinstellen, wo ich wollte und süßduftenden, feingeräucherten Speck oder das weißeste Mehl hineintun. Als ich die Falle genau vor das Mauseloch stellte, so daß Katalababumini hineinmußte, sowie er aus dem Tore seines Palastes heraustrat, biß er ein anderes Loch in den Fußboden, dicht neben dem ersten! Das alles bestärkte in den Kindern die Annahme, daß es wirklich keine „richtige“ Maus, sondern ein verzauberter Prinz sei, und was sie anfangs aus Unsinn gesagt, das wurde ihnen beinahe zur Gewißheit. Meine Frau behauptete allerdings, daß die Kinder den Katalababumini aus der Falle herausließen, wenn er hineingeraten sei. Aber diese Verdächtigung wiesen sie — und ich glaube mit Fug und Recht — voller Entrüstung zurück. Denn obwohl sie der dicken Maus alles Gute gönnten, so wurde sie ihnen doch allmählich lästig, weil sie infolge des Lärms, den das Tier fast allnächtlich vollführte, in ihrer Nachtruhe sehr empfindlich gestört wurden. Schließlich legte ich vergifteten Weizen in die Mauslöcher hinein, sperrte sie durch Glascherben ab und schmierte sie mit Zement zu. Die Kinder behaupteten zwar, Katalababumini würde das Gift nicht anrühren, sich vielmehr einen anderen Weg zu ihnen suchen, aber — der verzauberte Prinz war von da ab verschwunden und blieb es auch. Wahrscheinlich hat er der Versuchung nicht widerstehen können, vom todbringenden Gifte zu fressen. Sanft ruhe seine Asche!

Besser als dieses Tier hatten es die beiden „Swinegels“, Anton und Frißi, bei uns. Auf dem Werder hatten wir Anton gefangen. Er war ein glatter Kerl, soweit bei diesen stacheligen Gesellen, die, wie das bekannte Sprichwort es besagt, wirklich nicht als Handtuch zu verwenden sind, von Glätte gesprochen werden kann. Glatt ist hier nur relativ zu verstehen — etwa wie das Wort „Völkerrecht“ in England. Was aber ein richtiger stacheliger Igel ist, das merkten wir an Frißi, den wir eines Abends gelegentlich eines Ausfluges auf einer Wiese in Bremens Nachbarschaft fingen. Es war fast unmöglich, den Kerl anzu-

fassen. Seine Stacheln streckten sich nach allen Richtungen hinaus und legten sich nie, man mochte ihn streicheln, wie man wollte, während Anton stets durch Freundlichkeit gerührt wurde und seine Wehr einzog. Mürrische Gesellen waren sie aber alle beide und blieben es. Wenn sie einander sahen, knurrten und fauchten sie wie zornige Kater. Wollten wir uns einmal den Genuß dieses Konzertes machen, so wurde Anton aus seinem Verstecke aufgestöbert und zu Fritzi gebracht. — Eines Tages riet uns ein Naturfreund, wir sollten den beiden Kognak hinstellen; wenn sie davon getrunken, so würden sie ganz zahm. Natürlich kannten die Kinder von da ab kein sehnlicheres Verlangen als Kognak zu kaufen, damit — die Igel ihn saufen könnten! Ich konnte mich aber beherrschen! Schließlich machte ich ihnen die Freude und erstand einen rechten festen Korn. Einen ordentlichen Teller gossen wir voll und stellten ihn unseren stacheligen Freunden zum Genießen hin. In der That sofften sie den Teller in kürzester Zeit ganz und gar leer. Wir suchten sie darauf, denn ich sagte mir, daß sie nach diesem Quantum unbedingt „duhn“ sein, „einen sitzen haben“ müßten, und versprach mir allerhand Kurzweil davon. Trotz eifrigen Suchens konnten wir aber Fritzi nicht entdecken. Offenbar schlief er in irgendeinem Verstecke seinen Rausch aus. Groß mußte dieser sein, denn er, als der Stärkere von beiden, hatte sich zweifellos den Löwenanteil am Alkohol gesichert. Anton jedoch fanden wir, auf dem Rasen hin- und hertorkelnd, in wunderlichen Bewegungen zappelnd. Doch trotz des genossenen Kornes sind beide scheue Gesellen geblieben, die einzig und allein durch ihr wunderliches Gesicht den Kindern Spaß bereiteten. Es war auch immer zum Lachen, wenn sich der Igel aus seiner Kugelgestalt, in die er sich, sowie man ihn anfaßte, blitzschnell zusammen- und zurückzog, langsam löste und sein bauernschlaues Gesicht vorsichtig herausstreckte, während auf dem Kopfe die Stacheln noch in die Höhe standen, wie einem echten Gassenjungen die ungepflegten, borstigen Haare. Merkte er, daß „das Wetter gut war“, das heißt: daß keine Gefahr für ihn bestand, vielmehr

ein guter Bissen winkte, so legte er die Stacheln allmählich zurück, während sein Gesicht einen fröhlich-listigen, ja man kann sagen, geradezu listig-jovial-wohlwollenden Ausdruck annahm, der die höchste Zufriedenheit mit sich und seiner Umgebung auszudrücken schien. Er erinnerte dann sehr lebhaft an einen in schmierigen Kleidern steckenden Torfbauern, der soeben in pfiffiger Weise einen Stadtmenschen fest übers Ohr gehauen und seinen Geldbeutel straff gefüllt hat. Diese Kunst der Gesichtsmimik war es besonders, die diese Tiere den Kindern so lieb machte, daß sie sie zwei volle Jahre im Garten hielten und pflegten. Endlich gelang es mir doch, den guten Ruf der Igel zu untergraben und sie als im Grunde langweilige Nachttiere hinzustellen. Schweren Herzens wurde beschlossen, ihnen die Freiheit wiederzugeben. Anton ward zuerst auf den „Werder“ gesetzt. Als er den Korb, in dem wir ihn hingebraht hatten, verließ, rannte er, was er konnte, davon, und kroch in ein Gebüsch hinein. Kein dankbarer Blick, keine Bezeugung der Freude über die wiedererlangte Freiheit! Die Kinder waren bitter enttäuscht! Hatten sie sich doch vorgestellt, der Igel würde irgendwelche Abschiedstränen weinen und Freudentänze aufführen! Gerade von ihrem Lieblinge, dem netten, glatten Anton hatten sie es angenommen! — Dann sollte der stachelige Frißi fortgebracht werden. Doch wir fanden ihn nicht. So sehr wir auch nach ihm suchten! Tageslang. „Es muß ihm irgendwie gelungen sein, auszureißen“, entschieden wir endlich, obwohl es uns unglaublich erschien, da der Garten ein Entweichen einfach unmöglich macht. Wo sollte er wohl hingekommen sein? Drei Monate waren vergangen. Der Herbst hatte längst seinen Einzug gehalten, und Frißi, der Igel, war vergessen. Da entdeckten wir eines Tages, als wir den Garten reinigten, zufällig in einer Ecke einen Haufen verwesender Efeublätter und darin ein merkwürdig rundes Knäuel. Doris rief Gerda, diese holte die Brüder: was mochte das wohl sein? „Faß du es an, du hast ja doch immer schmutzige Finger“, wurde dem Ältesten zugerufen. Dieser ließ die Schwestern zuerst die Beleidigung „mit den Fingern“ zurücknehmen

— obwohl sie auf Wahrheit beruhte — und faßte dann mutig zu. Mit einem Schmerzensschrei zog er aber die Hand zurück, er blutete sogar an einem Finger. Und ein Jubeln ging durch die kleine Schar: „Unser Frißi, unser Frißi!“ Es half dem griesgrämigen Kerl nicht, daß er widerborstiger war denn je, er ward aus seinem Verstecke herausgezogen und im Triumph ins Studierzimmer gebracht, wo er, ein neues Versteck suchend, zum Gaudium der Kinder behende herum lief. Wovon mochte das Tier die ganze Zeit über gelebt haben? Das ist uns ein unlösbares Rätsel! Wir hatten ihm nichts hingestellt, da wir ja geglaubt hatten, er sei ausgerissen! Und seinen riesigen Appetit konnte er einfach nicht mit den Regenwürmern und Nachtschnecken stillen, die der kleine Garten ihm bot! Dabei sah er nicht einmal sehr abgemagert aus. — Na, er wurde in dasselbe Körbchen gesetzt, in dem schon sein Vetter Anton weggebracht worden war und ebenfalls auf den Werder zur Freiheit gebracht. — Damit war die Igelperiode, die viel Arbeit und wenig Freude gebracht hatte, endgültig erledigt. —

Dafür brachten die Kinder einen „Maki“ ins Haus. Das war ein ganz besonderes Vieh! Auf dem Freimarkte hatten es die Kinder entdeckt. Da zog nämlich ein Mann herum, der auf einem Karren einen großen Käfig hatte. Einer richtigen Arche Noah glich dieser, so viele verschiedene Tiere waren darin: Affen, Tauben, Kanarienvögel, Hunde, Katzen, Meerschweinchen, Kaninchen und Enten krochen darin herum — kurz, es war eine übermäßig bunte Zusammenstellung, deren Einzelglieder sich nicht schlecht miteinander vertrugen, wenn sie einander auch, wo und soweit immer sie konnten, das Futter streitig machten. Nicht mit Unrecht trug dieser Käfig sein Schild, worauf in großen Lettern: „Die deutsche Einigkeit“ gemalt stand! Daß unsere Kinder diese Deutsche Einigkeit aus voller Seele bewunderten, das brauche ich nicht weiter auszuführen. Stundenlang standen sie davor und ergöhten sich an den possierlichen Sprüngen ihrer Insassen. Und ebenso zahlreiche wie unerfüllbare Wünsche wurden laut, einen Teil dieser herrlichen Samm-

lung zu erwerben. „Einen Affen, o, nur diesen kleinen Affen“, riefen sie. Auch nach Meerschweinchen stand ihr Sinn und nach viel, viel anderem Getier. Vor allem war es ein Tier, das ihre Aufmerksamkeit auf sich zog, ein Tier, das aussah, wie eine große Katze. Wie ein Känguruh, so saß es meistens da und hielt beim Fressen die Früchte, an denen es knabberte, in den Vorderpfoten, wie ein Eichhörnchen die Nüsse. Wenn es aber lief, so glich es einem wildgewordenen Segelschiff, dessen Führer im Sturme seine Unkenntnis des Segelns aller Welt offenbart: es ging nicht, es torfelte vielmehr hin und her, und zwar so stark, daß es mit seinem langen Schwanz, wenn man einen Besen daran gebunden hätte, ganz bequem eine Stube hätte fegen können. Von diesem Tiere waren alle vier so entzückt, daß sie, als ihre Bitten, es zu kaufen, bei mir nur taube Ohren fanden und von meiner Frau mit einem Entsetzensschrei beantwortet wurden, einstimmig beschloßen, ihr ganzes Freimarktsgehd zusammenzulegen, um das so unendlich „süße“ Tierchen, zu erstehen. Was hatte ihnen der Besitzer der „Deutschen Einigkeit“ aber auch alles von diesem Viehzeug vorerzählt! Ein „Maki“ sei es, von einem Kapitän aus Australien vor zwei Jahren nach Europa gebracht. Es koste einen ganzen Haufen Geld, da der Pelz ungemein wertvoll sei. Nur weil sie alle so tierlieb seien, wolle er ihnen das Tierchen für wenig Geld lassen, obwohl sein Herz ihm beim Abschied vor Schmerz zu springen drohe, so daß er sicher vierzehn Tage lang — mindestens! — nichts essen könnte vor Weh. Dieser Maki sei so furchtbar zahm, daß man alles mit ihm machen könnte, was man wolle; wie herrlich man mit ihm spielen könne, sei nicht zu glauben usw., kurz, sie waren eines Tages entschlossen, diesen Mittheilhaber an der Deutschen Einigkeit in das Haus am Weserstrande zu verpflanzen. Sie legten ihre ersparten Groschen zusammen und kauften das Tier für teures Geld, und triumphierend brachten sie die große Kiste an, die ihrem Liebling als Stallung diente, wenn es nicht im allgemeinen Käfig saß, und rühmten gar sehr die Güte des seltenen Mannes, der ihnen die Kiste noch „dreingegeben“ hatte.

Der „Maki“ war aber, wie ich feststellte, überhaupt kein Maki, sondern irgendein ganz gewöhnliches Vieh aus der Familie der Beutelratten. Den Beutel entdeckten wir auch bald. Aber die Schmähungen über die niedrige Abstammung ließ den Kindern die Liebe zu ihrem Lieblinge nicht erkalten, sondern bewirkte eher das Gegenteil. Sie hegten und pflegten ihn mit rührender Sorgfalt. Die besten Bissen bekam dies Tier, das am Tage ständig schlief und nur gegen Abend lebendig wurde, um dann die ganze Nacht im Hause herum zu tockeln und zu klettern und allerhand Unfug anzustiften. Bis es meiner Frau gelang, seine Verbannung in den warmen Keller durchzusetzen, aus dem es aber alltäglich heraufgeholt wurde. Dann setzten sie es irgendwohin, wo es recht schön warm war, am liebsten, wenn wir nicht dabei waren, auf das Sofa im Wohnzimmer unter Decken und Kissen. Und während ihr Maki schlief, spielten sie. So kam es auch wohl vor, daß sie das Tier vergaßen. Einstmals bekam ich Besuch. Ein Brautpaar meldete sich zur Trauung an. Die niedliche Braut saß auf dem Sofa und plauderte glücklich und guter Dinge, als sich plötzlich die Sofakissen, die sie im Rücken hatte, in unheimlicher Weise zu bewegen begannen. Als sie starr und entsetzt über diese ungewohnte Erscheinung hinschaute, sah sie die unheimlichen Glözzaugen Makis darunter hervorstarren. Mit einem Schreckensschrei sprang sie auf und rannte im Zimmer umher, als hätte sie eine Maus gesehen, während ich das harmlose Tier hinauswarf.

Dies Entsetzen, das sonderbarerweise fast alle Menschen vor dem tatsächlich ganz dummen, unschuldigen Tiere bekundeten, haben die Kinder nie verstehen können. Sie waren so sehr von ihrem Liebling begeistert, daß sie jedem Besucher, der ins Haus kam, die Frage vorlegten: „Magst du ihn wohl leiden?“ Und immer waren sie bitter enttäuscht, wenn sie die stereotype Antwort erhielten: „Dieses Tier? Nein! Das ist ja ein gräßliches Vieh!“ Ihre Liebe ließ dieser Abscheu der anderen aber nicht wankend werden. Sie war echt!

Makis Ende war traurig. Er konnte das Klima nicht ertragen. Man sah den Armen von Tag zu Tag trauriger und magerer werden. Schließlich saß er ganz teilnahmslos und unbeweglich da, um, wenn er sich einmal rühren mußte, ganz jämmerlich zu keuchen. Immer schneller ging sein Atem, immer elender wurde er, bis er jämmerlich stöhnend auf der Seite lag. Da nahm ich mein Teschin und machte durch einen wohlgezielten Schuß seinen Qualen ein Ende. Ich überredete dann die sehr traurigen Kinder, den Pelz dem Kürschner anzubieten oder sich einen Muff oder einen Kragen daraus machen zu lassen. Doch der Kürschner sah das Tier hohnlachend an und sagte: „Der Pelz ist ganz und gar wertlos, wenn ihr mir noch fünf Mark dazu gebt, will ich ihn euch wohl gerben.“ Da merkten sie, daß der Besitzer der „Deutschen Einigkeit“ sie in jeder Beziehung beschwindelt hatte. Den toten Maki ließen sie aber seine Wertlosigkeit nicht entgelten. Sie begruben ihn mit allen tierischen Ehren und pflanzten Blumen auf sein Grab, die sehr bald von den Nachtschnecken ganz und gar aufgefressen wurden. . .

Als wir eines Tages über den Markt gingen, sahen wir eine Bäuerin, die einen ganzen Korb voll junger Entlein vor sich stehen hatte. Das krabbelte und wimmelte, das piepte und schnappte nach Futter, daß es eine reine Freude war. Sie waren niedlich, die kleinen Tierchen in ihrem gelben Flaumkleide. Daß in meinen Kindern eine große Sehnsucht nach dem Besitz solcher Entlein wach wurde — brauche ich das besonders zu erwähnen? Sofort hub das Bitten und Betteln an: „Kauf' uns eins! Kauf' eins — oder zwei!“ Nun sind Enten meine Lieblingsvögel, sowohl in lebendigem als auch in gebratenem Zustande. Es gibt nichts Gelungeneres als eine Ente. Sieht es nicht entzückend aus, wenn sie, den Kopf schief haltend, erst leise, dann lauter und lauter quakend, den Menschen anschaut, von dem sie Futter erwartet? Gibt es glänzendere Farben als diejenigen, die das Gefieder einer Ente und vor allem eines Enterichs aufweist? Gibt es ein Tier, das, ohne eitel zu sein, geschmiegelter und geputzter wäre? Und dann der Appetit, den diese

Vögel entwickeln! Einfach kolossal, bewunderungswürdig! Und erst die gebratene Ente! Soll ich deren Loblied singen? Überflüssig! — Dies alles ging mir durch den Kopf, als die Kinder innig um Entlein baten und versprachen, sie zu hegen und zu pflegen, zu hüten und zu wahren wie ihre Augäpfel. So erstand ich denn zwei Tiere, die wir allsogleich „Litti“ und „Fidi“ benamsten. Der Empfang, den meine Frau ihnen bereitete, war allerdings nicht gerade warm oder glänzend zu nennen. Der Garten würde von diesen Tieren ruiniert werden, prophezeiten sie, und unser Geldbeutel nicht minder, da Enten das allergefräßigste Viehzeug seien, das man sich denken könne usw. Sie war diesmal wirklich und wahrhaftig ernstlich böse. Nur mit vieler Mühe vermochten wir sie zu beruhigen, wenn wir sie auch nicht von der gänzlichen Harmlosigkeit der Enten Garten und Geldbeutel gegenüber überzeugen konnten. „Du wirst es sehen“, war ihre stereotype Antwort auf alle Beteuerungen, daß Enten keine Hühner seien und nicht den Garten zerkrachen, daß sie sich bescheiden benehmen und von den Abfällen unserer Küche nähren würden und dergleichen mehr. „Du wirst sehen!“ Unterdessen liefen die Entlein lustig im Garten umher und schwammen vergnügt in einer Schüssel, die wir ihnen als „Teich“ unter dem Maulbeerbaum eingegraben hatten. Sehr bald waren sie vollständig zahm. Rief man sie bei Namen, so rannten sie schnatternd und quakend herbei; nahm man einen Spaten zur Hand, so zogen sie, wie Hündlein, hinter einem drein, auf Regenwürmer wartend, die sie für ihr Leben gern fraßen. Litti war, das zeigte sich bald, viel verfressener und darum auch wohl intelligenter als Fidi, dem er die besten Bissen stets vor der Nase, oder besser gesagt vor dem Schnabel, wegschnappte. Ehe sich Fidi einmal besann, hatte Litti schon zwei Würmer erwischt und schaute bereits nach einem dritten aus. Trotzdem vertrugen sie sich sehr gut. Sie wuchsen mit unheimlicher Schnelligkeit heran und wurden zu wahren Riesenvögeln. Da begann die Triumphzeit meiner Frau. „Aha! Habe ich nicht recht gehabt?“ wurde ich sehr oft gefragt. Ja, sie hatte recht

gehabt! Gewiß, die Enten waren keine Hühner und zerkrakten den Garten nicht. Aber! Wo etwas Grünes sich nur verschämt zu zeigen wagte, wurde es sofort erbarmungslos weggeschnabelt. Die Freßlust, die die beiden entwickelten! Die war einfach unglaublich! Sie fraßen sonder Maßen. Sie fraßen immerzu. Sie lebten überhaupt nicht, sie fraßen nur. Sie waren die verkörperte Freßtätigkeit. Und hatten immerzu Hunger! Längst reichten unsere Abfälle nicht mehr aus, und immer wieder mußte ich Summen ausgeben, um nur einigermaßen dafür zu sorgen, daß die „süßen“ Enten nicht Hunger litten! Es war einfach ganz unglaublich, wieviel sie brauchten, um satt zu werden, und kaum hatten sie verschlungen, was man ihnen vorgesetzt hatte, so schnatterten sie hungrig nach mehr und lauerten mit schief gehaltenem Kopfe darauf, daß man ihnen etwas vorwerfen sollte. Man hatte nachgerade Furcht, in den Garten zu gehen, in welchem bald kein grünes Blättchen mehr zu sehen war. Ich lebte in beständiger Angst, Litti würde eines schönen Tages über Fidi, oder umgekehrt, herfallen, um den Artgenossen in kannibalischem Gelüste aufzufressen. Das geschah nun zwar nicht, wohl aber sahen wir, wie eines Tages Litti einen Späßen, der einige Bissen aus der vollgefüllten Schüssel unserer Enten wegzuschnappen versuchte, beim Kragen faßte und ihn trotz seines jämmerlichen Piepsens bei lebendigem Leibe hinabwürgte, würgte im wahrsten Sinne des Wortes, denn eine ganze Zeit lang hingen die Beine des unglücklichen Opfers aus dem Schnabel der lebendigen Freßmaschine heraus, die wie besessen im Garten herumraste, wir hinterher, da wir einen Erstickungsanfall befürchteten. Keine Spur davon! Der dicke Spaß ward hinuntergeschluckt und gut verdaut!

Trotzdem wollten die Kinder sich nicht auf den Vorschlag meiner Frau einlassen, den sie mindestens drei- bis viermal täglich: morgens, beim Mittagstisch, beim Nachmittagskaffee und beim Abendbrot, je ein oder mehrere Male, machte: Litti und Fidi, die sehr schön gediehen seien, dem Lose aller Enten zu überliefern und zu schlachten. Wohl stellte sie uns den Genuß,

der unserer wartete, in den verlockendsten Farben dar, wohl erörterte sie alle möglichen Arten, wie sie uns die lieben Tierchen vorsetzen wollte: mit Oliven gefüllt, goldgelb und knusperig gebraten! Vergebens, die Kinder erklärten ebenso oft, sie würden nicht einen Bissen von Litti und Fidi, die ihnen so treu und anhänglich nachliefen wie junge Hunde, anrühren, sondern lieber den ganzen Tag hungern, ja, sogar verhungern, wenn es sein müßte. Dennoch erfüllte sich ihr Schicksal! Eines Sonnabends, als ich an meiner Predigt arbeitete, hörte ich unsere verfressenen Lieblinge plötzlich jämmerlich quaken. Es war nur ein jähes Aufschreien gewesen, das sofort verstummte. Deshalb legte ich ihm auch weiter kein Gewicht bei. Als ich die Frühstückspause machte, lockte ich Litti und Fidi. Doch niemand kam. Kein Laut ließ sich hören, keine Watschelente sehen. Ich durchsuchte den Garten: kein Litti und Fidi zu finden! Da packte mich eine trüb-heitere Ahnung: das Jammergequacke von vorhin — sollte das einen sonntäglichen Entenbraten angekündigt haben? „Suchst du die Enten?“ ließ meine Frau sich plötzlich ganz unschuldig vernehmen. — „Gesteh“, du hast sie ermordet!“ rief ich ihr als Antwort zu. — „Ich nicht!“ verteidigte sie sich. Natürlich sie nicht! Aber sie hatte die Armen, die ihr vertrauten wie unschuldige Kindlein der Mutter, mit Hilfe fetter Bissen an sich gelockt und vertrauensselig gemacht, um sich dann plötzlich und heimtückisch mit schnellem Griffe ihrer zu bemächtigen. Dann hatte sie sie zum Nachbarn gebracht, der ihnen unbarmherzig die Hälse abschnitt. Nun lagen sie da, unsere Freunde Litti und Fidi, schon gerupft und ausgenommen, glänzend in der Fülle weißlichen Fettes. Mit der Hand klopfte meine Frau ihnen auf die Brust, daß es klatschte und sagte dazu: „Ha, ich will mich ergötzen und laben! Sie sollen mir nicht umsonst meinen Garten kahl gefressen haben!“ Ist es glaublich, daß bei diesem Anblicke und diesen Worten mein Grimm sich nicht nur nicht steigerte, sondern im Gegenteil schmolz, wie Entenfett überm Feuer? Daß in mir sogar eine ergebene Freude aufstieg beim Gedanken an den sonntäglichen Braten?

Die Weiberschlaueheit triumphierte wieder einmal, und zwar mit denselben Mitteln, durch die sie einstmals über den Mann triumphiert hatte, als das Weib Eva und der Mann Adam hieß... Aber als die Kinder aus der Schule nach Hause kamen! Der Krach, den diese schlugen! Einen „feigen Mord“ nannten sie das Vorgehen meiner Frau, „geheimen Meuchelmord“ sogar. Und hoch und heilig schwuren sie, keinen Bissen von Litti und Fidi zu genießen. Meine Frau lächelte nur dazu. Sie hatte Erfahrungen in solchen Dingen. Und als am anderen Morgen der herrliche Duft des Entenbratens durch das Haus zog, da schlichen die Kinder in die Küche und erklärten, sie hätten sich die Sache überlegt und wollten doch lieber dem guten Räte der lieben Mutti folgen, wollten nicht hungern, sondern Litti und Fidi mitverzehren helfen. Nur die Große blieb standhaft. Doch als am Mittage die beiden wunderbar gebratenen Vögel den Tisch zierten, da meinte sie, etwas könne sie am Ende doch davon essen, nur um uns ihren guten Willen zu beweisen... Ihr Wille wurde sogar sehr gut, denn sie aß Portionen, durch die sie dem Appetit ihrer Freunde im Federkleide nachzueifern schien. — Dies war das Ende unserer Entenzucht, das Ende Littis und Fidis. War's ein unrühmliches? — Es war das allgemeine Entenende!

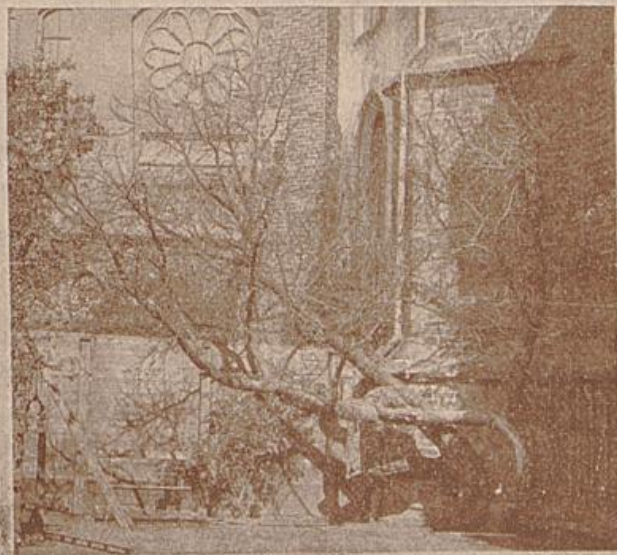
Daß unsere Tauben dasselbe Los erduldet haben, wurde bereits weiter oben erzählt. Doch noch nicht berichtet habe ich das Schicksal unseres „Täubers“. Das war ein gar sonderliches Tier. Als ich einmal einen Freund besuchte, fand ich es. Eine Taube flog zum geöffneten Fenster herein, gurrte und gurrte und drehte sich um ihn und um sich selbst herum, bis er sie streichelte und liebkooste. „Wie zahm ist das Tierchen!“ rief ich verwundert und bewundernd aus. Als ob die Taube mich verstanden hätte, kam sie auf mich zu und drehte und zierte sich vor mir wie ein Täufer vor seiner Taube. Ich streckte die Hand aus, und siehe, der Täufer ließ sich auch von mir mit sichtbarer Freude liebkoosen und streicheln. Ja, wenn ich aufhörte, so drehte er sich um und pickte mit dem Schnabel

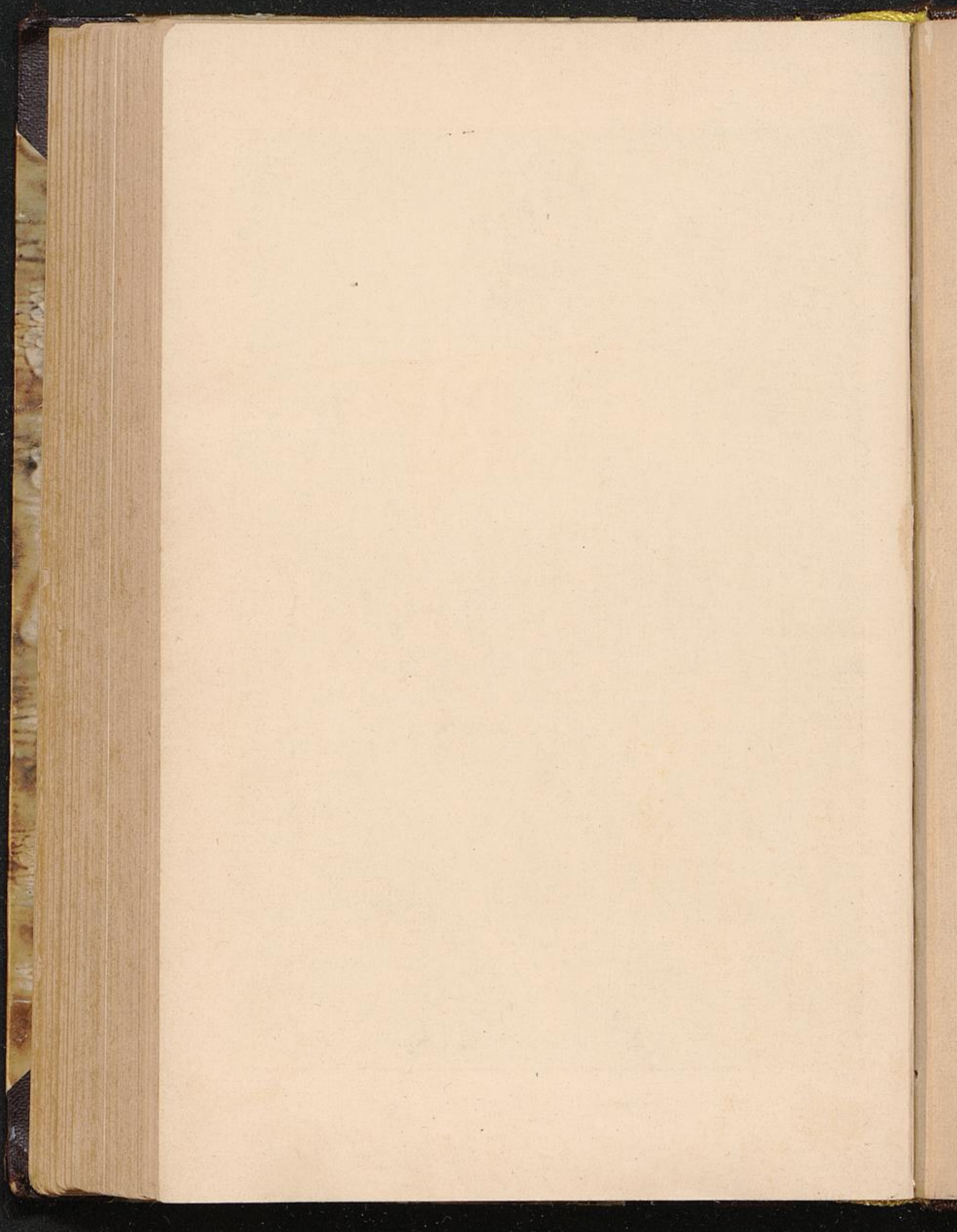
aufmunternd an meine Hand, damit ich auch weiterhin über sein taubengraues Federkleid striche. „Sonderbar,“ sagte mein Freund, „das Tierchen ist sonst ungemein scheu und läßt sich von niemanden berühren.“ Der Läufer schien sich geradezu in mich verliebt zu haben. Er wollte sich durchaus nicht mehr von mir trennen und hackte wütend auf die Hand seines Herrn ein, als dieser ihn wegbringen wollte. — Nach einigen Tagen kam mein Bekannter zu mir und bot mir den Läufer an: er sei seit meinem Besuche geradezu bössartig, sei ihm auch lästig geworden. Gerne nahm ich das Geschenk an. Der zahme Läufer war von einer rührenden Aufmerksamkeit und Liebe zu mir beseelt. Sein größter Genuß war, sich von mir streicheln zu lassen. Er flog mir in alle Zimmer nach, ließ mich auch nicht im Garten allein. Wo ich ging und stand, war mein Läufer bei mir und saß mir auf der Schulter oder dem Kopfe. Hatte ich ihn einige Zeit nicht geliebkost, so gurrte er und drehte sich liebeheischend vor mir herum. Es war begeisternd, es war rührend, seine Anhänglichkeit grenzte ans Lächerliche. Aber sie war nicht immer angenehm, denn er war nicht — stubenrein. So kam es, daß meine Kleider, die Tische und die Stühle, die Bücher und Schränke, die Teppiche und der Fußboden bald überall weißgrauschwarze Kleckse wohlbekannter Herkunft aufwiesen, die nicht gerade zur Verschönerung der betreffenden Gegenstände beitrugen. Schrieb ich, so tanzte das Tier, liebeheischend, Walzer auf dem Papier, so daß es außer mit meinen Schriftzügen (und auch wohl hier und da mit einem der beschriebenen Kleckse) mit den wirr durcheinanderlaufenden Runen der Taubensfüße bedeckt war. Sperrte ich den Läufer ein, so rannte er mit dem Kopfe, schlug mit den Flügeln solange gegen die Türe, bis man ihm aus Mitleid öffnete, und am Morgen kam er in aller Herrgottsfrühe entweder durch das Fenster ins Schlafzimmer geflogen oder er schlug gegen die Türe an, so daß man nicht weiterschlafen konnte. Das war die Rehrseite der Medaille! Es kam hinzu, daß dieser Läufer von einem wütenden, eifersüchtigen Haß gegen meine Frau völlig verzehrt wurde.

Wenn er sie irgendwo sah, flog er auf sie zu und bearbeitete sie, wo er sie zu fassen bekam, mit seinem harten Schnabel, daß sie oft im wahren Sinne des Wortes um Hilfe schrie. Und gerade dieser Läufer hatte durchaus keinen Anlaß hierzu, da meine Frau ausnahmsweise von diesem Tiere entzückt und ob seiner unglaublichen Anhänglichkeit an mich gerührt war und ihm nur Liebes und Gutes erwies. — Eines Tages mußte ich auf kurze Zeit verreisen. Den Läufer der Obhut meines lieben Weibes empfehlend, fuhr ich weg. Als ich zurückkam, ward ich mit der Nachricht überrascht: „Du, denk' mal, der Läufer hat ein Ei in meinen Schoß gelegt.“ Ich sah meine Frau fassungslos an. „Was hat er?“ fragte ich, in der Meinung, mich verhöhnt zu haben. „Ein Ei hat er gelegt!“ lautete die Antwort. Ich schüttelte den Kopf. „Wer hat ein Ei gelegt?“ fragte ich wieder. „Verstehst du mich denn nicht? Dein Läufer, dieses Tier hier, das wieder auf deinem Kopfe sitzt, das hat ein Ei gelegt!“ Ich fühlte den Puls meiner Frau. Er ging normal. Aber meiner auch. Sie lachte und holte ein Laubenei herbei. Immer noch schüttelte ich, nicht verstehend, den Kopf. Bis mir ein Licht aufging, und ich sagte: „Dann ist der Läufer ja gar kein Läufer, sondern eine Taube.“ — „Mag sein,“ entgegnete meine Frau, „jedenfalls steht das fest, daß er dies Ei hier gelegt hat.“ Wie war das möglich! Als ich weg war, hatte sie ausruhend im Stuhle gegessen, als plötzlich der „Läufer“ auf sie zuflog und sich ihr auf den Schoß setzte. Sie ließ es geschehen, freute sich darüber, daß er seine Feindseligkeit gegen sie eingestellt hätte und streichelte ihn. Doch plötzlich pickte er wiederum wie früher voll Wut auf sie los und flog davon. In ihrem Schoße aber lag ein Laubenei! Und jedesmal, wenn das Tierchen späterhin ein Ei legen wollte, begab es sich zu meiner Frau und legte das Ei entweder in ihren Schoß oder auf ihre Hand. Solange es das Geschäft des Eierlegens verrichtete, war es von einer unglaublichen Friedfertigkeit, ja Zärtlichkeit, gegen sie erfüllt, um sofort nach Beendigung dieser Arbeit um so wütender auf sie einzuhacken! — Schließlich

wurde des „Läubers“ Anhänglichkeit geradezu lästig. Ich beschloß daher, seine süße Liebe von mir ab- und einem richtigen Läufer zuzuwenden, darauf hoffend, daß die Natur, die allgewaltige Göttin, ihren Liebeszwang auch hier zur Geltung bringen würde. Ich hatte mich geirrt! Wohl sperrte ich den gekauften wunderbaren, echten Läufer mit meinem falschen „Läufer“ zusammen lange Zeit in den Taubenstall ein. Als ich aber diesen wieder öffnete, war ein Augenblick später meine Taube an meinem Fenster, flog selig auf meinen Schreibtisch, drehte sich um sich selbst, girrte und ließ sich streicheln wie vorher. Der echte Läufer dagegen war davongeflogen. — Ach, welch trauriges Ende hat mein „Läufer“ gefunden! Ein guter Nachbar hatte ebenfalls seine Freude an dem süßen Tierlein, das ab und zu zu ihm hinüberflog. Doch seine Freundschaft war eitel Lüge und Verstellung, sintemalen er schwarze Gedanken des Mordes in seiner Seele hegte. Eines schönen Tages packte er es, drehte ihm mit mordgierigen Fingern den Hals um und fraß es auf — gebraten natürlich. Ich hatte es hin- aber nicht mehr herfliegen sehen. Und als mein Läufer nicht mehr kam, schickte ich hinüber. Doch der getreue Nachbar wollte nichts von „Ruferu“ — so hieß die Taube — gesehen haben. Da wußte ich Bescheid! Um ganz sicher zu gehen, fragte ich am nächsten Tage das siebenjährige Söhnlein des Taubenmörders: „Na, hat die Taube dir gut geschmeckt?“ — „Ich weiß nicht,“ gab er ahnungslos zurück, „mein Vater hat sie ganz allein aufgeessen.“ —

Die gleiche Feindschaft gegen meine Frau, ja, man kann sagen, den gleichen bitteren Haß hegte auch unser Papagei, das „Lorchen“. Es war ein altes Tier, das vor mehr als zwanzig Jahren schon aus fremden Landen nach Bremen gekommen war. Als sein Herr starb, ward es mir von den Erben verehrt. Lorchen konnte eine Reihe von Worten sprechen, sang: „Wir halten fest und treu zusammen“ und wollte den ganzen Tag außerhalb seines Käfigs herumklettern, vor allem aber in meiner unmittelbaren Nähe, am liebsten auf meinem





Finger sitzen. Ließ sich meine Frau sehen, so ward das Tier von einem geradezu fürchterlichen Zähzorn gepackt. Seine Augen weiteten sich, seine Pupillen wurden groß, seine Federn sträubten sich, und wütende Schreie ausstoßend, flog er auf sie, um sie mit seinem krummen, harten Schnabel solange zu bearbeiten, bis Blut floß. Zwei Jahre lang trugen wir dies Kreuz mit Geduld. Immer wieder wurde dem im übrigen sehr drolligen Tiere in großherziger Weise verziehen, obwohl es auch hier und da die Kinder biß. Doch endlich mußte der Sache ein Ende gemacht werden, und „Lorchen“ ward verschenkt. Als „Modell“ fristet es jetzt in einer Kunstschule sein Dasein und dient der Kunst, so daß es sein Leben nicht nutzlos verbringt. Gesungen hat es aber seitdem nicht wieder...

Soll ich auch noch von den Meerschweinchen erzählen, die die Kinder sich eines Tages anschafften? Der „Dickkopf“, schwarz und rot und weiß, war der erste, der ins Haus am Weserstrande zog. Damit er nicht allein sei, ward ein Weibchen dazu gekauft. Ein weißes Tierchen war es, abgemagert, auf einem Auge blind, das die Kinder aus purem Mitleid genommen hatten. Die beiden wurden die Stammeltern einer großen Schar von Meerschweinchen, die aber kleiner und immer kleiner wurden. Im Sommer liefen sie auf dem Rasen herum und versahen das Amt einer Mähmaschine: sie hielten das Gras in der richtigen Kürze! Im Winter wurden sie in warme Ställe verstaut. Viele Freude haben die harmlosen, lebhaften Tierchen bereitet, und es war jedesmal ein großes Wehklagen, wenn eines fortgegeben werden mußte, da ich mich mit den Kindern dahin geeinigt hatte, daß nicht mehr als vier ausgewachsene Tiere da sein dürften — sonst wären wir am Ende von Meerschweinchen aufgefressen worden! Da starb eines Tages die blinde Stammutter. Bald darauf ward ihr Sohn von einer fremden Katze, die im Garten herumstrolchte, aufgefressen. Sein Weibchen starb gleich darauf — aus Gram über den Verlust des geliebten Gatten, wie die Kinder klagten, so daß nur noch der mehr als dreijährige „Dickkopf“, der alte Stammvater, da war.

Doch auch seine Stunde schlug! Ein großer Bernhardiner, der sich verlaufen und im Hause am Weserstrande einen Zufluchtsort gefunden hatte, biß ihn tot. Wohl ersetzte sein Herr den weinenden Kindern den Wert des getöteten Tieres, allein der geliebte „Dickkopf“ war weg, und damit hörte die Meerschweinchenzucht auf. —

Die Kaninchenzucht beschränkte sich dagegen auf ein einziges Exemplar, das „Minne“, das uralt und ungeschlachtet als Riesekaninchen ein beschauliches Dasein führt. Nicht um alles in der Welt wollen die Kinder dieses Spielzeug ihrer Kindheit, das zum Inventarium des Hauses am Weserstrande gehört, hergeben. Nicht einmal in den Tagen grimmigster Fleischnot konnten sie dazu gebracht werden, in seine Schlachtung einzuwilligen, die wir gerne vorgenommen hätten, wenn es auch nur einen zähen Braten abgegeben hätte. Nein, das Gnadenfutter soll es genießen und seine Tage in Frieden beschließen. Ich bin darauf gespannt, wann dies geschehen wird. Denn das Tier scheint ewig leben zu wollen. Trägt dazu vielleicht der Umstand bei, daß es ein ganz und gar nicht karnickelhaftes tugendsames, der Liebe abholdes Jungfrauendasein führt? Eines Tages — das Tier war allerdings schon eine alte Karnickeljungfer von dreiundeinhalb Jahren — suchten wir es listig zu verführen. Ein wunderbarer Kaninchenbock, der nach unserer Ansicht das Auge jeder Kaninchenmaid berücken mußte, setzten wir zu Fräulein Minne in den Stall. Doch die Tugend siegte! Der Bock ward von Minne bei der Verteidigung ihrer Jungfräulichkeit übel zugerichtet, und kleine Karnickelchen gab es nicht! Das Tier hat eben seine Grundsätze!

Augenblicklich hüpfte eine Dohle im Garten herum. Wie lange? Ich fürchte, daß die Tage ihres Aufenthaltes im Hause am Weserstrand gezählt sein werden. Wohl ist „Jakob“ durchaus zahm, wohl ruft er aus Leibeskräften: „Dschakob“, wenn irgendeine Gefahr ihn bedroht. Allein jeden Augenblick verliert er, wenn er, auf der Mauer spazierend, unter den zahlreichen Spinnen, die den Garten bevölkern, aufräumt, das Gleichgewicht

und flattert zum Weserstrand hinab, wohl auch in die Weser hinein, aus der er sich dann nur mit Mühe und Not herausrettet. Ich fürchte sehr, daß sich hier sein tragisches Ende abspielen wird. Das werden vor allem die Kinder bedauern, deren guter Freund er geworden ist. Aber auch meine Frau wird ihn sicher beweinen, denn Jakob ist eines der wenigen Tiere, an dem sie — bis zu einem gewissen Grade natürlich! — Gefallen gefunden hat. Der drollige Kerl ist in der That überaus niedlich! Ist meine Frau in der Küche beschäftigt, dann steht er demütig wie ein Bettler vor der Türe und wartet geduldig darauf, daß ihm irgendein guter Bissen zugeworfen werde. Denn auch bei Jakob geht die Liebe durch den Magen! Sind wir beim Essen, so schleicht er sich auf die Schwelle des Wohnzimmer, oder versucht an den Tisch, ja sogar auf ihn hinauf zu fliegen, um etwas zu erhaschen, was ihm gerade schmeckt. Doch so weit geht die Freundschaft meiner Frau nun doch nicht, daß sie solche Extravaganzen duldet, und Jakob bekommt trotz des Klagens der Kinder eins auf den Schnabel, worauf er zu seinem Plaze an der Türe zurückfliegt. Wenn er Mannis nackte Beine sieht, so vollführt er einen Angriff darauf. Zum Späße natürlich! Aber sein Schnabel ist so hart, daß es dem Angegriffenen durchaus nicht als Spaß erscheint, wenn sich auch die Zuschauer bei diesem komischen Anblick vor Lachen schütteln. Überhaupt dieser Schnabel! Die Kinder haben eine ausgesprochene Achtung vor ihm, wie ein erfahrener Mann vor dem „Schnabel“ eines bösen Weibes. Kann doch einer wie der andere kneifen und verwunden. Selbst unser Kater Mau und der Dackel Peter gehen darum Jakob aus dem Wege, und seinetwegen verzichtet Mau sogar auf den Genuß — von Jakob selbst, obwohl er ein großer Liebhaber von Vogelfleisch ist!

Ja, unser Mau, der kohlpechrabenschwarze Kater! Ja, unser Peter, der krummbeinige Dackel! Das sind kluge Tiere! Kluge Tiere! Was sage ich da? Die allerintelligentesten ihres Geschlechtes sind sie, man könnte sogar beinahe sagen, daß vielleicht noch mehr als bloße Katzen- und Hundeintelligenz

bei ihnen zu finden sei. Oder hat der verehrteste Leser vielleicht jemals einen Dackel- oder Katerbesitzer gesehen, der nicht stets sonderbarerweise gerade das intelligenteste aller Tiere in seinem Besitze gehabt hätte? Es ist damit genau so wie mit den Kindern. Allen Eltern sind stets die allergeheitesten Kinder geschenkt worden, und wenn in der Schule diese furchtbar gescheiten Kinder nichts lernen und nicht weiterkommen, so sind selbstverständlich niemals sie selbst, sondern immer die Lehrer oder gar „die Schule“ daran schuld.

Da aber weder Peter noch Mau eine Schule besuchen, so sind derartige Entschuldigungen und Beschuldigungen nicht notwendig. Sie sind einfach unbestritten gescheit und klug. Ich muß es mir leider versagen, alles aufzuzählen, was die außerordentliche Geisteskraft dieser Tiere beweist. Aber eines zu erwähnen kann ich mir nicht versagen. Das ist die Tatsache, daß der Kater nicht nur nicht selber weiß, wie er heißt — das wissen schließlich andere gewöhnliche Hauskater auch, wenigstens hören sie auf einen bestimmten Ruf, wenn sie wollen! — daß er vielmehr seinen Namen klar und deutlich ausspricht, wenn man ihn danach fragt! Also ein sprechender Kater! Es kommt nur darauf an, wie man die Frage stellt, denn das geistreiche Tier antwortet nur, wenn es ihm paßt. Bubi nimmt Mau auf den Arm und fragt ihn mit sanfter Stimme: „Wie heißt du?“ Nun kann der Kater es absolut nicht leiden — er ist in diesem Punkte das Gegenteil gewöhnlicher Katzen —, auf dem Arme festgehalten zu werden. Mit aller Gewalt sucht er sich zu befreien. Er weigert sich zu reden. Nun drückt ihn Bubi etwas fester an sein Herz. Sagt Mau noch immer nichts, so zwickt ihn der Junge leise mahnend in den Schwanz, worauf der Kater unfehlbar seinen Eigensinn fahren läßt und klar und deutlich mit leiser, melodischer, fast könnte man sagen klagender Stimme das Wort ausspricht, auf das wir alle warten: „Mau.“ Ja, man kann sagen, daß es der Kater selber gewesen ist, der sich seinen Namen gegeben hat. Denn er rief solange „Mau“, bis wir seinem Wunsche nachkamen und ihn so nannten. — Daß

der Dackel allein infolge seines jahrelangen Umganges mit uns eine höhere Stufe der Geistigkeit erklommen haben muß, brauche ich wohl nicht näher auszuführen.

Doch nicht nur zeichnen sich unsere beiden Lieblinge durch eine hohe Intelligenz aus, Kater und Hund besitzen auch andere hervorragende Eigenschaften. So haben beide einen ausgesprochen festen Charakter. Man mag sie solange rufen, wie man will, sie kommen nur dann, wenn es ihnen paßt, das heißt wenn sie die unbedingte Notwendigkeit ihres Kommens eingesehen haben. Gehen wir spazieren, so geht Peter z. B. niemals mit uns rechts um die Ecke herum, wenn er selbst etwa zufällig der Ansicht ist, daß der Weg um die linke Ecke der bessere sei. Er weiß eben genau, was er will, und das, was er will, das führt er auch unfehlbar aus. Der Kater wiederum hat einen phlegmatischeren Charakter. Liegt er irgendwo, im Garten in der Sonne oder im Zimmer auf dem Sofa, so blinzelt er, wenn man ihn ruft, ein wenig mit den Augen. Sieht er, daß man ein Butterbrot verzehrt, so kommt er sofort; ist nichts Derartiges im Gang, so bleibt er, schließt seine bernsteinfarbenen Augen wieder zu und grübelt weiter über die Philosophie Hegels, die er ergründen möchte. Wenn man allzu großes Verlangen nach seiner Anwesenheit hat, weht man am besten zwei Messer recht hörbar aneinander. In der Vermutung, daß es Fleisch gebe, springt das fluge Tier dann mit einem einzigen Satz empor, rennt mit hochargehobenem Schweife zum Bekendenden hin und ruft bittend: „Mir auch, mir auch!“ So intelligent, so charakterfest ist Mau!

Weiterhin ist zu rühmen beider Tiere auserlesener Geschmack. Sie sahen es geradezu als Beleidigung an, wollte man ihnen Brot ohne Butter anbieten. Macht sich einmal irgend jemand dieses Verbrechens schuldig, so riecht Peter nur an solches Brot, um sich dann verachtend abzuwenden. Allerdings kneift er in dieser Lage den Schwanz ein, da er immer befürchtet, eine Ohrfeige zu erwischen, da meine Frau sich über eine solche Feinschmeckerei, statt sie anzuerkennen, stets sehr entrüstet.

Er nimmt deshalb wohl auch den zugeworfenen Bissen ins Maul, wackelt freudezeigend mit dem Schwänzchen „Danke schön“, geht in eine Ecke und spuckt das Stück Brot wieder ungenossen aus. — Im Kriege freilich, als der Buttermangel so groß war, da hätte er gern trockenes Brot gegessen — so patriotisch ist das Tier! Aber leider verbot uns unser Patriotismus und die schmalen Brotrationen, die wir selber hatten, diesem edlen Drange Peters zu entsprechen. Worüber er sichtlich traurig war.

Peter ist Gerdas Tier. Ist sie im Hause, so kennt er sonst niemanden. „Seini Tedda“, wie sich die Große ihm gegenüber bezeichnet, liebt er über die Maßen. Er folgt ihr wie ihr eigener Schatten. Ja, er verläßt sogar im Winter sein warmes Plätzchen am Ofen, um ihr zu folgen, sowie sie sich erhebt, um in ein anderes Zimmer zu gehen. Geht sie aus, so tanzt er freudig, sich immerfort um seine eigene Achse drehend, um sie, läuft wegbahnend vor ihr her und erhebt ein ungeheures Gefläß. Nur wenn es regnet, benimmt er sich anders; vernünftiger kann man sagen. Er bleibt vor der Türe stehen, blickt blinzelnd zum Himmel empor, wedelt mit dem Schwanz, schaut „seini Tedda“ halb bittend, halb vorwurfsvoll an. „Ich möchte einen Regenschirm“, sagt sein ganzes Benehmen deutlich. Da diese gewiß nicht unberechtigte Bitte ihm jedoch nicht erfüllt wird, so macht er kurzerhand kehrt und schleicht, den Schweif einziehend, still ins Haus zurück. — Auf der Straße zeigt er allerdings weniger Sinn für Naturschönheiten und Kunst als für Laternenpfähle, Straßenecken und andere Hunde. Das mag aber daher kommen, daß sein Bedarf an Kunst und Wissenschaft durch den Umgang mit uns und seinem langjährigen Aufenthalt bei gebildeten Menschen gedeckt ist. Im Verkehr mit anderen seiner Art zeigt er wiederum eine seltene Klugheit: geht er doch still und ruhig, ebenso wie einem plebejisch aussehenden Köter, jedem Hunde, der stärker ist als er selbst, aus dem Wege. Er läßt sich nur mit edelrassigen, gleichgroßen, am liebsten noch mit kleineren Hunden ein. Diesen gegenüber zeigt

er sich stets als der Tapfere und Überlegene und fordert öffentliche Anerkennung seiner Überlegenheit. Jeden kleineren Hund, der ihn schief anzuschauen und falsch zu beriechen versucht, beißt er erbarmungslos weg! Dies Beriechen ist das einzige, was Gerda ihm nicht verzeihen, nicht abgewöhnen kann, trotz aller Reden, die sie ihm darüber gehalten hat. Wohl hört er sie demütig an und wedelt zum Zeichen des Verständnisses mit dem Schwänzlein wie ein Droschkengaul im Sommer, allein immer wieder fällt er in diesen Hundefehler zurück. Was der Kerl auch alles beriecht! Hier geht sein Geschmack ganz andere Wege als der seiner Herrin — eigene, charaktervolle Wege!

So wie Peter Gerdas, so ist Kater Mau Doris' Tier. „Mausi“, „Mussi“, „Schussi“, „Tschuß“ — so ruft sie ihn, wenn sie zu Hause ist. Dann erhebt Mau langsam und bedächtig den Kopf — er zeichnet sich ja überhaupt durch eine ungeheure Bedächtigkeit aus, der Kater — öffnet blinzeln die bernsteinfarbenen Augen, klopft verstehend mit dem Schweif, legt sich auch wohl auf den Rücken, damit sie ihn unter dem Kinn krauen soll, um dann wieder in seine geradezu klassische Ruhe zurückzusinken. Vor allem aber zeichnet sich Mau durch eine geradezu vorbildliche Ordnungsliebe aus. Er kann es z. B. nicht leiden, daß etwas steht, wo es nicht hingehört. Etwa Milch oder Butter oder Fleisch oder Fisch. Keiner Gefahr achtend, klettert er dahin, wo solche Beweise der Unordnung zu finden sind, selbst auf die höchste Spitze eines Bordes, und beseitigt den Gegenstand des Anstoßes kurzerhand dadurch, daß er ihn in aufopferungsvoller Weise auffrißt. Meine Frau und den Mädchen geht allerdings — leider! muß wahrheitsgemäß gesagt werden — jeder Sinn für diese opfer- und sinnvolle Tätigkeit des schwarzen Gefellen ab. Sie schelten ihn einen verschlagenen Dieb und manche Ohrfeige holt sich das gute Tier in der Küche! Da er auf Ordnung im Hause hält, sitzt er zumeist in einem Lehnstuhle der Diele, alles beobachtend, was ein- und ausgeht. Tritt ein Lieferant ins Haus, so folgt er ihm leise in die Küche. Sowie die Waren auf dem Tische liegen, stellt sich Mau auf die Hinter-

beine und langt mit der einen Vorderpfote nach den Sachen, um zu probieren, ob sie auch gut und preiswert sind. Zu gelingen sieht es aus, wenn sich auf einmal ein schwarzes Armchen auf den Tisch schiebt und mit einer Kralle irgend etwas herunterzuziehen versucht.

Gelingen ist Maus Verhältnis zu Peter. Im weiten Bogen geht der Hund stets um den Kater herum. Er hat auch alle Ursache dazu! Kann doch Mau den Grund, weshalb Peter im Hause am Weserstrand Kost und Wohnung bezieht, mit dem besten Willen und trotz eifrigen Nachdenkens ebensowenig einsehen als irgendein anderer Sterblicher. Dazu kommt, daß sich Peter, der eine unglaubliche Fixigkeit im Fressen besitzt, sowie er mit seiner Mahlzeit fertig ist, über den Teller des bedächtigen Mau hermacht und in einigen Schluckbewegungen seinen ganzen Inhalt verschwinden läßt. Dann sieht ihn Mau mit blinzelnden Augen verachtungsvoll von der Seite an, ohne sich im übrigen etwas merken zu lassen. Wenn aber nachher Peter zur Beförderung der Verdauung freudig schwanzwedelnd im Garten umherspaziert, so stürzt sich der Kater plötzlich aus irgendeinem Busche, in dem er lauend gefressen, auf den Backelschwanz, beißt und kratzt ihn, um mit derselben Schnelligkeit wieder im Busche zu verschwinden. Ja, es kann nicht geleugnet werden, daß der Kater den Hund auch wohl ohne jeden erkennbaren Grund angreift und jämmerlich verhaut. In solchem Falle setzt sich Peter hin und heult und jammert steinerweichend. „Seini Tedda“ aber rennt zornig hinter Mau her, um ihn wegen seiner Untat zu züchtigen, während Doris wiederum hinter Gerda herläuft, um ihren schwarzen Liebling vor allzu strenger Strafe zu schützen. Doch sehr, sehr selten nur kommt es zu einer Bestrafung des Missetäters! Denn sowie er eine Freveltat begangen hat, reißt er aus, was das Zeug hält, klettert irgendwohin, wo er unerreichbar ist, und schaut ruhig, mit den Augen blinzelnd, ohne sich zu rühren, ohne sich aufzuregen, auf die Menschen und den Peter herunter, die seinen erhöhten Sitz drohend umtanzen. Ist die Luft nach einiger Zeit rein,

so kommt er still herunter und schmiegt sich schnurrend und schmeichelnd zu Doris' Füße. Ubrigens weiß man es im voraus, wenn Peter Prügel bekommen wird; man sieht dem edlen Rater nämlich die schlechte Laune, die sich irgendwo und irgendwann auf den Schwanz des „guten“ Hundes entladen wird, genau an, und noch nie haben wir uns geirrt, wenn wir prophezeit hatten: „Heute bekommt Peter Haue.“

Wie er zu uns gekommen ist, unser Mau? Zu Kriegsbeginn war es, als eine kleine schwarze Katze von glänzend schönem Felle sich in unserem Garten einfand und durchaus nicht mehr fortzubringen war. So oft ich sie auch versagte, immer wieder war sie da. Da beschloß ich sie zu erschießen. Schon hatte ich mein Teschin zur Hand genommen, schon war die todbringende Patrone in den Lauf gesteckt, da erreichte es das Flehen der Kinder, die das zutrauliche, wirklich hübsche Kätzchen liebten, daß ich ihm das Leben schenkte. Es wäre mir sowieso unsagbar schwer geworden, das schöne Tier zu ermorden. Nun durfte Mau — so wurde der Rater genannt — in den Keller, wohin ihm die Kinder das Futter brachten; ins Haus ließ ihn damals meine Frau noch nicht hinein. Als aber die Winterkälte einsetzte, und Mau hinter mir herlief und sein Ratergesicht an meinen Beinen schmeichelnd rieb, da nahm ich ihn mit ins Studierzimmer, wo er sich hinter den Ofen legte. Da ist auch sein Plätzchen geblieben. Peter versucht allerdings, ihn von dort zu verdrängen; allein es gelingt ihm nicht. Eines Tages lag der Rater auf Peters Lagerstätte. Hilfsuchend wandte sich der Hund an mich. Ich ermunterte ihn, den Rater wegzujagen. Vorsichtig näherte er sich diesem, der fest schlief. Leise beroch er ihn, um ihn dann sachte mit der Nase anzustoßen und leise anzuknurren. Der Rater hob ein ganz klein wenig den Kopf, blinzelte träge und schläfrig Peter an, der sich achtungsvoll einige Schritte zurückzog, streckte sich und schlief, ohne sich um den ihn umtänzelnden Hund zu kümmern, ruhig weiter. Zum zweiten Male näherte sich Peter dem Rater. Diesmal stieß er ihn etwas kräftiger mit der Nase an, um dann,

als der Kater, ebenso träge wie vorher, den Kopf erhob, schnell einen halben Schritt zurückzuweichen. Und wiederum nickte Mau sanft ein. Ratlos stand Peter einen Augenblick da. Doch da der Kater ihm nichts getan hatte, wurde er dreister. Er stieß ihn fest mit der Nase an. Mau ließ sich überhaupt nichts merken. Noch mutiger ward der Hund. Kräftig stieß er zu, ja, stemmte endlich gar die Nase fest an den Kater, der tatsächlich einige Zentimeter fortbewegt wurde. Nun war diesem die Sache zu dumm geworden! Mit einer unglaublich schnellen Bewegung haute seine Pfote nach hinten und traf mit ihrer Krallen Peters Nase, der sie gerade fest in das schwarze Fell seines Hausgenossen gesteckt hatte. Mit einem Behgeheul sprang der Hund klagend zurück, seine Nase mit den Vorderpfoten reibend und mich jammernd ansehend. Mau aber blickte den Hund noch einmal ruhig, verachtend an und schloß ruhig weiter, als ob nichts gewesen wäre...

So verleben sie ihre Tage, die Tiere im Hause am Weserstrande. Wer es betritt, der macht sogleich die Bekanntschaft des Katers, der die Rolle des Flurhüters übernommen hat und seelenruhig wie ein buddhistischer Weiser im Sessel thront und jeden Eintretenden anblinzelt. Wer es durchwandert, der lernt auch Peter kennen, der zu harmlos ist, um jemanden zu schrecken, der vielmehr um den Preis einer Wurst mit den größten Spitzbuben Brüderschaft schließen würde. Die anderen Tiere aber werden jedem Freunde als große Sehenswürdigkeit gezeigt. Keiner kommt heraus, ohne seinen Zoll an Bewunderung gezahlt zu haben...

Die Perlenkette

Das Beste kommt immer zuletzt. So soll in diesem letzten Kapitel der Perlenkette unseres Hauses gedacht werden. Eine Perle reiht sich darin an die andere, jede anderen Aussehens zwar, aber alle von der gleichen, unvergleichlichen Kostbarkeit

und gleichen Wesens. Perlen, die sich ihres eigenen Wertes stets sehr bewußt waren, während wir in unseliger Verblendung und armseliger Torheit nur anfangs an ihren Wert glaubten, um allzubald diesen Perlenglauben mit schwerem Herzen wieder zu begraben, ob die Perle nun Lotti oder Fiffi, ob sie Anna oder Berta, Sophie oder Minna oder sonstwie hieß, die eine Zeitlang Haus und Küche schmückte! Ich hätte in anbetracht dessen auch als Überschrift die Worte wählen können, die wenigstens als Motto angefügt werden sollen: „Mit unserer Magd ist nichts getan.“

Neun Jahre waren wir verheiratet. Und hatten diese ganze Zeit über zwei Mädchen! Dann kamen wir nach Bremen ins Haus am Weserstrande. Und siehe, hier reihte sich in schneller Folge Perle an Perle, so daß in kurzer Zeit eine richtige Perlenkette entstanden ist.

„Mädchen sind auch Menschen“, das war stets der erste Grundsatz meiner Frau in ihrem Umgange mit den Perlen gewesen. Aber leider hielten die Perlen uns nicht für Menschen! — „Man muß sie stets als Mitarbeiterinnen betrachten, nicht als Dienerinnen“, das war meiner Frau zweiter Grundsatz. Und bald hielten daraufhin die Perlen sich selbst für Herrinnen und meine Frau für die Dienerin. „Vertrauen erzeugt Gegenvertrauen“, so lautete der dritte Grundsatz meiner Gattin. Doch die Perlen meinten, sie müßten dies Vertrauen auch ausnützen. Wozu ward es ihnen sonst geschenkt? O, wir haben etwas erlebt, wir haben durch den Umgang mit den Perlen unseres Hauses Erfahrungen gesammelt, sind weise geworden und haben unsere Bildung entschieden vervollständigt und abgerundet.

Soll ich erzählen von Anna, die morgens schon um fünf Uhr aufstand und um zwei Uhr nachmittags die Betten noch nicht gemacht hatte? Die die schmutzige Wäsche versteckte, damit ihr Schönheitssinn durch ihren Anblick nicht litte und sie sie nicht zu waschen brauchte? Die sich am Nachmittage im Keller zu schaffen machte, der „aufgeräumt werden mußte“, wo wir sie, da sie nicht wieder zum Vorschein kam, auf der Wäsche

schlafend fanden? — Oder soll ich Bertas Loblied singen? Sie zeigte einen solchen Eifer, daß sie nur mit Mühe dazu zu bringen war, ihren freien Abend und Sonntag auszunutzen. Ging sie aus, so war sie längst vor der Bettzeit wieder zu Hause. Allein sie riß, wenn alles dem süßen Schlummer sich ergeben hatte, aus, die Heuchlerin, und verbrachte ihre Nächte, die süßen Gluten ihres Herzens zu dämpfen, mit Franz und Ferdinand, mit Jakob und Friedrich — es kam ihr so genau nicht darauf an, dem tugendhaften Mädchen, das nur mit gesenkten Blicken demütig am Tage seine Straße wandelte, denn es hatte ein weites und weiches Herz, das niemandem etwas abschlagen konnte. So lieb war das Mädchen! Und daß es deswegen aus dem Hause mußte, konnte es nicht begreifen. „Sie wollen ein Pastor sein, wo die Menschen alle liebt?“ fragte sie mich entrüstet, als ich ihr dieser nächtlichen Ausflüge wegen Vorwürfe machte. Da war sie doch ein anderer Mensch, sie, das einfache Dienstmädchen! — Dann kam Ottilie. Sie suchte die Liebe nicht außer dem Hause, sondern innerhalb desselben. Und sie hielt zum Hause! Denn sie wollte, daß die Liebe in der Familie bliebe. Zart sinnige Brieflein auf rosarotem Papiere schrieb sie mir deshalb, glühende Gefühle offenbarend, sogar in süße, wenn auch hinkende Verse gesetzt. Selbst in ihrer Arbeit war sie für Poesie und Romantik und haßte jede Prosa und Alltäglichkeit, während sie zu meiner Frau in ein allzu prosaisches Verhältnis trat. Wir mußten auch von ihr scheiden! — Ebenso wie von ihrer Nachfolgerin, der dragonerhaften, germaniaähnlichen Susi. Wenn sie durch die Zimmer hastete in eiligem, festen, zielbewußten Schritte, dann folgte ihr immer ein Duft, ein Duft... als ob sie ständig guten, weichen Limburger in der Tasche bei sich trüge! Und obwohl ich durchaus kein Antilimburger bin, so liebe ich diesen Duft doch nur in bescheidenem Maße und höchstens beim Käse. Nicht aber an jungen Damen. — Und es ward Pauline der Perlenschnur angereicht. O, Pauline, warum mußt du Teller und Schüsseln, Gläser und Töpfe, Rippen und Spiegel — kurz, alles, alles, was in deine schönen Hände kam, zerschlagen? Wie sich einst-

mal's unter den Händen des Königs Midas alles in Gold verwandelte, so wandelte sich in ihren Händen alles in Scherben. „Scherben bringen Glück“, sagte sie lächelnd jedesmal, wenn ihr „mal wieder etwas passiert“ war. Als uns jedoch vor dem Übermaße des Glückes bangte, wie dem Gastfreunde des seligen Polykrates auf des Daches Zinnen, als wir ihr deshalb sanfte Vorstellungen machten, rümpfte sie die Nase und sagte: „Gott, von wegen solcher Kleinigkeiten! Es kann doch jedem Menschen 'mal was passieren!“ — „Wir müssen ein Mädchen vom Lande nehmen“, sagte nun meine Frau; „gib acht, dann wird's gut. Ich gebe mir Mühe und lerne sie an.“ Das Mädchen vom Lande kam. Eine rechte Unschuld. Naturwüchsig durchaus. Sie war sehr sparsam erzogen und sparte auch bei uns sehr. Vor allem an der Seife — obwohl kein Krieg war. Und weil sie eine edle Natur war, fing sie dies Sparen zuallererst bei sich selber an. Ihr Hals glich dem Halse einer Mulattin, und ihre Hände denen eines Senegalnegers zur Mitternachtstunde eines regnerischen Novembertages. Sie sparte auch am Küchengeräthe. Mit dem Finger, mit dem sie sich eben zuvor in ihrem Haar gekraht hatte — an dem natürlich Kamm und Bürste gespart waren — unternahm sie einen kühnen Bohrversuch in der Nase, um sodann mit demselben Instrumente — sie wollte doch einen Löffel sparen — in die Marmelade oder Butter hineinzufahren. Da begannen wir alle an Appetitmangel zu leiden. Und das Mädchen vom Lande ging aufs Land zurück. — Eine Mutter kam dazumal zufällig ins Haus am Weserstrande. Sie suchte gerade eine Stelle für ihre Tochter, die sie über die höchste Pappel hinaus lobte. Eine echte Perle sollte sie sein, diese Tochter, die mit geradezu blendenden Zeugnissen aufzuwarten hatte. Sie kam. Sie war sauber und bescheiden. Vor allem anspruchslos — der Arbeit gegenüber. Über die Maßen faul war sie! „Mein Gott auch“, erklärte sie, als ich ihr bedeutete, daß Arbeit das Leben süß machte und Pflichterfüllung ein gutes Gewissen gäbe, „wenn ich hätte arbeiten wollen, wäre ich man zu Hause bei Müttern geblieben.“ Daß

sie bei solchen Grundsätzen nur sehr kurze Zeit im Hause am Weserstrande blieb, das wird ohne weiteres einleuchten. — Es kam Gesine. Sie war ein armes Mädchen, das sich in fremder Leute Dienst nichts hatte ersparen können, da ihr allzu gutes Herz — wie oft und laut rühmte sie sich dieses Herzens! — sie veranlaßt hatte, alles, was sie verdiente, ihrer armen Mutter zu geben. Meine Frau vergoß Tränen der Rührung ob dieses Schicksals und schenkte ihr gleich am ersten Tage ein Kleid, am zweiten ein Hemd, am dritten einige Strümpfe, am vierten Unterkleider, am fünften ein Paar Schuhe — und so ging es weiter. Als das gute, arme Mädchen ausgestattet war, kam die arme Mutter dran. Auch sie bekam eine Unmenge Sachen. Gesine weinte ob dieser Güte meiner Frau abwechselnd Freuden- tränen und Tränen der Rührung und leistete heilige Schwüre, sie wollte so vieler Liebe und Güte niemals vergessen, sie vielmehr durch Treue, Dankbarkeit und rastlosen Fleiß wenigstens etwas zu vergelten suchen. Das hat sie denn auch in ihrer Art gehalten. Denn da ihr Bedarf an Wäsche sehr groß war, und auch die arme Mutter nicht wenig davon benötigte, so griff sie — der Freigebigkeit und Liebe meiner Frau sich gerne erinnernd — kräftiglich in unserem Vorrathe zu und hamsterte sich, vorsorglich wie sie war, nach und nach einen ganzen Braut- schatz zusammen. Als wir dies merkten, hielten wir es für ge- raten, die Hochzeit nicht erst abzuwarten, ließen diese Perle vielmehr ziehen. Schweren Herzens nur! Denn wer verlöre gern einen Menschen, der ihm ewige Treue und Dankbarkeit geschworen hat? — Dann hatten wir eine, die war lang und dünn wie ein Bindfaden. Ihren Namen habe ich vergessen. Nur wie ich sie nannte, wenn sie nicht dabei war natürlich, habe ich behalten: „Schlauch“ hieß ich sie. Dies Mädchen war eine Sehenswürdig- keit. Es konnte essen... essen... nein, dieser Ausdruck ist euphemistisch im höchsten Grade, sogar „fressen“ bezeichnet nicht richtig das, was geschildert werden mußte, um dem Leser auch nur einigermaßen einen Begriff von dem zu geben, was sie im Verschlingen von Nahrungsmitteln leistete. Litti und Tidi

waren unserem Schlauche gegenüber das, was ein Torfbauer dem Demosthenes gegenüber an Beredsamkeit ist. Bäcker und Kartoffelhändler rieben sich vergnügt schmunzelnd die Hände, da wir doppelt so gute Kunden waren wie vordem. Dabei war sie immer noch hungrig und spindeldürr. Wir ließen sie soviel essen, wie sie wollte, obwohl meine Frau heimlich vor Verzweiflung die Hände rang. Als sie sich jedoch eines Tages bei mir darüber beschwerte, daß sie bei uns Hunger litte, gab ich ihr den Rat, sie sollte unter diesen Umständen lieber nach Hause zu ihren Eltern zurückkehren oder nach Ägypten auswandern, wo es, wie ich aus der Bibel wüßte, gefüllte Fleischtöpfe in Masse geben sollte... Da meinte sie, sie sei überhaupt nur darum zu uns gekommen, weil sie mehr essen müßte, als ihre Eltern ihr geben wollten — wollten, sagte der „Schlauch“, statt konnten! — und daß sie auf den Aufenthalt in unserem Hause verzichten müßte, wenn... Da schmiß ich sie hinaus unter dem Vorgeben, ich wolle drei Schweine fett machen und bedürfe darum in Zukunft der von ihr verschlungenen Kartoffel- und Brotmassen. — Und Frieda kam. Sowie der Schlauch auf Kartoffeln und Brot hungrig gewesen war, so war diese hungrig auf Bildung und Bücher. Nein, war dies Mädchen gebildet! In ihren zierlich gespitzten Mund nahm sie nur äußerst gewählte Worte, die mit süßlicher Stimme und melodischem Tonfall unter scharfer Betonung der Endkonsonanten, vor allem des „s“ und des „t“ — wie sie es in der Oper gehört hatte — in ruhiger überlegener Würde ausgesprochen wurden. Es währte keine drei Tage, da liefen die Kinder s—tändig mit ges—pitztem Munde süßlich redend im Hause herum, so daß man die Empfindung hatte, in einer Freimarktschmalzkuchenbude zu sein und „Victoria“ mit viel, viel Schlagsahne zu essen. Schließlich ging sie auch an meine Bibliothek, die ihr aber nicht „gebildet—t“ genug vorkam, da „int—teress—ssant—te“ Romane darin fehlten — sie meinte „Mord- und Detektivromane“ von 450 Hefen zu zehn Pfennig das Heft einschließlich des großartigen, blutrünstigen Titelbildes. Ihr Aufenthalt in unserem Hause fand damit ein Ende, daß sie eines

Tages, als sie trotz wiederholter Warnung bei offenem Lichte in ihrem Bett las, die wunderbar gekräuselten Haare ihres gebildeten Hauptes und das Bett versengte. — „Wir wollen es mit einer älteren Frau versuchen“, sagte meine Frau nun, „die hat sich schon des Lebens Wind um die Nase wehen lassen und ist vernünftiger.“ Schön! Wir versuchten's. Und „Tante Anna“ kam. Ob die vernünftiger war! Wenn sie arbeite, wolle sie sich auch alles so einrichten, wie es ihr passend sei, erklärte sie mir. Und sie schaffte an: ganze Garnituren von Töpfen und Kesseln, Wasch- und Bringmaschinen, Wasserleitungsrohre, Teller, Küchengeräte, Stühle, Betten... Meine Frau hatte sich ganz verschüchtert zurückgezogen, ich wartete ab. Bis mir Rechnungen in Höhe von mehreren hundert Mark überreicht wurden. Nun verbat ich ihr die sinnlose Anschafferei. Nach acht Tagen erklärte Tante Anna, sie müßte eine „kleine“ Hilfe haben. — Die kleine Hilfe wurde bewilligt, und ein Mädchen zog ein. Die Hilfe der „Tante“ bestand darin, daß sie das Mädchen die ganze Arbeit allein machen ließ und wie der leibhaftige Satan hinterdrein war. O, sie hatte Ordnung im Hause, die Tante Anna! Scheu gingen ihr die Kinder aus dem Wege, verschüchtert wagte sich meine Frau nicht aus ihrem Zimmer heraus. Tante Anna selbst lag in den Pausen, die sie sich „in ihrer Arbeit gönnte“, in ihrem Zimmer. Als es kalt zu werden drohte, kam sie zu mir und verlangte, ich sollte ihr einen Dauerbrandofen in ihr Zimmer stellen lassen, damit sie sich, wenn sie es sich in den „kurzen Pausen“, die sie sich „zwischen durch“ gönnte, auch gemütlich machen und sich „zu Hause“ fühlen könnte. Ich fragte sie spöttisch, ob sie nicht auch noch ein Sofa wünschte? Bei den Unkosten, die wir gehabt hätten, käme es ja nicht darauf an, und das Gefühl der „Gemütlichkeit“ käme dann gewiß erst recht bei ihr auf. Da antwortete sie freudestrahlend: Sie sei allerdings nicht so unbescheiden, ein Sofa zu fordern, aber sie habe mich eben um ein Ruhebett (Chaiselongue) bitten wollen. Schließlich erklärte sie mir — weder Dauerbrandofen noch Ruhebett standen schon in ihrem Zimmer —, als ich ihr Vor-

haltungen darüber machte, daß sie die Anordnungen meiner Frau nicht nur nicht befolgte, sondern genau das Gegenteil derselben ausführte, sie sei nicht in unser Haus gekommen, um Anordnungen zu befolgen, sondern um solche zu geben. Als ich ihr daraufhin kündigte, machte sie einen Riesenlärm im Hause, lief vor das Haus und rief die Passanten zusammen, denen sie von der schlechten Behandlung erzählte, der sie bei uns ausgesetzt gewesen sei... Schließlich verlangte sie den Lohn für drei Monate und zog noch an demselben Tage aus. Ich glaube, ich hätte ihr auch noch den Lohn für sechs Monate ausgezahlt, wenn sie ihn verlangt hätte, nur, um die „gute Tante Anna“ loszuwerden. Noch jetzt nach Jahren erscheint sie mir in bösen Träumen, wenn ich zuviel Speckaal zum Abendbrot gegessen habe...

Soll ich noch weitere Perlen unserer Perlenkette schildern? Es sei genug des Guten! „Hoch klingt das Lied vom braven Mann!“ Warum soll nicht auch einmal das Lied vom braven Mädchen erklingen, wenn die Strophenzahl auch nicht vollzählig geworden ist? Denn der Tante Anna folgte die Tante Erna. Dann kehrten wir wieder zum System der „jungen Mädchen“ zurück, und Perle reihte sich wieder an Perle, genau wie zuvor, und alle, alle waren Variationen und Kombinationen der soeben geschilderten. Erst seit drei Jahren haben wir wieder ein weibliches Wesen gefunden, das der stille, gute Geist im Haus am Weserstrande ist... Darum wollen wir nichts von ihr sagen, denn von dem, was gut ist, spricht man nicht!

Schluß

Von dem, was gut ist, spricht man nicht? Und doch haben wir eigentlich nur von guten und schönen Tagen im Hause am Weserstrande gesprochen. Mit Recht! Denn man kann das eben gesagte Wort auch umkehren und sagen: von dem Bitteren, das man erlebt hat, spricht man nicht. Nicht zu solchen Menschen,

die dem Herzen nicht ganz, ganz nahe stehen, auch wenn man sie im übrigen durchaus achtet. Jeder hat schließlich an seinem eigenen Leide, hat an dem, was das Leben an Bitterem und Bösem ihm selbst bringt, schwer genug zu tragen, so daß er gern einmal den Sonnenschein leuchten sieht, ohne an die finsternen Gewitterwolken erinnert zu werden, die erfahrungsgemäß in jedem noch so schönen Sommer am Himmel drohend stehen und auch zur Entladung kommen.

Darum, lieber Leser, wenn du nunmehr mit diesem Blatte das Haus am Weserstrande verlässest, so glaube nicht, daß nur sonnige Tage in ihm verlebt werden. O nein! Aber wir haben uns alle stets bemüht, Leid und Sorge zu beherrschen und es unserem Leben und innerem Glücke dienstbar zu machen. Vielleicht haben diese Blätter dazu beigetragen, dir eine heitere Stunde zu bereiten. Dann haben wir ja das, was wir im Haus am Weserstrande erlebt haben, nicht umsonst erlebt! Schon hat es Früchte getragen, die schönsten und süßesten, die es geben kann. Denn anderen Menschen das Leben erheitern, anderen einen Sonnenstrahl erglänzen lassen — das ist das höchste Glück, das wir Menschen erleben können. Und — vielleicht auch das einzigste Glück, das es gibt. Jedenfalls das einzige, das Bestand hat.

Ende.

